P. o. germ. Storch, L.
1426 ed.
(4

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Ein deutscher Leinweber.

Zeit- und Lebensbilder
aus der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts

von

Ludwig Storch.

Zweite Abtheilung.

Karl von Spanien.

Roman in drei Theilen.

Erster Theil.

Leipzig,
Verlag von J. J. Weber.
1848.

431.D.

Karl von Spanien.

Roman in drei Theilen

von

Ludwig Storch.

Erster Theil.

Der Herzog von Burgund und Niederland.

Leipzig,
Verlag von J. J. Weber.
1848.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Ein deutscher Leinweber.

Zweite Abtheilung.

Karl von Spanien.

Erster Theil.

Erstes Kapitel.

Vor Jakob Fugger's Haus auf dem Weinmarkte in Augsburg warf sich ein stattlicher Reiter, der mit seinem Knechte hastig herangesprengt war, vom Pferde und stürmte in das Haus. Es war um die Mittagszeit eines schönen Frühsommertags zu Ende des Brachmonats im Jahre 1513. Ein schlankes, blühendes Mägdlein trat dem jungen Manne rasch entgegen, neugierig, zu sehen, wer eben angekommen sei. Kaum aber hatte sie den Reiter erblickt, als sie mit einem Laut der Ueberraschung schnell wieder durch die Hausflur zurücklief und verschwand. Der Reiter sah ihr nicht minder überrascht nach und sagte dann: „Ein günstiges Omen auf der Schwelle des Hauses! Ich möchte darauf schwören, das war die kleine Sibylle. Aber ist die groß und hübsch geworden!"

Einen Augenblick darauf stand der schöne und vornehm gekleidete Mann im Gaden vor der im hohen Polsterstuhle sitzenden dicken Hausfrau, deren fleischige Hände auf einem wohlgepflegten Mops in ihrem Schooße ruhe-

ten. Mit einem verwunderten, doch nicht unfreundlichen Blicke betrachtete Frau Sibylle den ihr unbekannten Fremden, der mit so deutlichen Zeichen der Freude, wie ein alter Bekannter, auf sie zueilte, beide Hände nach den ihrigen ausstreckend, und der träge Mops erhob das Haupt und knurrte; denn bis zum Bellen brachte es seine fette Stimme nicht. Der Eingetretene errieth den fragenden Blick der wohlgenährten Frau und sagte lachend: „Ich dachte mir es wohl, daß ich Euch allein hier finden würde, Frau Sibylle, und daß Ihr mich nicht mehr kennen würdet. Es sind freilich fünf volle Jahre, daß ich von Euch schied, und ich mag mich wol in dieser Zeit etwas verändert haben. Aber seht mich nur recht an; vielleicht kommen Euch meine Züge doch wieder ins Gedächtniß."

In diesem Augenblicke wurde die hintere Thür des Gaden, welche in die Küche führte, aufgethan, und jene blühende Jungfrau trat sittsam, mit dem weißen Tellertuch auf dem Arme und mit zinnernem Tischgeräth in den Händen, herein, augenscheinlich, um den Tisch zum Mittagsmahle zuzubereiten. Sie war, wie die Hauswirthin, in die einfache linnene Schaube gekleidet, und nur das hellgrüne Schürzenband gab Kunde vom fröhlichen, hoffnungsreichen Jugendsinne. Erröthend neigte sie sich vor dem jungen Manne und stand verwirrt, wie in den Boden gewurzelt, das sinnige blaue Auge gesenkt, das blühende Antlitz wie mit Purpur überzogen. Der Fremde eilte aber sogleich auf sie mit den fröhlichen Worten zu:

„Eure Pathe hat mich schneller erkannt, als Ihr, Frau Sibylle. Grüß' dich Gott, Sibyllchen! Warum liefst du draußen fort vor mir? Ich dachte mir's, daß du's gewesen seiest. Bist du emporgewachsen! Schäm' ich mich doch, dich noch du zu nennen. Gib mir deine Hand zum Willkommen!"

„So helft mir doch aus dem Traume!" ließ sich die Stimme der Hausfrau vernehmen, an fettem Tone mit der ihres Schooßhundes harmonirend. „Ich kenn' den Junker wol, aber sein Name fällt mir nicht gleich ein. Ihr wißt ja, was für ein schlechtes, kurzes Gedächtniß ich habe, und wie ich immer die Namen der Leute vergesse."

„Ei, wißt Ihr auch den Junker Marx von Bübenhoven nicht mehr zu nennen, Frau Gotte"*), fragte die junge Sibylle lachend.

„Ach, alle vierzehn heiligen Nothhelfer sollen mir beistehen!" zeterte die dicke Frau und warf den Mops vom Schooße, um den Junker würdig zu bewillkommnen. „Was mir da mein schlechtes Gedächtniß wieder für einen Streich spielt! Gott segne Euren Eingang, liebwerther Junker! — Freilich, freilich, Ihr seid ein Mann geworden, und was für ein stattlicher Mann! Und den ganzen Bart habt Ihr Euch wachsen lassen, wie die heiligen Apostel. Das ist die neue Art, die die Niederländer aufgebracht haben, wie

*) Gotte, schwäbisch, Bezeichnung der weiblichen Person, die ein Kind aus der Taufe hob, von diesem Kinde (dem Pathen). Götti, männlich.

mir mein Ehewirth berichtet hat. Nun ja, Ihr habt viele Jahre dort gelebt, und unter den Wölfen muß man mit heulen. Wer hätte in meiner Jugend einen solchen Bart an einem Manne gesehen! Man hätte ihn für einen Ströter oder Wegelagerer gehalten, und alle Kinder und Jungfrauen wären zeternd vor ihm davon gelaufen. Aber die ganze Welt verwandelt sich in unsern Tagen. — Nun zu tausendmal willkommen in Jakob Fugger's Hause, Junker! Grüß' Euch Gott und alle Heiligen!"

„Schönsten Dank, liebwerthe Frau!" versetzte Bübenhoven eben so fröhlich und herzlich, wie er von der Hausfrau angeredet worden war, und man hörte und sah es an jedem Worte, an jedem Blicke, die herüber und hinüber gingen, wie aufrichtig die Freude und die Liebe waren, welche diese guten und edlen Menschen sich gegenseitig zu erkennen gaben. „Ihr seid immer wohlauf und alert gewesen, Frau Sibylle," fuhr der Junker gesprächig fort. „Euer Ansehn beweist es. Auch hat meine große Anhänglichkeit an Euere werthe Person niemals unterlassen, mich bei Herrn Jacob nach Euern Gesundheitszuständen zu befragen, und ich habe stets die befriedigendste Antwort erhalten."

„Gott und die Heiligen seien gepriesen!" versetzte die dicke Frau geschmeichelt. „Ich sag' Euch Dank, Junker, für Eure ehrliche Nachfrage. — Doch, Pathe, geh' und credenze dem Junker einen Becher Firnen. Ihr bedürft der Auffrischung nach dem scharfen Ritte."

Das liebliche Mädchen verschwand durch die Thür, und Bübenhoven nahm auf erhaltene freundliche Einladung Platz neben seiner schmunzelnden Gönnerin. Er fragte nach Herrn Jakob.

„Die Herren von der Stadt und den Geschlechtern sind mit denen des Raths und den Zünftigen seit einer Woche schon jeden Morgen auf dem Rathhause versammelt, die Noth des gemeinen Manns zu berathen, der von dem Rath mit Frau und Kind schon satt wird in dieser theuern Zeit. Sie wollen vorbeugen, daß es hier nicht losgeht, wie in Regensburg, wo das Volk die Rathsherren ergriffen und einen geköpft hat. In andern Städten soll's auch schlimm hergehen. Der Teufel ist in das Volk gefahren, daß es nimmer gehorchen will. Ihr wißt, die Ernte ist nun schon im fünften Jahre eine knappe gewesen und verspricht — Gott sei's geklagt! — auch heuer nicht besser zu werden. Die Vorräthe sind fast aufgezehrt, der Hunger reibt dem armen Volke die Knochen auf, und um das Elend zu vermehren, hat der Kaiser unsere Stadt auch noch zum Sammelplatze seines Kriegsvolks gemacht, mit dem er — weiß nicht wohin — ziehen will; denn die Raufereien unsers gnädigsten Herrn nehmen kein Ende, und wenn Ihr nicht besser wißt, als ich, mit wem er wieder Händel hat, so müssen wir die Sache dahin gestellt sein lassen."

„Mit dem Könige von Frankreich, Frau Sibylle," entgegnete der Junker lächelnd.

„Helf mir Gott!“ rief die Frau in ihrer drolligen Weise; „ist mir doch, als hätt' ich mir von meinem Alten sagen lassen, der Kaiser und der König von Frankreich seien gar gute Freunde und feste Bundesgenossen, und ständen gegen Venedig und gegen — ach! was weiß ich! Ich habe ein schlechtes Gedächtniß und vermenge Dinge und Namen mit einander. Das soll St. Kilian behalten, der, wenn ich nicht irre, den besten Merks hatte. Aber helft mir doch, Junker! Belehrt mich! Sind denn der Kaiser Max und der König Ludwig nicht die besten Freunde?“

„Das waren sie im vorigen Jahre noch. Aber in zwölf Monden kann sich viel ändern. Und so sind denn in dieser Zeit die beiden Potentaten aus guten Freunden wieder bittere Feinde geworden —“

„Wieder einmal!“ schaltete Frau Sibylle mit komischem Ernst ein und schlug ein Kreuz, wie vor den Anfechtungen des Bösen. „Das ist wie Krethi und Plethi, bald Frater, bald Hader; heut pokulirt, morgen scharmutzirt mit einander. Vom gemeinem Manne sagt man: Pack schlägt sich, Pack verträgt sich; ich weiß nicht, wie man von Königen und Herren sagt.“

Bübenhoven brach in ein helles Lachen aus. „Ihr habt nicht Unrecht! Genug, der Kaiser hat sich zu Anfang dieses Jahres der sogenannten heiligen Ligue gegen Frankreich angeschlossen und auch seinen Vetter, den jungen König Heinrich den Achten von England, beredet, diesem star-

ken Bunde beizutreten. König Heinrich schifft nun eben ein starkes Heer von England nach den Niederlanden herüber; der Kaiser schickt seine neugeworbenen Heerhaufen theils nach Italien gegen die Venetianer, theils nach Burgund, das er in Verbindung mit einem eidgenössischen und einem niederländischen Heere dem Franzosen abnehmen und für seinen Enkel Karl erobern will, und endlich wird er selbst einen Theil des hier versammelten Kriegsvolks den Rhein hinab in die Niederlande führen, um es dort mit den Engländern zu vereinigen, und von da wollen die beiden gekrönten Häupter in Frankreich einfallen und sengen und brennen."

„Ja, das ist ihre Kunst — Gott sei's geklagt! Was Gott der Herr schafft und wachsen läßt, und was der Mensch mit sauerm Schweiße aufbaut und zurecht legt zu seines Leibes Nahrung und Nothdurft, das verwüsten und verderben die großen Herren; Menschen und Vieh schlachten sie unbarmherzig dahin, brennen die Hütte ab und zertreten das Saatfeld — und immer sagen sie, sie thäten's zur Ehre Gottes. Was geht dem gemeinen Manne die Freundschaft und Feindschaft des deutschen Kaisers und des französischen Königs an, und doch muß er sich das Fell von ihnen über die Ohren schinden lassen, während sie selbst einander kein Haar krümmen. Sind sie Freund mit einander, hat Niemand Genuß davon, als sie selbst; denn dann bankettiren und turniren sie und treiben allerlei Hoffarth und Unzucht; der gemeine Mann bekommt

keinen Mund voll Brod und keinen Schluck Wein von ihrer Tafel. Sind sie Feind, müssen es Land und Leute entgelten; sie stecken dem Bürger und Bauer den rothen Hahn aufs Dach und schonen das Kind im Mutterleibe nicht. Und wer muß denn den großen Hansen, den Edelleuten und dem Pfaffenvolk, die alle beisammenhalten gegen die armen Leute und sie bis aufs Blut schinden; wer muß ihnen den prasserischen Tisch bestellen und Truhe und Keller füllen, wer muß ihren lüderlichen Kriegsknechten den Sold zahlen und ihre Schlösser und Burgen bauen? Eben der gemeine Mann muß es thun, dessen Todfeinde sie sind."

„Ihr sprecht ja, wie die Bauern jetzt zu reden pflegen," warf Marx verwundert ein.

„Ei, es freut mich baß, daß das dumme Bäuerlein auch gemach anfängt klug zu werden und zu begreifen, daß es von den Herren für nichts gehalten wird, denn als Lastthier, und durch Lug und Trug um alle Gerechtsame und alte Freiheit gebracht worden ist."

„So viel ich weiß, ist das nicht die Meinung Eures Eheherrn. Herr Jakob mag nichts wissen von der Eigenhülfe des Bauernvolks."

„Weiß wol, und Meister Jakob spricht deshalb mit mir nicht von derlei Dingen, und wenn ich ihn drauf bringen will, fertigt er mich kurz mit den Worten ab: ich verstände davon nichts und solle mich um Kunkel und Kuchel bekümmern. Weiber hätten nichts mit dem Welt-

lauf und den Herrenhändeln zu verkehren. Ihr wißt, er macht nicht gern Worte, und was ihm in die Quere läuft, weist er grob ab. Aber ich habe so gut wie er meinen eignen Kopf und lasse mir es nicht nehmen, das für Recht auszugeben, was ich für Recht halte. Auch gibt er selbst zu, daß die vornehmen Meßpfaffen, die Klosteräbte, wie der zu Kempten, die kaiserlichen Amtleute und die adeligen Herren nicht recht am Bauer thun; doch sagt er stets, der Kaiser werde ihnen schon helfen. Ich glaub' aber nicht an des Kaisers Hülfe. — Doch möchte ich auch für mein Leben gern wissen, wo die Trauben hangen, und mir das schwache Gedächtniß gern anfrischen lassen. Seht, da kommt schon die Pathe mit einem guten Anfrischungsmittel. Thut mir Bescheid, wackerer Junker!"

Das züchtige Mägdlein reichte dem Junker hocherröthend einen Becher, dessen Rand dieser der Sitte gemäß nur mit den Lippen berührte, während seine Augen mit einem schwärmerischen Ausdrucke von Wohlgefallen auf der schlanken, frischen Gestalt der blühenden, jungen Sibylle ruheten, um ihn dann der alten Sibylle hinzureichen. Die kräftige Frau sprach: „Zu Euerm fröhlichen Willkommen!" und leerte das silberne Gefäß mit einem Zuge, winkte der Pathe, welche es sogleich wieder aus dem Kruge füllte, und reichte es dem Junker dar, welcher es mit den Worten ergriff und austrank: „Zu Eurer Gesundheit, Frau!"

„Ihr seid mir der rechte Mann, den ich brauche und

schon lange mir gewünscht habe,“ fuhr die Hauswirthin mit ausnehmender Freundlichkeit fort, und sie legte ihre fleischige Hand mit mütterlicher Vertraulichkeit auf Bübenhoven's Schulter. „Ihr werdet gern mit mir über die Dinge plaudern, die draußen in der Welt vorgehen, und mir Bericht sagen über die neue Zeitung; ihr werdet nicht unwirsch werden über mein schwaches Gedächtniß und ihm zu Hülfe kommen, wo's hapert. Gebt mir Eure Hand drauf, Junker, daß Ihr Euch nicht verschwören wollt gegen die Neugierde einer alten Frau! — Es soll Euer Schade nicht sein,“ setzte sie bedeutungsvoll lächelnd hinzu.

Bübenhoven schlug ein, und der Becher wurde von beiden noch einmal auf das neue Bündniß geleert. Während nun die Pathe Tisch und Küche besorgte und ihrestheils eben so großen Antheil an dem neuen Ankömmlinge nahm, als ihre Gotte, obgleich sich Beider Gefühle auf höchst verschiedene und einander schnurstracks entgegengesetzte Art äußerten, spann sich das Zwiegespräch zwischen den beiden Hauptpersonen fort.

„Nun so sagt mir nur mit wenigen Worten, lieb Junkerlein, wie verhält sich das mit der heiligen Ligue und wieder mit einer andern Ligue, die mein Alter die von Kamerich genannt hat, und gebt mir endlich Aufschluß, wer jetzt Freund und Feind bei den Herren Königen ist?“

„Ihr wißt doch, werthe Frau,“ begann Bübenhoven bereitwillig seine Lectionen und kam bald genug in den rechten Docententon, während die Blicke seiner aufmerk-

samen Zuhörerin liebäugelnd an seinen Zügen hingen; „Ihr wißt, daß die beiden Könige von Frankreich und Spanien sich vereinigt hatten, das Königreich Neapel brüderlich unter sich theilen.“

„Ja, ja! Sie jagten den König von Neapel fort und wurden dann selbst uneins. Es gab Krieg, wie allemal, wenn die großen Herren über einer Beute uneins werden; die Spanier siegten, der König Ferdinand behielt ganz Neapel für sich.“

„Ganz recht. Dann wurden Sie wieder eins und abermals die besten Freunde. Der König Ferdinand heirathete eine Nichte des Königs Ludwig und ließ diesen im Besitz des eroberten Herzogthums Mailand, wozu Ludwig gerade so viel Recht hatte wie Ferdinand zu Neapel, und wie Ihr und ich zum deutschen Reiche. Aber der französische König konnte es trotz aller Freundschaft mit dem spanischen nicht vergessen, daß ihm die Hälfte von Neapel, die er schon in der Hand gehabt, wieder entgangen war, und er sah sich im übrigen Italien um, ob er nicht eine gute Gelegenheit fände, sich anderweit zu entschädigen. Der ungeheure Reichthum Venedigs und vorzüglich der große Ländereibesitz dieses Freistaats auf dem Festlande Italiens war ihm schon lange ein Dorn im Auge gewesen. Er ärgerte sich, daß solche Pfeffersäcke, wie er die venetianischen Kaufleute nannte, größern Prunk und Aufwand machten, als er, der mächtige König des reichen Frankreichs vermochte. Es gelüstete ihm also, den wohl-

genährten Krämern etwas abzunehmen von ihrem Ueberfluß. Den übrigen Herrn Königen ging's gerade so, wie ihm. Auch ihnen war der übermüthige Prunk der Venetianer unerträglich, und Jeder von ihnen hatte wol schon lange darüber gegrollt. Sie waren und sind alle länder- und goldgierig, was eine Krone trägt, das weiß Niemand besser als ich, der ich lange genug um gekrönte Häupter gewesen bin — und Republiken sind den Königen zu allen Zeiten verhaßt gewesen. Als nun König Ludwig bei ihnen anfragen ließ, ob sie sich nicht mit ihm verbinden wollten, um den Venetianern abzuzwingen, was ihnen nicht gebühre, da waren sie gleich alle zu solchem Bündniß bereit."

Frau Sibylle nickte pfiffig, krabbelte ihren Mops und sagte: „Ja, wenn's ein Huhn zu rupfen gibt, kommen alle Geier friedlich herbei; über dem Theilen werden sie aber uneins."

„So geschah es auch hier wieder," bemerkte der Junker.

„Ich kann den venetianischen Hageprunk nicht leiden, so wenig wie den, der auch bei uns aufgekommen ist, so daß Bürger und Edelleute nicht mehr vor Hochmuth wissen, womit sie sich behängen und was sie essen und thun sollen, während der gemeine Mann am Hungertuche nagt und die Blöße nicht bedecken kann," fuhr die Kaufmannsfrau fort, „und wenn Meister Jakob so ein Alfanzer wäre, ich zög' ihm aus dem Hause; aber was ging's den Herren Königen an, wenn die Narren in Venedig ihr erwor-

benes Geld auf eine unnütze Weise verthaten? Sie gaben ihnen nichts dazu. Lassen sich's etwa die Könige wehren, wenn sie Dummheiten machen, und machen sie derselben nicht etwa genug? Nun ist nur der erhebliche Unterschied, daß die Venetianer ihr Geld redlich durch Handel und Wandel verdient haben, die Könige aber haben's ihren Unterthanen abgenommen. Jeder kann mit seinem Eigenthume machen, was er will."

„Dieser Meinung sind alle billig denkenden und vernünftigen Leute," bestätigte Bübenhoven. „Um so abscheulicher war das Bündniß, welches König Ludwig von Frankreich, Kaiser Maximilian, („Ja, ja, er nimmt's auch gern, wo er's haben kann, und die Venetianer haben ihn getückt, als sie ihm den Weg nach Rom verlegten, wo er sich die Kaiserkrone holen wollte," lachte Frau Sibylle dazwischen), König Ferdinand von Aragonien und der Papst Julius nebst mehren kleinen Fürsten, blind gegen Recht und Billigkeit, mit einander zu Kamerich in Frankreich — es werden nun fünf Jahre — abschlossen (der Papst trat erst ein Jahr später dazu), um, wie sie sich ausdrückten, die Länder Venedigs, welche dieser Staat ihnen geraubt habe, zurück zu verlangen. Der Papst gesellte sich nur bei, um die stolzen Venetianer gedemüthigt zu sehen. Aus diesem unseligen Bündniß ist nun das widerwärtige Durcheinander von Kriegen entstanden, welches die Welt seit vier Jahren verwirrt und unsägliches Unglück über Länder und Menschen gebracht hat. Denn

sobald die großen Jäger dem hülflosen Freistaate die Beute nun wirklich abgenommen, geriethen sie, wie Ihr wißt, und wie von ihnen gar nicht anders zu erwarten war, über dieselbe mit einander in Streit. Der Papst, dem die Demüthigung Venedigs genügte, und der von den reichen Kaufleuten ins Geheim gewonnen war, wollte nun die ihm gefährlich vorkommenden Franzosen in Italien nicht dulden — ihm bangte vor diesen zweideutigen Freunden — und er zog durch die wichtigsten Zugeständnisse den König Ferdinand auf seine Seite. Venedig benutzte schlau die Verstimmungen und den Zwiespalt der Verbündeten, und vor anderthalb Jahren wurde zwischen dem Papste, dem König Ferdinand und dem Freistaate ein Bündniß gegen Frankreich geschlossen, das man des frommen Zweckes wegen, welcher vorgeschoben wurde, nämlich: den Kirchenstaat gegen die räuberischen Franzosen zu schützen, die heilige Ligue nannte. Den Kaiser Max hatten die neuen Verbündeten nicht eingeladen und eigentlich gar nicht berücksichtigt —"

„Ich glaube, sie haben ihn gar nicht für voll angesehen," witzelte Frau Sibylle, „und in der That mit Eurer Erlaubniß — Ihr seid ein tyroler Kind und dem Kaiser treu ergeben — mir geht's nicht viel besser, wie jenen Königen und dem Papste. Es ist ein guter, lieber Herr, der Kaiser; er hat aber auch immer nur Narrheiten im Kopfe und deshalb ewig kein Geld. Statt im deutschen Reiche Ordnung zu schaffen, hadert und kriegt

er ewig mit andern Königen. Bei uns aber geht Alles darunter und drüber, so daß selbst Meister Jakob, der doch sonst den Kaiser schier anbetet, wie die Kinder Israel das güldne Kalb, misbilligend den Kopf schüttelt."

„Es kann wohl sein, daß Ihr nicht gar weit von der Wahrheit vorbei geschossen seid," versetzte der Junker mit einem feinen Lächeln, „doch würde ich das keinem Menschen weiter als nur Euch eingestehen, da ich Euch wie eine Mutter liebe und verehre. — Kaiser Maximilian blieb also der Bundesgenosse des Königs von Frankreich."

„Herr, wie lange?" unterbrach ihn die Frau mit komischem Ernst, indem sie die fleischigen Hände faltete und den Blick nach oben richtete. „Wir wissen schon, was wir von des Kaisers Bundesgenossenschaft zu halten haben. Es gibt keinen schwächeren, falscheren und unbeständigeren Bundesgenossen, als ihn. Er ist wie die hohen Gletscher, die nur in der Morgensonne glühen." —

„Das paßt nicht auf ihn allein, Frau Sibylle. Es ist die Eigenschaft aller Könige unserer Zeit. Und der gerühmte und vergötterte Herr Ludwig ist in dieser Beziehung noch um vieles schlimmer, als unser Kaiser. Jedenfalls haben sie einander nichts vorzuwerfen. Ich weiß nicht, wer von Beiden dem Andern das Wort mehr und treuloser gebrochen hat. Doch würde die Treue des Kaisers diesmal fester gewesen sein, als die des Königs gegen ihn bei frühern Gelegenheiten, wenn Ludwig wirklich seinen drei Gegnern obgelegen und sich zum Herrn und

Meister in Italien emporgeschwungen hätte, wozu Anfangs aller Anschein vorhanden war. Die Franzosen erhielten nämlich in dem einundzwanzigjährigen Grafen Gaston de Foix, Neffen des Königs und Bruder der jungen Königin von Spanien — Ihr werdet gewiß von ihm gehört haben — einen Heerführer von so überwiegendem und außerordentlichem Talent, daß man sagte, er sei früher General als Soldat gewesen."

„Ach, das ist der junge Tollkopf, der am Ostertage vorigen Jahres in der grausamen und blutigen Schlacht bei Ravenna ins Gras beißen mußte, und von dem die Bänkelsänger schon auf den Straßen ein schönes, herzbrechendes Landsknecht-Liedlein singen. Das arme junge Blut! Er hätte es zu Etwas bringen können."

„Obgleich der junge und gewaltige Held die vereinigten Spanier und Italiener in jener mörderischen Schlacht aufs Haupt schlug, so war doch sein Tod der größte Verlust für Frankreich. Mit ihm gingen der Ruhm und das Kriegsglück der Franzosen in Italien zu Grabe; der errungene Sieg, der ihnen den Feldherrn gekostet, war gleichsam der Anfang ihrer Niederlagen, und schon nach wenigen Monaten sah König Ludwig sein Heer aus Italien verdrängt und sein Herzogthum Mailand verloren."

„Ja, und unser guter Kaiser Max ließ ihn auch im Stich."

„Leider ist's so. Er schloß einen Waffenstillstand mit Venedig, und seit Anfang dieses Jahres gehört er schon

der heiligen Ligue an, zu welcher auch der junge König von England, Heinrich VIII., durch seinen Schwiegervater, den König von Spanien, gezogen worden ist. Dieselben deutschen Söldner, die erst mit den Franzosen gegen die Italiener und Spanier gefochten, ziehen nun gegen die Franzosen."

„Ein Vieh ist nicht so unvernünftig als solch' ein Mensch, der eigentlich gar nicht weiß, weshalb er sich todt schießen läßt. Und die Weltklugheit des Kaisers richtet sich nach dem Kriegsglück; der Sieger ist sein Freund und Bundesgenosse, und wenn er kurz vorher sein bitterster Feind und Gegner gewesen. Der besiegte Freund wird im Nu sein gehaßter Feind. O Welt und Könige! Man möchte wohl vor Aerger über all' die Possen aus der Haut fahren, wenn man nur Hoffnung hätte, es außerhalb derselben besser zu finden."

„Die Folge war, daß Venedig, von der Habgier seiner neuen Bundesgenossen, vorzüglich von der des Kaisers gedrängt, in ein Bündniß mit dem König von Frankreich getrieben wurde. Und so sehen wir jetzt diesen König, der das erste Feuer gegen den reichen Freistaat aus Neid angeblasen hatte, als dessen Freund und Bundesgenossen."

„Es ist die Möglichkeit!" rief die dicke Frau. „Es klingt wie eine Fabel, und unter Hunden und Katzen kann's nicht bunter und toller zugehen."

„Der König Ferdinand von Aragonien hat, diesen Wirrwarr benutzend, neuerdings auf eigne Faust einen

guten Fang gemacht. Er hat die Königsfamilie von Navarra, ihm eben so nah verwandt als dem Könige von Frankreich, mir nichts, dir nichts aus dem Lande gejagt und dieses als ein gleichsam wohlerworbenes Eigenthum mit Spanien vereinigt; fürwahr einer der treulosesten Gewaltstreiche, welche jemals von einem mächtigen Könige an einem minder mächtigen schutzlosen Fürsten verübt worden sind."

„Wenn sich ein Dieb, der eine Hand voll Gulden gestohlen, erwischen läßt, so wird er gehenkt; ein Wegelagerer wird todtgeschossen, wie ein toller Hund: ein König, der ganze Länder raubt, heißt der katholische und wird gepriesen von Pfaffen und Laien als ein frommes Wunderbild. Und das raubt und sündigt, als ob es niemals sterben und vor einen unbestechlichen Richter treten müßte. Wie lange werden diese Könige noch ungestraft ihre Gräuel treiben! Ist nicht schon der wilde und trotzige Papst Julius, bald ihr Freund, bald ihr Feind, eines jählingen Todes gestorben? Was hat nun der händelsüchtige Mann davon! Wie wird er sich vor seinem Herrn und Meister verantworten können, dessen Statthalter auf Erden zu sein er behauptete? Ich möchte die Suppe nicht mit ihm ausessen, die ihm der Teufel auf höhern Befehl gekocht. — Doch sagt mir, liebwerther Junker, was haltet Ihr von dem neuen Papst? Ihr habt in Antwerpen und Brüssel doch ohne Zweifel schon sichere Kunde über ihn erhalten. Ist er auch wieder solch ein Eisenfresser?"

„Im Gegentheil, Frau! Ein fröhlicher Lebemann soll er sein, ein Freund der Tafel und des Bechers, der Jagd, des Spiels und Gesangs —"

„Ha ich merke schon, also auch ein Weiberjäger."

„Ihr müßt ihm schon deshalb gewogen sein, Frau Sibylle, weil er der Sproß eines Kaufmannshauses ist, das sich auf den Herzogsthron von Florenz gesetzt. Diese Mediceer, deren Sohn der Cardinal Giovanni dei Medici, der jetzige Papst Leo X., ist, waren in Florenz nicht mehr, als was die Fugger in Augsburg sind. Daraus entnehmt, was auch aus euerm Hause noch werden kann."

„Und wenn sie Fürsten werden, wie die Mediceer, so wünsche ich vor Allem, daß sie ehrliche Leute bleiben, wie mein braver Meister Jakob, und nicht Schelme, wie diese Könige."

„Gott erhöre Euern Wunsch!" sagte der Junker ernst. „Mögen die Fugger niemals vergessen, daß der Begründer ihres Ruhms und ihres Reichthums der edelste und beste Mann war! Mögen sie ihm nacheifern!"

Frau Sibylle wischte sich mit dem Schürzenzipfel eine Thräne der Rührung aus den gutmüthigen Augen. Sie hörte ihren Jakob gern loben, und aus dem Munde des ehrbaren Junkers, den ihr ihr Ehewirth so hoch gepriesen, klang ihr sein Lob doppelt angenehm.

„Ich freue mich," fuhr Bübenhoven fort, „die Kinder des Fuggerschen Hauses wieder zu sehen. Sie werden stattlich emporgewachsen sein. Ich seh' es an Eurer Pathe,

Frau Sibylle. Sie war ein Kind, als ich das letztemal unter Euerm Dache wohnte, und als eine blühende Jungfrau seh' ich sie wieder."

„Aber sie ist ein gutes und frommes Kind geblieben, meiner Augen Freude und meines Herzens Trost. So wie ihr Vater gestorben war — es sind im April drei Jahre gewesen — nahmen wir sie ins Haus. Ihr kennt ihre Mutter, die Frau Veronica. Ich will ihr nichts Uebles nachreden, aber sie ist ein hoffärthig Weib. Weil ihre älteste Tochter Anna mit dem vornehmen Herrn von Turzoin in Kremnitz vermählt ist, ihre zweite Ursula mit dem Herrn Philipp von Stein, und ihre dritte mit dem Herrn Walter Ehinger in Balzheim, so meint die Frau in ihrem Hochmuth, zur Sibylle müßte nur ein Reichsgraf oder gar ein Fürst kommen, und das stille demüthige Wesen meiner Pathe war ihr überall nicht recht. Das Kind sollte einhergehen, wie ein Pfau, und ist doch eine fromme Taube. Sie mußte noch bei Lebzeiten ihres Vaters viel leiden vom Unverstand ihrer Mutter. Jetzt hat sie's, wie sie's braucht. Sie ist unsre Tochter geworden."

„Gott segne Euch dafür, daß Ihr dieser bescheidnen Blume ihr rechtes Erdreich gegeben!" rief der Junker gerührt.

„Die auf Sibylle folgende Schwester," fuhr die gesprächige Frau zu berichten fort, „die kleine schmächtige Felicitas, ist nun schon fünf Jahre Dominikanernonne im Kloster der heiligen Katharine hier. Sie hat wohl gethan;

sie paßte nicht für die Welt. Ihr frommer Sinn stand auf den Himmel. Nun hat die Mutter noch die jüngste Tochter zu Hause, ihren Liebling, die Susanne, aus der sie nach Belieben eine Putzpuppe erzieht. Ich glaube, wenn es nicht von Kaiser und Reich bei schwerer Strafe verboten wäre, sie legte ihr Kleider von Gold- und Silberstück an, wie einer fürstlichen Prinzeß. Sie ist erst sechszehn Jahre alt, aber Frau Veronica erwartet schon alle Tage einen vornehmen Freiersmann. Die beiden Söhne meines verstorbenen Schwagers Ulrich sind auch noch zu Hause; nun der jüngste, Hieronymus, ist noch ein Bub von vierzehn Jahren, aber er macht meinem armen Ehewirth schon viel zu schaffen. Er ist ein widerspänstiger wilder Range, und die Mönche in der Klosterschule klagen, daß er Alles besser wissen wolle als sie. So ist's schier mit dem ältesten, dem Ulrich. Der will sich nichts von Meister Jakob sagen lassen und hat seinen eignen Kopf. Er arbeitet zwar mit auf der Fuggerschen Schreibestube und hat schon eine Reise nach Venedig gemacht; denn er steht im vier und zwanzigsten Jahre, aber mein Herr ist nicht zufrieden mit ihm. Er schimpft auf Pfaffen und Edelleute wie ein Rohrsperling zum größten Aerger seiner Mutter, die sich auch nicht mit ihm vertragen kann. Mehr Freude hat Meister Jakob an seines Bruders Georg Kindern, vorzüglich am jüngsten, dem Anton. Er ist jetzt zwanzig Jahre alt, aber so verständig und gesetzt, wie ein Dreißiger. Und im Handel und

Wandel ist keiner so anstellig und geschickt, als er. Mein Alter rühmt oft von ihm, daß er ihm hier in Augsburg die halbe Arbeit abnähme."

„Ich weiß, Frau Sibylle," bestätigte Bübenhoven. „Fast alle Briefe und Instructionen, die ich nach Antwerpen in der letzten Zeit empfing, sind von Anton geschrieben. Er hat viel Ernst und Verstand."

„Ja, Meister Jakob hat oft zu mir gesagt, der Bübenhoven in Antwerpen und der Anton hier werden die Säulen des Fuggerschen Hauses. Anton ist eben so schlicht und still, wie Ihr, Junker. Glaubt Ihr wol, daß er ein Leinweber werden wollte! Aber ich hab's nicht zugegeben, wenn auch Meister Jakob nicht übel Lust dazu bezeugte. Man muß in allen Dingen Maß und Ziel halten, auch in der Bescheidenheit. Es ist wahr, die Fugger verdanken dem Webstuhl ihren Flor; aber sie sind jetzt Edelleute. Der ältere Bruder Raimund weiß das besser. Das ist ein feiner fröhlicher Gesell; geht immer in knapper und gestickter Schaube einher, sitzt mehr zu Roß als am Schreibtisch, und Schneider, Schuster, Riemer und derlei Volk haben einen guten Kunden an ihm. In ganz Augsburg gibt's keinen schmuckern Edelknecht. Aber man kann ihm darob nicht gram sein; er lacht einem stets so freundlich und gutherzig ins Gesicht und ist immer guter Dinge. Für die Armen hat er immer offne Hand und für Jedermann ein gutes Wort. Er wird heuer noch Hochzeit halten in Kremnitz mit seinem Gespons, der

Katharine Turzoin, der Schwester des Georg Turzoin, und so werden die Fugger zwiefach mit diesem vornehmen ungarischen Hause verschwägert sein."

„Ich weiß, Frau Sibylle. Herr Jakob hat mich freundlich eingeladen, die Brautfahrt Raimunds nach Ungarn mit zu machen."

„Es wird Euch nicht gereuen, Junker. Und es kann kommen, daß wol gar eine Doppelhochzeit daraus wird. Ihr erinnert Euch noch der Regina, Raimunds und Antons Schwester. Nun sie ist ausnehmend schön geworden, das prächtigste Weibsbild im ganzen Fuggerschen Geschlecht. Sie zählt jetzt neunzehn Jahre, und in voriger Woche hat ein vornehmer Junker um sie geworben, ein edles Blut und von großem Anstand, der Herr Johannes Baumgärtner von Baumgarten auf Hohen-Schwangau und Erbbach, und Meister Jakob hat ihm als Haupt der Familie das Jawort gegeben. Wir wollen nur die Durchreise des Kaisers abwarten, um das Verlöbniß zu feiern. — Aber seht, da kommt mein Alter. Der wird Euch das Uebrige besser berichten, als ich."

Jakob Fugger trat in den Gaden, so bürgerlich einfach wie stets gekleidet, und seine ernsten Züge überflog es wie ein heitrer Sonnenstrahl, als er den Junker erblickte, der ihm entgegen eilte, und seine Hand streckte sich aus, sein Mund öffnete sich, den Angekommenen auf das Herzlichste zu begrüßen.

Zweites Kapitel.

Nach der Rückkehr des Junkers Marx von Bübenhoven aus Spanien im Jahre 1506 hatte er keinen sehnlichern Wunsch, als in die Dienste der Erzherzogin Statthalterin der Niederlande oder des jungen Erzherzogs Karl zu treten, um stets in der Nähe der edlen Fürstin, für die die stille Flamme seiner Liebe und Verehrung noch immer in ungeschwächter Glut in seinem Herzen fortbrannte, und seiner Mutter zu sein, der er die reinste Kindeszärtlichkeit widmete, und die Erzherzogin war nicht abgeneigt, seine Wünsche zu erfüllen, die ihren eignen entgegenkamen, obgleich sie sich das nicht selbst gestand. Aber der Junker versank in der Nähe der angebeteten Frau in eine träumerische Unthätigkeit, die um so gefährlicher für ihn wurde, als seine Mutter im nächsten Herbste einer Krankheit erlag und seine vom tiefsten Schmerz gesättigte Liebe jetzt nur noch einen Gegenstand hatte, die sanfte edle Fürstin. Wie eine Sonnenblume der Sonne, so hielt er seine Seele nur Margarethen zugekehrt; die übrige Welt versank für

ihn in einen farblosen Nebel, der ihm kaum erlaubte, die Umrisse der Dinge zu erkennen. Der fröhliche Jugendmuth war für ihn dahin. Das düstre Geschick der geliebten Fürstin schien einen niederdrückenden Einfluß auf ihn gehabt zu haben, den der Tod seiner Mutter vergrößerte. Die Fürstin hoffte, die Zeit werde seinen Schmerz verklären, wie sie den ihrigen verklärt hatte; aber Bübenhoven welkte sichtbar dahin, und man hörte fast nichts weiter von seinen immer bleicher werdenden Lippen, als leis hingehauchte Liederstrophen aus Margaretha's Gedichten. Die Erzherzogin jammerte der Zustand des jungen, ihr werthen Mannes, und kaum von der Trauer um den Verlust ihrer Gesellschafterin, der Gräfin von Tirol, genesen, in der ihr gleichsam eine Mutter gestorben war, sah sie mit Beben einem neuen noch schmerzlichern Verluste entgegen, und es schien, als werde der Tod nicht müde, ihr Alles zu entreißen, was ihrem Herzen lieb und theuer war. Um diese Zeit kam Jakob Fugger, von Handelsgeschäften gerufen, wieder in die Niederlande und bezeigte der Statthalterin seine Ehrfurcht durch persönliche Aufwartung, wie er zu thun gewohnt war. Die Fürstin leitete die Unterhaltung auf den Tod der Gräfin von Tirol und auf den schwermüthigen Sohn derselben, da ihr nicht unbekannt war, welch großen und thätigen Antheil der reiche Augsburger Bürger an dem guten Junker nahm. Er hörte ihr mit bedenklichen Mienen zu. „Was ist zu thun mit dem Unglücklichen?" schloß sie ihren traurigen

Bericht. „Wie ist zu verhindern, daß der arme Junker nicht verlöscht wie ein des Oels entbehrendes Lämplein?"

„Man muß ihm Oel geben, damit es von neuem auflebt," versetzte der wackre Leinweber ernst und bestimmt, und die Fürstin sah ihn fragend an. „Das Oel des Lebens ist Arbeit und Thätigkeit, durchlauchtigste Frau," fuhr Fugger fort, „und Arbeit ist nicht nur das Brennöl der Lebensflamme, sie ist auch das Heilöl für jeden Schmerz, für jeden Kummer. Es gibt keine Wunde der Seele, und wenn sie noch schlimmer wäre, welche nicht geheilt würde durch eine geregelte und angestrengte Thätigkeit. Es ist ein unglaublicher Gottessegen bei der Arbeit, und er thaut nicht allein vom Himmel auf sie herab, o er quillt noch vielmehr aus ihr selbst heraus, und die Quelle wird immer stärker und ergiebiger, je mehr wir uns der Arbeit befleißigen. Arbeit bringt nicht nur goldne Früchte der Erde; die unsichtbaren himmlischen Früchte, die sie uns in der Seele anhäuft, sind noch weit kostbarer. Das meiste Unglück in der Welt entspringt aus dem unseligen Umstande, daß die Menschen nicht arbeiten wollen. Hätten sie nur einmal den süßen Segen der Arbeit gekostet, die himmlische Befriedigung, die sie uns bringt, gefühlt, sie würden nie wieder Scheu vor der größten Freudenspenderin empfinden. Die Menschheit wäre im Nu von tausend lästigen Uebeln geheilt, die den Meisten das schöne Leben verbittern, wenn Jeder dasjenige arbeiten wollte, wozu er Beruf und Geschick hat, und die Güte des Schöpfers

hat es weislich so eingerichtet, daß jeder Mensch zu irgend einer Arbeit Beruf empfangen hat. Nun seht, gnädigste Frau — ich rufe Eure Verzeihung an, wenn ich die Wahrheit schlicht und derb heraussage; Ihr wißt, ich bin nur ein Leinweber, und Ihr müßt mir deshalb schon Manches zu gut halten — an den Höfen der Fürsten leben die Schranzen und das Bedientenvolk in steter Faulheit. Daher all die Schelmerei, Schleckerei und die bösen Dinge, all' die Verkehrtheit und Albernheit unter diesen Leuten. Weil das Feld nicht bebaut und gejätet wird, so schießt das üppige und geile Unkraut lustig empor und erstickt den Waizen. Würde das Volk zu einer vernünftigen Arbeit angehalten, es wäre nicht halb so toll und ungeberdig, und statt der Schelmenstücklein würde es gute und fromme Werke vollbringen. Ist einer ein fröhlicher Gesell, so wird er durch Faulheit ein Schelm; ist er ein stilles Herz, so wird er ein Narr. Der gute Junker Bübenhoven ist ein Narr geworden. Aber durch Arbeit ließ sich sein Gebreste heilen, und durch nichts in der Welt kann es von Grund aus geheilt werden, als durch Arbeit."

„Ihr habt wol recht, Herr Fugger," versetzte die sanfte Erzherzogin, „und ich habe die Wahrheit Eurer Behauptung an mir selbst erfahren. Wie würde ich all' die entsetzlichen Schläge des mir feindlichen Schicksals ertragen haben, wenn ich nicht zur Regentin dieses Landes berufen wäre, und die Regierung, sowie die Erziehung meines Neffen und meiner Nichten mir alle Hände voll zu thun

und zu schaffen gäben von früh bis spät. Aber was soll solch ein adliger Junker arbeiten, der für keine Arbeit erzogen, für kein Geschäft unterrichtet ist? Zum Krieger ist er nicht geboren. Seine sanfte Seele bebt zurück vor dem rohen Kriegshandwerk."

„Laßt mich mit ihm reden, durchlauchtigste Frau! Ich glaube, ich habe einigen Einfluß auf ihn. Ich habe schon heute Morgen einige Worte mit ihm gewechselt, und aus einer seiner Aeußerungen glaube ich schließen zu dürfen, daß es für ihn zuträglich ist, wenn er auf einige Zeit von Eurer Durchlaucht Hof entfernt wird. Ich werde ihn zu bereden suchen, mit mir nach Augsburg zu gehen, und bei mir gibt es genug zu thun für hundert solcher jungen Gesellen. Hätte sein väterliches Gut in Tirol nicht verkauft werden müssen, ich würde ihm rathen: geht und baut Euer Feld. Aber die Edelleute schämen sich jetzt der Bearbeitung des Bodens. Die Zeiten sind leider vorüber, wo das Wort galt: Nach der Messe zum Acker, vor der Vesper zum Turnier! Sie schinden lieber ihre Bauern, um prangen und prachern zu können, wie türkische Bassen. — Nun es gibt andere ehrliche Arbeit, der sich ein Junker nicht zu schämen braucht. Ich meine die des Kaufmanns. Mein gnädigster Kaiser hat mich in den Adelstand erhoben. Die edlen venetianischen Kaufleute schätzen sich Fürsten gleich, und Eure Kaufherrn in Antwerpen, Brügge und Gent sehen Eure vornehmsten Ritter über die Achsel an. Ich geb' Euch mein Wort, Durchlaucht, ich bring'

den guten Junker Bübenhoven durch Liebe — und ich lieb' ihn wirklich wie meinen Sohn — zur Vernunft und Gesundheit."

„Ihr habt da einen kostbaren Gedanken ausgesprochen, Herr Fugger!" rief die Statthalterin froh. „Ihr seid doch stets der Helfer in der Noth. Einst übergab ich Euch meinen wilden und unbändigen Toni, und ihr habt einen tüchtigen Bergknappen aus ihm gemacht, so will ich Euch nun meinen sanften und schwermüthigen Marx übergeben; macht mir einen tüchtigen und thätigen Kaufmann aus ihm."

Bübenhoven liebte und verehrte mit seinem tiefen kindlichen Gemüth den edlen Augsburger wie einen Vater, und deshalb fiel es diesem nicht schwer, den Junker zur Mitreise zu bereden, zumal die Erzherzogin selbst ihn mit milder Bitte darum anging. Und jede ihrer Bitten war ihm ja stets ein Befehl gewesen. Er nahm mit Thränen im Auge von ihr Abschied.

In Augsburg zog ihn der kluge und vorsichtige Fugger ganz allmälig und schier unbemerkt in die Thätigkeit hinein, und gleichsam spielend gewann der Junker Wohlgefallen an der stets wechselnden Beschäftigung. Erst war er auf der Schreibstube thätig, dann, als er sich einige Gewandheit erworben, wurde er in sein schönes Vaterland Tirol in die Fuggerschen Silberbergwerke geschickt; dann machte er eine Reise mit Fuggers Aufträgen nach Kremnitz und arbeitete eine Zeit lang mit Turzoin, der von eben so edler Geburt, wie er selbst, ihn lieb gewann, so

daß sie bald innige Freunde wurden. Von Ungarn zurückgekehrt, erhielt er von Herrn Jakob eine wichtige Sendung an befreundete Handelshäuser in Venedig, gegen welches damals eben die Ligue von Cambray (Kamerich) im Werke war, und nachdem der unglückliche und ungerechte Krieg gegen den Freistaat ausgebrochen und dadurch alle Verbindung zwischen ihm und Augsburg aufgehoben war, arbeitete Junker Marx wieder unter Herrn Jakob auf der Schreibstube. Dieser bemerkte mit inniger Freude, welch' ein treffliches kaufmännisches Talent in Bübenhoven geschlummert, und wie rasch sich dasselbe entwickle. Ordnungsliebe, Pünktlichkeit, Genauigkeit, Strenge mit Milde gepaart, und immer wachsende Thätigkeit erwarben dem Junker Ansprüche auf Liebe und Achtung, die Niemand williger zu erfüllen war, als das Oberhaupt des weltberühmten Handelshauses. Die trübe Wolke, welche das Leben des jungen Mannes überschattet hatte, war, wie Jakob gehofft, der wechselvollen und regelmäßigen Thätigkeit gewichen; der Junker blühete wieder kräftig auf und nahm Theil an allen schönen Lebensfreuden; aber über alle Hoffnung und Erwartung seines väterlichen Gönners und Freundes hinaus war Marx von Bübenhoven in kurzer Zeit ein ausgezeichneter Kauf- und Geschäftsmann geworden, dessen Gutmüthigkeit ihn zum Abgott aller Dienstleute machte. Jakob sah in dem Junker sich selbst wieder jung, und die Charaktergleichheit beider machte sie einander immer werther und theurer.

In Augsburg traf Bübenhoven auch wieder mit jener unglücklichen Frau zusammen, der er einst als Liebesbote seines jungen genußsüchtigen Fürsten in ihrem prächtigen Hause gegenüber gestanden hatte, aber die schroffe Kälte, mit der sie ihm jetzt begegnete und ihre ganze abgeschlossene und menschenfeindliche Lebensweise scheuchten ihn von ihr zurück, und es blieb bei einer kurzen und fremden Begegnung. Auch verweilte Bübenhoven nicht lange mehr in Augsburg. Durch Talent, Fleiß und Kenntnisse hatte er sich so hervorgethan und sich das Vertrauen seines Gönners in so hohem Grade erworben, daß ihn dieser zum Haupt und Leiter der Fuggerschen Commandite in Antwerpen erhob, wozu er sich wegen seiner genauen Bekanntschaft mit Land und Leuten vorzüglich eignete. Als ein in jeder Beziehung verwandelter Mann kehrte der Junker in die Niederlande zurück. Seine stille und schwermüthige Liebe zur Erzherzogin hatte sich zu einer sanften ihn beseligenden Empfindung verklärt. Wie der schöne, reine Morgenstern stand die hohe edle Frau in seiner Erinnerung am Himmel seiner Jugend, die nun für immer hinabgegangen war; und ohne Qual und Reue durfte er sein Auge an ihrem verklärten Bilde laben und begeistern. Seit er so ruhig und glücklich geworden war, hatte er in seiner schönen Seele die Fürstin alles Irdischen und Menschlichen entkleidet; sie war ihm das Ideal der Weiblichkeit, sie war ihm die Poesie, die hohe heilige Muse selbst geworden; und als er zuerst wieder vor ihr stand, sie zu

begrüßen, fühlte er eine unaussprechlich tiefe Ehrfurcht, die aber nicht mit Scheu, sondern mit Wonne und Seligkeit gepaart war, seine Seele durchzittern. Er wurde sich, als sie gütig und mild mit ihm sprach und ihre Worte wie himmlische Musik in seine Seele hereintönten, eines höchst-eigenthümlichen Verhältnisses zu ihr bewußt. Sie stand ihm unendlich fern und hoch, wie noch nie, und doch auch wieder so nah, wie noch nie, so nah, daß er sich wie einen Theil, einen Ausfluß von ihr, vorkam; es gemahnte ihn, als sei er ihr Geschöpf, ihr geistiger Sohn, und alles, was er sei und noch werden könne, habe er ganz allein ihr zu verdanken. Es erging ihm mit Margarethen, wie es tiefen Gemüthern mit den Sternen ergeht. Sie sind uns in ewige Fernen gerückt; wir verstehen, wir wissen nichts von ihnen, wir können ihr Wesen nicht erfassen; die genaue Kenntniß ihrer ist dem Verstande, dem beschränkten Geistesauge des Tages unerreichbar. Aber der menschliche Geist, dieser wundervolle Theil der Weltseele, hat nicht allein ein Tagauge; es ist ihm auch ein Nacht-auge gegeben, das Gefühl, und mit diesem blickt er tiefer und anders; er erfaßt die höchsten und heiligsten Dinge damit in unaussprechlichen Ahnungen. Er flügelt sich mit diesem befittichten Auge zu den Sternen empor, er zieht sie mit den Blicken dieses Auges, unzerreißbaren magischen Fäden, zu sich herab; er ist ihr Eigenthum, sie sind das seinige. Und so mit allem Göttlichen. Und so mit allem Tiefen, allem Erhabenen, allem unaussprechlich Schönen,

Wahren und Guten; allem, was über die Grenze des Staubes hinaus liegt und in die Unendlichkeit des Ewigen hinüberragt. — So auch war jetzt Marx von Bübenhoven zum innigsten Besitz der geliebten Fürstin gelangt, und — davon war er wie durch göttliche Eingebung überzeugt — sie nicht minder zu dem seinigen; in der heiligsten Umschlingung des Gefühlslebens waren sie unzertrennlich verbunden; in den Formen des Verstandeslebens standen sie in sternenweiter Ferne voneinander. Aber das Gefühl ist die unerschöpfliche Quelle der höchsten Seligkeit; der Verstand nur der Schöpfer momentaner Befriedigung. Marx fühlte sich selig im Gefühlsbesitz der Fürstin.

Ihre Stimme zitterte vor innerer Bewegung und Freude, als sie zu ihm sprach, der jetzt so blühend und kräftig vor ihr stand; sie wußte es ja, was ihm gefehlt, weshalb er gelitten; sie wußte auch jetzt, was sie ihm war, und was er ihr war, und daß ihr reines und edles Verhältniß zu einander nun fest stand für das ganze Leben. Sie rief in der Freude ihres Herzens ihre Kinder — denn sie nannte die Kinder ihres Bruders, die kleinen Vater- und Mutterwaisen, die ihrigen — herbei und erzählte ihm, wie einem Freund, von ihrem Wesen und ihren Fortschritten; sie klagte, daß Prinz Karl nicht Latein lernen wollte und Meister Adrian von Utrecht, sein Lehrer, viel Noth mit ihm habe; daß dagegen Pferde, Hunde und Waffen stets Gegenstände der höchsten Aufmerksamkeit des jungen Herrn seien; sie erzählte vom Stolz der zehnjäh-

rigen Prinzessin Eleonore, den sie Mühe habe zu dämmen, und von der heitern Drolligkeit der siebenjährigen Prinzessin Isabella, und sie verhehlte nicht, daß, so sehr sie auch die drei ältern Kinder liebe, die kleine dritthalbjährige wunderschöne Maria doch ihr Liebling sei. „Sie hat ein ächt habsburgisches Gesicht und ist das Ebenbild meines Bruders. Gott und ich — wenn ich das Leben behalte — sollen sie nur behüten, daß sie nicht auch so viel Minnehändel und daraus erwachsenes Leid erleben muß, wie ihr armer Vater," fügte sie lächelnd hinzu.

Marx begrüßte die vier fürstlichen Kinder, die ihm seine erhabene Gönnerin vorführte, und reisete, davon beseligt, nach Antwerpen, um das stolze Haus zu beziehen und dessen Gebieter zu werden, in welches er vor sieben Jahren als Page und Liebesbote seines Herrn gekommen war. Mit dem düstern Bilde der einst so hochmüthigen Frau, wie er sie zuletzt in Augsburg gesehen, in der Seele hatte er hier an der Stätte, wo sie in Glanz und Ueppigkeit gewaltet, Gelegenheit über den Wechsel menschlicher Dinge nachzudenken und in Erwägung zu ziehen, daß nur Reinheit und Bescheidenheit des Herzens verbunden mit gesegneter Thätigkeit den Schlägen des Geschicks trotz bieten. Und so warf er sich seinem Geschäft mit Lust und Eifer in die Arme und sah bald mit der größten Befriedigung die glänzenden Erfolge seines Strebens.

Fünf Jahre hatte er auf diese Weise dem Fugger=schen Handelshause in Antwerpen vorgestanden, als er von Jakob eingeladen wurde, nach Augsburg zu kommen, um Raimunds Brautfahrt nach Kremnitz mitzumachen.

Drittes Kapitel.

Bei Tische saß die junge Sibylle dem Junker gegenüber und erröthete, so oft er sie ansah; und er sah sie sehr oft an, und wann Herr Jakob ihn lobte, lächelte sie seelenvergnügt. Nach dem Essen nahm der frohgelaunte Hauswirth den Gast mit auf seine eigne Schreibstube und gab ihm hier die Hand mit den Worten: „Noch einmal, Marx, laß dich herzlich grüßen und willkommen heißen in meinen vier Pfählen! Drüben bei den Weibern konnte ich dir nicht Alles sagen, wie mir's um's Herz ist. In Gegenwart der Frauen ist mir all' mein Lebtag die Zunge wie gefroren gewesen. — Jetzt laß dich vor allen Dingen Eins fragen und zwar auf Ehre und Gewissen! Wie gefällt dir die kleine Sibylle, unsre Pathe und Pflegkind?" Der Junker sah den schelmisch lächelnden Mann mit einer Art Bestürzung an, als habe er ihm in der Seele gelesen und das Geheimniß, das sich dort seit ein Paar Stunden erst zu bilden angefangen und noch nicht einmal eine rechte Gestalt gewonnen hatte, schon errathen. „Si=

bylle?“ versetzt er stammelnd und erröthend, „ei sie ist fürwahr eine hübsche und stattliche Maid geworden, und ihre Züge bezeugen ein frommes und sittsames Gemüth.“

„Ich sage dir, Marx,“ fuhr Jakob mit feierlicher Stimme fort, ergriff den Junker bei beiden Händen und schaute ihm wohlwollend tief in die Augen und in das Herz, „sie ist ein Engel im irdischen Gewand. Sie hat keine Ader von ihrer Mutter. Lauter fuggersches Blut. Du hast mir oft mit Wärme von den guten Eigenschaften ihrer Schwester Anna in Kremnitz gesprochen und deinen Freund Georg Turzoin als Ehewirth derselben glücklich gepriesen. Und nun geb' ich dir mein Wort, Marx, die Sibylle ist noch weit besser, sanfter, herziger als die Anna. Wenn diese eine Perle ist in Gold gefaßt, so ist die Sibylle ein still duftendes bescheidenes Veilchen, ein süßes Kind, das vor sich selbst erröthet. Und der Mann, deß Eigenthum sie wird, kann auf Erden keinen größern und bessern Schatz erwerben. Was sagst du dazu? He?“

Der Junker schlug das Auge verwirrt zu Boden und antwortete in großer Befangenheit: „Ich zweifle nicht an der Wahrheit Eurer Worte.“

„Und hättest du keinen Wunsch, dieser Glückliche zu sein?“

„Mein Vater!“ —

„Möchtest du nicht wirklich mein Sohn, der Gespons meines lieben, frommen Kindes sein? Möchtest du nicht der Schwager deines Freundes Turzoin sein und dem

fuggerschen Hause ganz angehören?" fragte der edle Mann mit leuchtenden thränenschimmernden Augen und vor Aufregung bebender Stimme.

„O mein Vater!" rief Bübenhoven und warf sich an des väterlichen Freundes Brust. „Hat Euch denn Gott die Macht gegeben, die geheimsten Gedanken und Wünsche der Menschen in ihrer Brust zu lesen?"

„Also hab' ich wirklich deine Wünsche errathen?!" rief Jakob freudig aus. „Nun sieh, ich nahm bei Tische wahr, wie deine Augen mit dem Ausdrucke des Wohlgefallens und eines stillen Verlangens an Sibylles Zügen hingen. Ich glaubte, du hättest sie schnell liebgewonnen; denn was man wünscht, das glaubt man leicht. Und gesteh' ich dir's nur, seit drei Jahren, d. h. seit meines Bruders Ulrich Tod und Sibylles Aufnahme in mein Haus, wo ich täglich Gelegenheit erhielt, ihre stille Tugend und süße Herzensunschuld sich entfalten zu sehen, ist es mein geheimer Wunsch gewesen, Ihr beide möchtet ein Paar werden. Noch lebhafter wurde dieser Wunsch, ja er steigerte sich zum heftigsten Verlangen, als die unselige Trauerbotschaft vor zwei Jahren aus Rom bei mir einlief, daß mein theurer Neffe Marx, mein Liebling und die Hoffnung meines Alters, in seinem vier und zwanzigsten Jahre dort am Fuße von St. Peters heiligem Stuhle, nach dem er so heftig verlangt, in die frühe Gruft gesunken war. Du weißt, ich hatte einen ältern Bruder, Marx genannt, ein frommer Priester, der mein Lehrer und Erzieher war. Er starb

zu Rom, kaum dreißig Jahre alt, als Kanonikus der hiesigen Kathedrale. Als zehn Jahre später meinem Bruder Georg ein Sohn geboren wurde, nannten wir ihn zu Ehren des Verstorbenen Marx und bestimmten ihn dem geistlichen Stande. O und wie herrlich gedieh er! Wie früh sah ich das heilige Zeichen der Priesterwürde auf seinem Haupt glänzen! Welch' ein würdiger und ausgezeichneter Cleriker war er geworden! Und auch ihn raffte ein früher Tod dahin, wie seinen Ohm, auch ihn wieder in der heiligen Stadt, wie jenen! Seltsames Geschick! Gott wollte nicht, daß wir aus unserm Hause einen Diener seines dreimalheiligen Namens lange behalten sollten. Aber an den Namen Marcus hatte sich meine Liebe angehängt seit meiner Kindheit; und auch dich gewann ich schneller lieb, als sonst wol geschehen sein würde, weil du Marx heißest. Da, als mir nun der Tod meinen theuern Neffen genommen, gedacht ich dein, wie du dich doch so würdig gemacht, seine Stelle in meinem Herzen einzunehmen. Wem wol hätte ich mein Sibyllchen lieber gegönnt als dir; wer hätte sich mehr Anspruch auf solch' kostbaren Lohn erworben als du? Ich fürchtete nur immer, du möchtest dein Herz in Antwerpen oder Brüssel verschenken."

„Dies würde nimmer der Fall gewesen sein aus einem Grunde, den ich Euch wol später offenbare," versetzte Bübenhoven erröthend.

„Meine Hoffnung wuchs, als ich auf stete Erkundigung erfuhr, du haltest dich von allen Frauen fern. Und

nun denke dir meine Freude, als ich bei Tische aus deinen Blicken die im Herzen aufkeimende Minne zu Sibyllen zu errathen meinte!"

„Und ihr habt recht gerathen, mein Vater —"

„Die Freude drückte mir das Herz. Ich mußte gleich mit dir reden. Ich konnte es unmöglich verschweigen. Also du hast mein holdes Kind lieb gewonnen? Du willst sie heimführen, als dein liebes eheliches Weib?"

„Mit Euerm Segen, mein theurer Vater! Doch seid Ihr auch gewiß, daß Sibylle meine Liebe erwidert?"

„I, mein Junge, hast du denn nicht bemerkt, wie sie dich gar nicht recht ansehen konnte und immer über und über roth wurde? Pah, ich verstehe mich nicht viel auf die Weiber; aber an meiner Kleinen hab' ich genug gesehen, um zu wissen, woran ich bin. Doch nun warte! Wir müssen es klug anfangen. Wir dürfen uns bei Leibe nicht merken lassen, daß wir einig sind; sonst wird uns die alte Sibylle aufsässig, und mit der darfst du's nicht verderben. Sie hat dich ins Herz geschlossen, wie ich. Und auch ihr höchster Wunsch ist, daß du ihre Pathe heimführen möchtest. Aber das Minnewerk muß durch sie ausgeführt werden. Wir müssen ihr den Ruhm gönnen, daß sie Eure Herzen zusammenbringt. Du mußt dich hinter sie stecken und ihr deinen Wunsch ans Herz legen. Die Alte muß mir dann kommen. Ich stelle mich bedenklich, habe Dies und Das auszusetzen und zu erinnern. Sie wird ungeberdig, ich desgleichen, bis sie ihren Kopf durchgesetzt.

So müssen wir Kniffe spielen.“ Und dazu lachte der sonst so ernste Jakob schelmisch und aus Herzensgrund.

„So gehörst du nun ganz zu mir und bist ein Glied meines Hauses,“ plauderte er in seiner Glückseligkeit weiter. „Und das soll ein Hochzeitfest geben! Ein zweifaches, nein ein dreifaches! Denn der junge Herr Baumgärtner von Baumgarten hat um die Regina, meines Bruders Georg einzige Tochter, gefreit und das Jawort von mir erhalten. Wir ziehen alle nach Kremnitz, um das Fest dort zu feiern. Auch meine dicke Alte muß mit. Da bring' ich sie doch auch einmal aus ihren Pfählen. Doch laß dir nur vor der Hand nichts merken von unsern Plänen. Ich erwarte den Kaiser heute oder morgen auf seiner Kriegsfahrt nach den Niederlanden gegen Frankreich. Wir haben ein Geldgeschäft miteinander. Ist die Sache abgemacht und die Majestät fort, dann können wir an unsre Abreise denken. Doch könnte sich vorher nöthig machen, daß du eine heimliche Reise nach Venedig unternähmst.“

„Nach Venedig? Ist durch die neue Bundesgenossenschaft des Freistaats mit seinem alten Feinde, dem Könige von Frankreich, nicht jede Verbindung desselben mit dem deutschen Reiche abgeschnitten und hart verpönt?“

„So ist's. Der Kaiser ist so bärbeißig auf die Republik, daß kein Saumroß über ihre Grenze herüber nach Oestreich soll. Diese Strenge müssen wir zu unserm Vortheil benutzen. Im ganzen Reiche schreit man nach den venetianischen Waaren und zwar um so ärger, je weniger

sie zu haben sind. Das ist nun einmal menschliche Thorheit. Aber wenn der Kaufmann vom Bedürfniß der Menschen lebt, so wird er von ihrer Thorheit reich. Und die Menschen sind jetzt thörichter, als sie je gewesen sind. Der Kaiser ist mir seit wir den letzen Kauf über die Freiherrschaft Schmüchen abgeschlossen — es sind nun vier Jahre — wieder eine hübsche Summe schuldig. Und er muß zu dem neuen Kriege wieder neues Geld haben. Ich vermuthe, er wird mir wieder eine neue Herrschaft zum Kauf anbieten. So sehr ich nun auch dazu geneigt bin, so laß ich es mir doch nicht merken. Ich versichere ihn, daß ich Land und Leute nun genug hätte; er soll mir einen geheimen Freibrief zum Handel mit Venedig geben. Und er wird ihn geben; denn er braucht mein Geld."

„Ihr macht stets einen guten Handel mit Sr. Majestät," sagte der Junker lächelnd.

„Dafür bin ich Kaufmann. Ein Kaufmann, der nicht an seinen Vortheil denkt, führt diesen Namen mit Schanden. Die kaufmännische Selbstsucht ist der Geist des Handels und Verkehrs; sie verträgt sich trefflich mit der Ehrfurcht vor den gekrönten Häuptern, vor der Kirche und jedem Gesetz. Der Kaiser braucht mein Geld, um damit Vortheile für sich zu erringen. Es ist billig, daß er mir dafür Vortheile zugestehe. Er ist im Besitz von Macht und Land. Wohl, er gebe mir Freiheiten, er verkaufe mir Ländereien. Der Kaiser konnte mir die ihm geliehenen Summen nicht zurückzahlen; so hat er mir allmälig

die Grafschaften Kirchberg und Marstetten, die Freiherrschaften und Güter Weißenborn, Pfaffenhoven, Wellenstetten und Schmüchen verkauft. Er ist seiner Verbindlichkeiten ledig, und wir sind, wie immer, die besten Freunde."

„Ihr mögt von Euerm Standpunkte recht haben; doch wird das allgemeine Wohl dadurch nicht gebessert, daß Ihr dem Kaiser stets offne Kasse haltet und dadurch seiner thörichten Kriegslust Vorschub leistet. Wenn er sich nicht immer und immer wieder mit dem und jenem auswärtigen Feinde herumbalgen könnte, müßte er sein Auge mehr auf das eigne Reich werfen und mit Kraft und Nachdruck der Unordnung steuern, die immer mehr überhand nimmt und ihm zuletzt über den Kopf wächst. Zu welcher Zeit ist es wol im deutschen Reiche kunterbunter zugegangen, als in unsern Tagen?"

„Eins will ich dir sagen, was dir noth thut," versetzte Jakob, „wenn du bei deinem neuen Stande, den du dir selbst gewählt, bleiben willst, so kümmere dich nicht ein Mehres um das weltliche und geistliche Regiment, als sich mit deinem Nutzen verträgt. Ein Kaufmann soll kein Staatsmann sein, am wenigsten aber ein Feind und Widersacher der von Gott eingesetzten Ordnung. Regiment muß sein. Nicht Alle können befehlen; die Meisten müssen gehorchen. Bedenke aber auch, daß die, welche zu befehlen haben, nicht minder Menschen sind, als die, welchen Gehorchen Pflicht ist. Der Kaiser ist ein braver und wohlwollender Herr, ja er hat den besten Willen von der

Welt, Allen zu helfen; hätten die Stände, Fürsten, Ritter, Städte und Bauern so guten Willen, wie er: Alles wäre in der schönsten Ordnung; aber er ist ein Mensch und mit Mängeln und Irrthümern behaftet, wie du und ich. Was er fehlt, hat er zu verantworten, wenn er einst vor seinen Richter tritt. Wir haben uns deß nicht zu kümmern. Uns gilt der Spruch: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gotte, was Gottes ist. Wir haben als Kaufleute auf unsern Vortheil zu sehen, als Bürger aber auf den Vortheil unsrer Stadt; wir haben uns den habsüchtigen Adel vom Leibe zu halten durch Opfer und Gewalt, und wenns Noth thut, die frechen Bauern zu züchtigen. Im Uebrigen aber jedem das Seine zu gönnen und zu lassen. Von meinen Bauern — und ich habe doch deren jetzt an sechstausend — darf keiner sich über Härte und Druck oder über Ungerechtigkeit beklagen. Wenn Jeder seine Pflicht thäte in seinem Kreise und vom Andern nicht mehr verlangte, als ihm von Gott und Rechtswegen zukommt, so würde all' der Noth und dem Elend, das die Welt jetzt aufregt, ein schnelles Ende gemacht sein."

„Das ist's eben, woran es überall fehlt," sagte der Junker. „Keiner ist darüber klar, was ihm Pflicht und was ihm Recht ist. Der Pflicht möchte er quitt und ledig sein, Rechte nimmt er maßlos in Anspruch. Es ist keine Liebe und keine Billigkeit unter den Leuten. Wenn alle wären wie Ihr, mein Vater, es störte kein Hader den Frieden. Aber der Kaiser will immer Länder erobern;

es frommt ihm nicht. Er sollte Ordnung, Recht und Frieden im Reiche schaffen; er sollte den Adligen mit Nachdruck wehren zu rauben und zu plündern und die Bauern zu schinden; das würde ihm frommen. Was hilft der ewige Landfrieden auf dem Papier, der täglich gebrochen wird? Die Stände wollen ihm nicht gehorchen; jeder Fürst und Edelmann im Reiche thut, was ihm gelüstet. Sie betrachten das Volk wie eine Heerde Rind- und Schaafvieh, von der man allen nur erdenklichen Nutzen ziehen muß. Jeder sucht so viel Geld zu gewinnen, als er kann, ob mit Recht oder Unrecht, das ist nicht die Frage. Die Städte wollen auch oben hinaus und keinen Herrn über sich anerkennen. Am schlimmsten aber treibt's die Pfaffheit. Geld gewinnen, um sich das faule Fleisch mit allen erdenklichen Lüsten zu ergötzen, das ist ihre Loosung. Das arme Volk steckt in einer Presse, an deren Schwengel hüben die Fürsten und Herrn und drüben die Prälaten und Pfaffen aus Leibeskräften arbeiten, um sich nachher gemeinschaftlich in dem ausgepreßten Blute zu berauschen."

„Du bezeichnest die Dinge ziemlich, wie sie sind. Aber wir können die Sachen nicht ändern. Wir haben weder Geschick noch Macht dazu. Es ist auch nicht unsers Amts. Wir müssen uns damit getrösten, daß es Gottes Wille also ist, und daß er es anders macht, wenn es ihm gefällt. Wir haben nichts zu thun, als das, was wir als Pflicht erkannt, oder was uns als solche in weltlichen und göttlichen Gesetzen vorgeschrieben ist. Damit bin ich nun

vier und funfzig Jahre in der Welt ausgekommen und gedenke damit auch auszureichen bis ans Ende. Wenn Andere ihre Pflichten verletzen, werden sie selbst einst den größten Schaden davon haben. Ich kann sie nur bedauern, aber mich in ihr Treiben zu mischen, fällt mir nicht ein. Ein Jeder muß für sich selbst stehen. Dies ist mein Glaubensbekenntniß, und ich wünsche, es wäre auch das Deinige."

„Ihr werdet mir zu bemerken gestatten," erwiederte Bübenhoven mit einem leichten Anflug von Unmuth, „daß das Menschengeschlecht, wenn Alle dächten und thäten, wie Ihr, immer dasselbe bliebe und in keinerlei Weise eine Veränderung erlitte. Dies ist aber offenbar nicht Gottes Wille. Denn Alles ist im ewigen Wandel begriffen. Das glorreiche Ritterthum ist fast verschwunden, und wie auch der Kaiser und der König von Frankreich sich abmühen, es am Leben zu erhalten, es liegt in den letzten Zügen und ist wol gar schon todt. Die Landsknechte haben ihm den Garaus gemacht. Von andern Gedanken werden die Menschen erfüllt, von andern Wünschen getrieben, als ehedem. Wir jagen und drängen einem Ziele zu, das wir nicht kennen; aber Gott hat den mächtigen Trieb in uns gelegt. Wir können nicht widerstehen. Seht doch an uns beiden, wie so ganz die Welt sich geändert! Euer Großvater Hans war ein armer Leinweber; Ihr selbst seid am Weberstuhl aufgewachsen. Und nun seid Ihr ein Kaufmann, dessen Namen in der ganzen Welt geehrt wird.

Das wäre vor einem oder zwei Jahrhunderten nicht möglich gewesen. Aber der Geist der Zeit, welcher der Geist Gottes selbst ist, hat Euch getrieben, Euch zu erheben.

Mein Großvater war ein stolzer Ritter in den Tiroler Bergen, der auf alle Krämer, und wären es die reichsten Kaufherrn von Venedig, Genua und Florenz gewesen, mit Verachtung herabsah. Und nun seht seinen Enkel! Das einsame Bergschloß seiner Väter ist in andern Händen, und er arbeitet in der Schreibstube des reichgewordenen Leinwebers. Ist's nicht etwa auch der Geist Gottes, der mich treibt? — Nun seht, mein Vater! Nicht in uns beiden allein ist er mächtig. Er drängt in dem Bauer, wie in dem Gelehrten. Alle sind darüber einig, daß die Dinge nicht so bleiben können, wie sie sind. Es ist ein Frühlingsdrang, der durch die Welt zittert, und der die Fesseln des alten Winters abschütteln will. Es ist lang genug Winter gewesen in der Welt."

„Ich höre aus dir die Jugend sprechen," sagte Jakob. „Das sind all' die Dinge, die mir der heißblütige Barthelmä Welser oft genug vorgesagt hat, und wie sie jetzt mein toller Neffe Ulrich täglich zu Markte bringt, freilich nicht mit solcher Bescheidenheit und Ruhe, wie du. Aber dadurch wird Unrecht nicht Recht. Du wirst mit der Zeit ruhig über den Lauf der Welt denken." Und mit strengerem Ernst fügte er hinzu. „Ich aber wünsche, daß im Hause der Fugger kein Neuerer sei. Deshalb bin ich daran, dem Ulrich, wenn er nicht auf meine Warnung hört,

sein väterlich Erbe auszuantworten und ihm den Abschied zu geben. Und du, mein Sohn, der Nachkomme eines alten Adelsgeschlechts, der einstige Page des Königs von Kastilien und Herzogs von Niederland, der Schützling der edlen Erzherzogin Margarethe, wirst am wenigsten gemeinschaftliche Sache mit jungen Tollköpfen machen, sei ihr Angriff nun gegen das weltliche oder gegen das geistliche Regiment gerichtet. Hüte dich vor Ulrich und seinen Kumpanen! Sein Treiben macht mir großen Kummer." Damit wandte er die Unterhaltung auf rein geschäftliche Gegenstände und ließ sich von Bübenhoven über die jüngsten Vorkommnisse seines Antwerpner Hauses berichten.

Viertes Kapitel.

Als der Junker nach einigen Stunden auf den Hof trat, um seinem Knechte Befehle zu geben, begrüßte ihn der dicknasige Reitknecht Jakob Fuggers, der gutmüthige, drollige Veit Schellenberger, mit ehrerbietiger Herzlichkeit, verzog aber das Gesicht, an und für sich schon eine ausgezeichnete Fratze, zu einer fürchterlichen Mißgestalt, indem er auf ein Paar Esel deutete, die er mit schweren Körben zu bepacken eben beschäftigt war.

„Da seht, wie weit ich's gebracht habe in diesem Hause, Junker," ließ er sich dazu in einem weinerlichen Tone vernehmen. „Ich und Herr Fugger gehen ganz verschiedene Wege. Während er alle Tage reicher und angesehener wird und in wenigen Jahren so viel Land und Leute erworben hat, wie ein Reichsfürst, bin ich vom Pferd auf den Esel gekommen. In der That, ich habe schier weiter nichts mehr zu thun, als diese beiden Freunde täglich zwei, auch wol dreimal mit Fressalien zu beladen und in die Fuggerei hinaus zu führen, damit Frau Sibylle das Lumpenvolk dort füttere."

„Was ist das?“ fragte Bübenhoven und trat hinzu. Er sah Brod und Speck und Töpfe mit Hirsen, Erbsen, Linsen und Bohnen in den Körben. In diesem Augenblick kam die junge Sibylle geschäftig aus der Thüre, welche aus der Küche auf den Hof führte, um noch einige frische Wecken in die Körbe zu legen. Sie nickte dem Junker mit süßer Freundlichkeit zu und sagte sanft: „So, nun kannst du gehen, Veit.“

„Gott segne Euch, Jüngferlein!“ versetzte der Dicknasige schmunzelnd. „Ihr vergeßt doch auch nicht, den Kleinen eine Schleckerei zu machen. Schwarzbrod füllt wol den Bauch in dieser schweren Zeit, aber was wissen die Kinder von Noth und Theurung! Ein Wecken ist ihnen süßes Manna in der Wüste, und wer ihnen den in die Hand steckt, wenn sie hungrig sind, ist ihnen ein Engel. Bah, ich möchte wissen, was Euch noch fehlte, ein solcher zu sein! Wenn Frau Sibylle nicht zu dick wäre, würde ich sie ebenfalls für ein himmlisches Geschöpf erklären. Es fehlt ihr nicht am guten Willen, es zu sein. Gott segne sie!“ Damit wischte er sich die Augen.

„Die Arznei für den Kaspar Gogel werd' ich selbst mitnehmen. Nun geh!“ drängte das Mädchen. „Wir werden gleich nachfolgen.“

„Ach, meinem Vetter Kaspar helfen nicht Pillen und Latwergen mehr,“ seufzte der Reitknecht. „Ich denke, ein frommes Gebet für seine Seele, das Ihr an seinem Bette sprecht, wird ihm zu dem, was ihm allein noch noth thut,

förderlicher sein. Und seinen Kindern — na der Heinz ist mein Pathe, der fällt mir zu. Die andern will ich Euch überlassen."

„Meinst du, daß es so schlimm mit dem Kaspar stehe?" fragte Sibylle mit ängstlicher Theilnahme.

„Pah, ich sah's ihm heute früh an, daß er nicht lange mehr stöhnen wird." Damit trieb Veit die Esel aus dem Hofe.

„Was hat das Alles zu bedeuten?" fragte der Junker das sanft erröthende Mädchen, indem er ihre Hand ergriff. „Für wen sind diese Eßwaaren bestimmt?"

„Für unsere Armen in der Fuggerei," versetzte Sibylle lebhaft. „O, Ihr müßt die Fuggerei jetzt sehen! Heute noch! Kommt mit uns hinaus, das wird die Gotte erfreuen. Es sind jetzt vier und siebenzig Häuser fertig, und dies Jahr sollen wieder sechs oder acht gebaut werden. Lauter arme Leute wohnen darin. Und weil das Brod jetzt so theuer ist, daß es die Armuth kaum erschwingen kann, so speis't die Gotte täglich die Aermsten in der Fuggerei, und sie würde eher keinen Bissen zu sich nehmen, so gern sie auch ißt, bevor nicht die hungrigen Mäuler vor dem Jakobsthore gestopft wären. Während die Herren auf dem Rathhause lange Berathungen halten, wie die Armen der Stadt zu sättigen seien, macht's Frau Sibylle kurz: Veit muß ihr den Proviant täglich auf den Eseln hinausführen, die eigens zu diesem Dienste bestimmt sind, und so schlimme Grimmassen er auch dazu schneidet,

er thut's doch gern und würde es nicht dulden, sollte ein Andrer diesen Dienst verrichten. Draußen aber geht sie von Haus zu Haus und theilt selbst aus, und ich muß ihr dabei zu Händen sein. Müde und hungrig kommt sie heim, und dann schmeckt ihr selbst Essen und Ruhe vortrefflich, und die Armenfütterung erhält sie und die Armen gesund, wie der Doktor Stetten, unser Hausarzt, sagt. Als Ihr heute ankamt, waren wir noch nicht lange aus der Fuggerei zurück."

„Nicht vergebens ist Gottes Segen bei dem Fuggerschen Hause," sagte Bübenhoven gerührt. „Als die Tochter desselben bist du schon ein glückliches Kind, Sibylle. — Und der kranke Mann, von dem du sprachst? —"

„Ist ein armer Weber, ein naher Verwandter Veits, und dieser hat ihn wohl gepflegt. Kaspar wohnt auch in der Fuggerei."

„Ich begleite Euch. Ich will Euch die Liebesgaben austheilen helfen."

Die alte Sibylle belobte den Junker laut um diesen Entschluß; die junge that es still für sich; doch konnte ihr Marx die Freude darüber an den Augen absehen.

Als sie in der Vorstadt ankamen, erblickte der Junker mit großer Befriedigung die Reihen der hübschen blanken einstöckigen Häuser, welche, Herrn Jakobs und Frau Sibyllas Schöpfung, sich während seiner Abwesenheit weit ausgedehnt hatten. Die Kinder, welche auf der Straße spielten, liefen den beiden Frauen entgegen und küßten

ihnen die Hände und wurden bald darauf aus den Eselskörben mit Wecken bedacht. Vor einem der kleinen Häuser, auf welches die junge Sibylle eilig zuschritt, stand Veit mit betrübtem Antlitz, vor ihm ein stattlicher Kriegsmann im einfachen Waffenrock mit einem alten Filzhute auf dem starken Kopfe, und eine etwas zerzauste, und unscheinbar gewordene Feder würde ihn als Führer oder Hauptmann verrathen haben, wenn es nicht sein ganzer Anstand schon gethan hätte. Mit dem Reitknecht im Gespräch, welches einen weinenden Knaben zu betreffen schien, der zu Veits Seiten stand, grüßte der Krieger das Fräulein mit ritterlichem Anstand.

„Der Kaspar ist so eben gestorben,“ wandte sich Veit schluchzend zu den Angekommenen; „als ich an sein Bett trat, hauchte er gerade die Seele aus. Gott sei ihm gnädig! Drin sitzen die armen Würmer; voriges Jahr die Mutter, heuer der Vater; es ist hart. Und den Buben da, meinen Pathen, will der Ritter als Roßbuben mitnehmen in den burgundischen Krieg. Aber deß fürcht' ich mich einer Sünde. An Kaspars Leiche — gleich sein Kind — nein, das geht nicht, Herr Ritter —“

„Nun, wie du willst,“ versetzte der Krieger. „Ich hab' es gut mit dem Buben gemeint, und er hat große Lust, mit mir zu gehen, wie du selbst von ihm gehört hast. — Ich hatte,“ wandte er sich zu Bübenhoven, der auch hinzugetreten war, „vor einigen Tagen in Augsburg angekommen, viel von dem merkwürdigen Bauwesen des

Herrn Fugger für die Armuth gehört und ging heute Abend heraus, um mir die neue Colonie anzusehen. Da heult der Bub da jämmerlich an der Thür, und auf meine Frage nach seinem Leid erzählt er mir, sein Vater sei eben gestorben, seine Mutter schon lange todt. Sein Wesen gefällt mir; er ist ein stämmiger Bub, zwölf Jahre alt, wie er sagt, kann in vier Jahren schon ein wackerer Landsknecht werden. Der Kaiser braucht junges Blut. Derweil will ich ihn als Roßbub mitnehmen. So lernt er den Dienst bei Zeiten. Der Junge sagt mir zu. Da kommt sein Götti und Vetter da und macht ihn mir wieder streitig."

„Das ist brav von dir, Veit," sagte die junge Sibylle. „Nein, aus der Fuggerei soll keine so junge Waise mit in den Krieg. Wäre der Knabe vier oder fünf Jahre älter und hätte den rechten Verstand, könnte er Landsknecht werden, wenn er wollte. Jetzt dürfen wir es nicht zugeben."

Der Krieger verbeugte sich artig, und der Junge heulte, wie es schien, jetzt aus Verdruß, daß er nicht Roßbub werden durfte.

Der Junker hatte an der kostbaren goldnen Halskette des Kriegers schon bemerkt, daß er keinen gewöhnlichen Rottenführer vor sich hatte; auch erinnerte er sich immer deutlicher, ihn schon gesehen zu haben.

„Ich bin Euch schon früher irgendwo begegnet," sagte er verbindlich, „und wenn ich nicht irre, am kaiserlichen Hofe selbst."

„So seid Ihr wol auch einer der kaiserlichen Hauptleute? Ich bin Florian von Isselstein aus Flandern, einer der vom Kaiser bestellten Hauptleute für die niederländischen Reiter, welche die Statthalterin Seiner Majestät zur Verfügung stellen wird. Und ihr?"

„Ich bin kein Krieger," entgegnete Bübenhoven mit einem Anflug von Beschämung. „Doch darf ich mich adliger Geburt rühmen. Ich heiße Marx von Bübenhoven."

„Ah, ich habe von Euch gehört!" sagte der Ritter mit einem spöttischen Zug um den Mund. „Ihr habt zu einer Fahne geschworen, unter der man den alten Adel nicht zu suchen pflegt." —

Der Hauptmann entfernte sich, und die junge Sibylle trat in das Häuschen, um für die Seele des gestorbenen Mannes ein Gebet zu sprechen. Marx stand schweigend hinter ihr. Die Begegnung mit dem Hauptmann hatte ihn verstimmt. Zum erstenmale fühlte er etwas wie einen Vorwurf in seiner Brust, daß er nicht, wie seine Standesgenossen, als Krieger mit in des Kaisers Heeren ziehe. Der kriegerische Geist seiner Väter regte sich in dem stillen friedlichen Träumer. Er half den beiden Frauen bei Vertheilung der Lebensmittel, aber er war zerstreut, und der jungen Sibylle Blick ruhete öfter fragend auf ihm, und wenn sein Auge dem ihrigen begegnete und ihre Seele ihn gleichsam wie mit Flügeln umfing, oder ihr sanftes Wort zu ihm herübertönte, mußte er still seufzen.

Auf dem Heimwege vernahmen sie aus dem Gedränge

auf den Straßen, daß der Kaiser eben in die Stadt ziehe, und als sie zu Hause anlangten, wurde ihnen gemeldet, Herr Jakob habe sich bereits in die Pfalz verfügt, um seine Majestät zu begrüßen.

Die junge Sibylle wünschte den Empfang des Kaisers zu sehen und bat den Junker vertraulich, sie zu begleiten. Er nahm ihren Arm und führte sie nach der Pfalz, von wo der Jubel des Volks erschallte, der sich überall im ganzen Reiche erhob, wo der leutselige Maximilian sich sehen ließ. Bübenhoven fühlte sich seltsam bewegt; ein Zwiespalt ging durch seine Seele, wie er ihn noch nie empfunden, doch entglomm die süße Minneglut zu der holden Maid an seiner Seite immer stärker in ihm. Der Zauber, der von ihr ausging, umstrickte ihn mehr und mehr, als er an sie geschmiegt durch die Volkshaufen schritt.

„Es ist doch das schönste Loos für einen Menschen, sich so geliebt zu sehen, wie der Kaiser täglich und stündlich von allen Leuten erfährt," sagte Sibylle.

„Weshalb glaubst du wol, daß er so sehr und von Allen geliebt wird, selbst von denen, die seine Handlungsweise nicht selten tadeln?" fragte Marx. „Wird er es wol, weil er ein so tapferer und gewaltiger Krieger oder weil er ein so feiner, höflicher und freundlicher Herr ist?"

„Gewiß nur weil er alle Herzen durch seine Leutseligkeit gewinnt. Georg von Frundsberg, der tapfre Feldoberst des Kaisers, ist doch gewiß ein eben so großer Krieger, wie der Kaiser selbst, und Jedermann im deutschen

Reiche spricht von ihm. Habt Ihr aber je gehört, daß ihn Jedermann liebe wie den Kaiser?"

„Würdest du wol einen berühmten Krieger oder einen thätigen Kaufmann lieber zum Gatten haben?"

„Ich habe noch nie daran gedacht, daß ich eines Mannes Ehewirthin werden könnte."

„Und wenn nun ein Mann deine Liebe gewonnen hätte, würdest du lieber wollen, er sei ein Kriegs- oder ein Kaufmann?"

„Immer das Letztere. Ich bin eine Fuggerin, und alle Fugger sind Kaufleute. Ich liebe den Frieden, und wenn ich mich einem Manne zu eigen gegeben, möchte ich auch mit ihm leben und sein in Liebe pflegen, nicht aber stets um sein Leben in Angst und Sorge sein."

Sie langten auf dem Hofe der Pfalz an, der Kaiser war mit seinen Begleitern eben von den Pferden gestiegen. Die Häupter der Stadt nahten ihm ehrfurchtsvoll. Er dankte ihrem Gruß aufs freundlichste und ging dann auf Jakob Fugger los, reichte ihm die Hand und sagte: „Herr Jakob, wir haben Euch einen Legaten des neuen Papstes mitgebracht, den hochwürdigen Cardinal von Sitten. Der heilige Vater hat, eingedenk Eurer Verdienste um die Kirche und das Reich, Euch in sein Wohlwollen genommen und um so mehr, als er selbst aus einer Kaufmannsfamilie stammt. Seht zu, was der Legat an Euch auszurichten hat." Damit führte er den verwunderten Fugger einem Manne im geistlichen Kleide zu, der von einem Maulthiere gestiegen

war, und redete ihn an. „Hochwürdiger Herr, dies ist Jakob Fugger, mein kaiserlicher Rath, an welchen Eure Sendung von Seiner Heiligkeit geht."

„So hab' ich Euch zu vermelden, ehrenfester Herr," sagte der Cardinal, „daß Seine Heiligkeit Euch, in Betracht Eurer großen Verdienste um die Kirche Christi, zum Ritter und Grafen des lateranischen Palastes ernannt und Euern Namen bereits in das goldne Buch des Lateran mit eigner Hand eingetragen hat. Ich bin von Seiner Heiligkeit erwählt worden, Euch die Urkunde über Eure Erhebung und die Insignien der Ritter= und Grafenwürde zu überbringen und werde Euch dieselben morgen in der Mitte des versammelten Domkapitels überreichen."

Fugger verneigte sich bescheiden mit den Worten: „Ich bin nicht würdig der hohen Ehren, welche mir der Statthalter Christi erweiset, aber ich nehme sie in dankbarer Demuth an als ein Geschenk von St. Peters Stuhl, und bestrebe mich wenigstens, mich derselben so würdig als möglich zu machen." Er trat zurück und theilte seinen Mitbürgern, die schon etwas von des Kaisers und des Legaten Worten vernommen hatten, auf ihr Befragen, die neue Mähr mit. Die Kunde verbreitete sich schnell im Kreise und gelangte bald auch zu Bübenhovens und Sibylle's Ohren. Das holde Kind schlug die Hände vor Freuden zusammen. „Da seht Ihr's nun, Junker," wandte sie sich zu ihrem Begleiter, „so etwas wird selbst den besten Kriegsleuten selten zu Theil. Die Meisten werden ja

todt geschossen oder gehauen, eh' sie's nur halbweg zu etwas gebracht haben. Bleibt Ihr ja beim Kaufmannsstande, damit Ihr auch einmal so ein goldner Ritter werdet."

Der Junker lächelte schwermüthig. „Goldner Ritter!" flüsterte er vor sich. „Ja, das Gold ist der Herr der Welt. Dieser schlichte Mann wäre nicht goldner Ritter, wenn das Glück seine Thätigkeit nicht mit Gold gesegnet hätte. Dieser Papst trüge nicht die Tiare, wenn seine Väter nicht Gold und durch das Gold einen Fürstenthron erworben hätten. Doch man muß zum Kaufmann geboren sein, wie zum Krieger. Ich bin es nicht. Mich hat die unselige Liebe zu der hohen Fürstin in die Schreibstube der Fugger getrieben, und sieh, die Liebe ist's wieder, die mich heute an der Schwelle des Fuggerschen Hauses empfing, die mich darin fesselt. Ich werde nicht Krieger, aber will auch kein goldner Ritter werden. Mein eigner Name wird im Glanz des fuggerschen erlöschen und verschwinden." Dies waren die Gedanken des stillen und bescheidnen jungen Mannes auf dem Heimwege; aber sie stimmten ihn traurig. Sein weiches Gemüth, das ihn der Erzherzogin so theuer gemacht, die Schwärmerei, die ihn einst in die Arme der schönen Zigeunerprinzessin geführt, ermangelten — er fühlte es selbst — der männlichen Kraft, die zu selbstgeschaffnen Zielen führt. In der Stunde, wo eine sanfte Liebe zu der holden Jungfrau, die für ihn geschaffen schien, sein Herz berührte und umspann, wurde

er mit sich selbst unzufrieden. Er sah ein stilles, schönes Glück vor sich liegen, er brauchte nur die Hand darnach auszustrecken, um es sich zu eigen zu machen, und die alte Schwermuth zeigte ihm ihr düstres Antlitz. Das ist das Loos der allzuweichen Gemüther; sie leben von Blüthendüften und Hoffnungen; die aus der Blüthe hervorgewachsene goldne Frucht erfreut sie nicht. —

Fünftes Kapitel.

Mit dem Kaiser und dem Cardinal war eine große Menge Volks in die Stadt gekommen, theils ihre Begleitung, theils Kriegsleute, aber auch fahrendes Gesindel aller Art und Leute aus der Umgegend, vornehme Ritterschaft, armer Adel und müßige Bursche aus den Städten und den Dörfern, die die große Theurung dem Rufe der kaiserlichen Trommel nachtrieb. Von Kempten hatte der reiche und gewaltthätige gefürstete Abt, berüchtigt wegen seiner Ueppigkeit und der Art, wie er sich die Mittel zur Befriedigung derselben zu verschaffen wußte und die ihm den unehrenvollen Namen des „Bauernschinders" im Volke verschafft hatte, dem Kaiser und dem Cardinal das Geleite bis nach Augsburg gegeben und mehre hundert Berittene gehörten zu seinem Gefolge. Die benachbarten Baiernfürsten hatten schon mehre Tage auf den Kaiser wartend in Augsburg gelegen, und die Masse des Kriegsvolks, das bestimmt war, theils mit dem Kaiser in die Niederlande zu gehen, theils sich mit den angeworbenen

eidgenössischen Truppen zur Eroberung Burgunds zu wenden, theils endlich über die Alpen nach Italien zu ziehen, um dem deutschen Heere dort gegen die verbündeten Franzosen und Venetianer zu Hülfe zu kommen, war beträchtlich. In allen Straßen, auf allen Plätzen wogte und wimmelte es von Menschen, und obgleich durch diesen Zuwachs die ohnedies theuern und spärlichen Nahrungsmittel zu einem unerhört hohen Preis hinaufgetrieben wurden und die Gemüther der Einwohner mit bangen Sorgen erfüllten, obgleich der gemeine Mann schon lange mit Mangel kämpfte: so wurde der Kaiser doch mit dem Ausdruck der herzlichsten und ungeheucheltsten Freude begrüßt, und es war ein Jubel in der Stadt, als wenn sie im Ueberfluß schwämme.

Bübenhoven und Sibylle waren eben auf dem Weinmarkt angekommen und steuerten auf das väterliche Haus zu, als ihnen eine prachtvolle Cavalcade entgegen kam. Es waren zwölf bis sechszehn Berittene mit ihren Knechten, zu drei und vier in der Reihe. In der vordersten fiel das von der Pracht des Zugs gefesselte Auge sogleich auf ein ausnehmend schönes Frauenbild von südlicher Gesichtsbildung und Gestalt. Es blieb ungewiß, ob man sie für eine Spanierin oder Neapolitanerin halten sollte; Kenner hätten sogar behaupten können, sie sei maurischer Abkunft. Genug ihr Aeußeres zeigte einen Grad jugendlicher Schönheit, verbunden mit dem Ausdruck feuriger südlicher Leidenschaft, daß die Dame gewiß alle Männerblicke

auf sich gezogen haben würde, wenn ihre Kleidung und ihres herrlichen arabischen Pferdes Aufputz auch minder prachtvoll und kostbar gewesen wären.

So sehr man auch in den deutschen Städten, namentlich in den mächtig emporblühenden freien Reichsstädten, schon gewohnt war, vornehme Frauen in einem Putz von ungeheuerm Werthe zu erblicken, und die Wirthinnen der reichen Handelsherren mit denen der begüterten Ritter in dieser Beziehung einen tollen Wetteifer bestanden, so war doch die sammtne und seidne goldgestickte Gewandung der schönen Fremden und ihr perlengezierter federgeschmückter Hut von so hervorstehender Pracht, daß nur eine Fürstin daneben den Vergleich auszuhalten im Stande gewesen sein würde. Hinter einem stolzen, spöttischen Lächeln verbargen sich Züge, welche große Schlauheit, ja Verschmitztheit andeuteten; dabei lag in ihrem Wesen etwas Herrisches und Befehlendes. Jedenfalls war dieses jugendliche Weib eine sehr ungewöhnliche Erscheinung in den volkbelebten Gassen Augsburgs. Ihr zu Seiten ritten zwei junge Männer in der reichen Tracht, wie sie von den Niederlanden in die deutschen Städte eingewandert war. Mit ihrem Begleiter zur Rechten unterhielt sich die schöne fremde Reiterin lebhaft, und ihr feuriges Auge sprach noch mehr zu ihm als ihr Mund, wobei dann und wann ein Schimmer von Anmuth über ihre leicht bewegten Züge hinglitt.

„Mein Bruder!“ flüsterte Sibylle ihrem Freunde zu. Aber dieser hatte in dem geistvollen, lebendigen, von einem

großen blitzenden Auge beherrschten Gesicht des Reiters bereits den jungen Ulrich Fugger erkannt, vor dem ihn Herr Jakob vor wenigen Stunden so nachdrücklich gewarnt hatte. Ebenso sah er in dem Begleiter zur Linken der Dame einen zweiten Fugger, den zierlichen Raimund, den ältesten Sohn Georg Fuggers. Die beiden Geschwisterkindsvettern bildeten einen merkwürdigen Gegensatz. Raimund, obgleich einige Monate älter als Ulrich und jetzt im vier und zwanzigsten Jahre, schien doch um mehre Jahre jünger; er stand in der schönsten Blüthe der Jugend, und ihre Rosen glüheten auf seinen Wangen. Eine feine weiße Haut, ein sanft lachendes blaues Auge, ein braunes gelocktes Haar und eine feine Gesichtsbildung, aus welcher Güte und Wohlwollen sprachen, erweckten in dem Beschauer einen angenehmen und vertrauenden Eindruck. Wie er selbst nur von mittlerer Gestalt und sehr zierlichen Formen, so war sein Aeußeres sehr gewählt, kostbar und in die Augen fallend. Man sah, der zierliche junge Mann liebte den ausgesuchten noblen Putz; er verstand sich vornehm und mit Geschmack zu kleiden; überhaupt war alles vornehm an ihm, Gestalt, Bewegung, Gesichtsausdruck, Kleidung; aber dem Menschenkenner konnte eben so wenig verborgen bleiben, daß hinter diesem lachenden Gesichtsoval keine großen Gedanken, keine mächtigen Leidenschaften schlummerten. Raimund war einer der glücklichen, denen die unvergleichliche Vergünstigung angeboren worden ist, die Dinge von ihrer schönsten Seite anzusehen, und die sich deshalb die wider=

wärtigsten Gegenstände bequem zurecht legen, um doch Genuß von ihnen zu haben. Sie sind die Bienen in der Menschenwelt, die selbst aus den Giftblumen Honig saugen. Aber durch solche Menschen wird das Leben nicht gefördert, die Entwicklung des Geschlechts nicht weiter geführt. Sie leben nur für sich, und Andre sollen nur für sie leben. Sie sind die lachenden, lebengenießenden Egoisten, denen man nicht zürnen kann. Ihre geistige Kraft reicht nur hin Rosen zu pflücken und auf das Lager zu streuen, damit sie unter Düften entschlummern.

Wie ganz anders war Ulrich Fuggers Natur! In seinem Aeußern kündete sich schon der unruhige, stürmische Gejst, die titanische Natur an. Seine Kleidung, obgleich kostbar und den reichen adligen Kaufmann verrathend, war doch vernachlässigt. Nichts war im Einzelnen ausgeführt; die Form war ihm gleichgültig. Aus seiner großen markigen Gestalt, aus seinem kühnen Blick sprangen einem physische und geistige Kraft entgegen. Man sah, dieser junge Mann hatte einen entschiedenen festen eignen Willen, der sich durch keine Autorität beherrschen ließ, selbst durch die seines vielvermögenden Oheims Jakob nicht. Die gewaltigen Kämpfe der Zeit hatten in seinem hochbegabten Geiste eine Wahlstatt gefunden; die Lichtfunken, welche vom Feuerherde und vom Ambos der Weltgeschichte, auf dem sie eben ihre neuen Waffen schmiedete, durch die Welt flogen, hatten den reichen Brennstoff in ihm entzündet. Er schmiedete selbst Waffen; er gedachte sie zu führen.

Denn er war sich schon bewußt, was er wollte. Er war auch ein schöner Mann, aber in ganz andrer Beziehung als sein Vetter Raimund; man sah auch ihm sogleich an, daß er ein reicher Mann war, aber man merkte auch, daß er nicht für sich allein, sondern auch für Andre da war. In seinen stolzen Zügen sprach sich ein bittrer Ernst, gemischt mit Menschenverachtung, aus.

Die nachfolgenden Reiter waren fast sämtlich junge Männer, von denen Bübenhoven die meisten kannte. Es waren Söhne der ersten und reichsten Familien der Stadt, Gaßner, Imhof, Artzt, Rehlinger, Dintenheimer, Welser. Alle in strahlenden Festkleidern. Ebenso ihre Reitknechte. Denn sie hatten den Kaiser und den Cardinal in die Stadt eingeholt und brachten die vornehme fremde Dame eben nach ihrer Herberge zurück.

Bübenhoven hatte nicht Zeit den Zug lange zu mustern; denn seine Blicke blieben voller Verwunderung an einer zweiten Frau haften, die, wie die fremde Dame in der ersten Reihe der Herren, ebenso in der ersten Reihe der Knechte ritt, zum Beweis, daß auch sie dem dienenden Stande angehörte und höchst wahrscheinlich die Dienerin der Dame war. In ihrer Weise war sie nicht minder ausgezeichnet in Gestalt, Wesen und prachtvoller Kleidung; denn sie war eine Negerin, in eine halbphantastische, aber äußerst kostbare, morgenländische Tracht gehüllt. Bübenhoven's Erstaunen rührte aber aus dem Umstande her, daß er in der schimmernden Tochter Afrikas

die schwarze Matty erkannt hatte, die ihm einst als Lieblingsdienerin der Frau van der Kapellen in Antwerpen so viel Beweise von Gunst gegeben, und die er vor sieben Jahren in Spanien als Dienerin der wahnsinnigen Königinn Johanna verlassen hatte. Und doch würde er sich selbst überredet haben, daß er sich geirrt, wenn ihn nicht ein Blick aus den nach allen Seiten hin gewendeten Augen der Negerin, der ihn traf und dem ein bedeutungsvolles Neigen des Kopfes und ein gefälliges Lächeln folgte, deutlich genug gesagt hätte, daß auch er von ihr sogleich wieder erkannt worden war. Noch stand er in Sinnen verloren, als der Zug schon lange vorüber war, und nur Sibyllas Erinnerung, weiter zu gehen, weckte ihn daraus.

„Wer ist die schöne, stolze Reiterin?" fragte er das Mädchen.

„Sie nennt sich Gräfin von Cardona und soll aus Neapel stammen. Sie hält sich seit einem Monat hier auf, und der Abt von Kempten ist oft in ihrer Gesellschaft. Man behauptet, sie sei seine Geliebte und der große Aufwand, den sie macht, werde aus seiner Kasse bestritten. Die Söhne der hiesigen Geschlechter und die vornehmen Cleriker, sowie der Adel der Umgegend sind ihr stets zu Hof. Sie soll alle Männerherzen bezaubern. Hütet Euch ja vor ihr, Junker, daß es Euch nicht auch ergehe, wie meinem Bruder Ulrich und meinem Vetter Raimund. Der erstere war halb und halb mit meiner

Freundin Veronica Gaßner verlobt, und obgleich er das Gaßnersche Haus immer noch besucht, so behauptet doch Veronica, er sei, seit die welsche Gräfin hier verweilt, gegen sie erkaltet; und Raimund scheint ganz vergessen zu haben, daß eine Braut in Ungarn sich nach ihm sehnt, mit der er bald Hochzeit feiern soll.“

„Nun die Zauberin kann doch nicht allen Bräuten gefährlich werden,“ lächelte der Junker. „Was aber hat die Gräfin hier zu schaffen?“

„Wer kann es wissen? Gewöhnlich giebt man an, Kempten sei ihr zu klein und still, auch wolle sie den Schein vermeiden, als stände sie mit dem Abt in näherer Beziehung. Deshalb habe sie das nahe, geräuschvolle und lustige Augsburg gewählt. Uebrigens soll sie vom neuen Papst auch unserm Bischof empfohlen worden sein, und sie speist öfters an des Letztern Tafel und wird öffentlich sehr von ihm geehrt. Auf allen Banketen und Tänzen spielt sie hier die Königin, und Ritterschaft, Clerisei und vornehme Bürgerschaft werden nicht müde, ihr zu huldigen. — Die schwarze Frau ist ihre Gürtelmagd.“

„Seltsam!“ sagte der Junker nachdenklich. Und seine Gedanken gingen weiter: „Und dieses räthselhaften jungen Weibes Dienerin ist die schwarze Matty. Hier liegt irgend ein Geheimniß verborgen.“ —

Eh' eine Stunde verging, waren die in Augsburg anwesenden Glieder der fuggerschen Familie in Jakobs Hause versammelt, um ihr Haupt wegen der neuen Stan-

deserhöhung zu beglückwünschen. Zwei Brüderpaare begrüßten den ihnen befreundeten Junker Bübenhoven, nämlich die beiden Söhne Ulrichs, Ulrich und der vierzehnjährige Hieronymus, ein sehr lebhafter und talentvoller Knabe, seinem Bruder auch in der äußern Gestalt sehr ähnlich; und die beiden Söhne Georgs, Raimund und Anton. Der Letztere, obgleich erst zwanzig Jahre alt, hatte doch den Ernst, die Ruhe und das gemessene Gebahren eines Mannes. Sein Wesen und seine Worte zeugten von Selbstgefühl, aber nicht von Selbstüberschätzung; er äußerte sich bescheiden, aber mit scharfbegrenzter Bestimmtheit. Es war schon etwas Festes in ihm, das über seine Jugend hinausging. Dies zeigte sich auch in seiner höchst einfachen äußern Erscheinung. Und so stellte er das wahre Seitenstück seines Oheims dar, und es konnte Niemand verwundern, daß er der Liebling desselben war.

Nach den ersten Begrüßungen (Herr Jakob war aus der Pfalz noch nicht zurückgekehrt), rief Ulrich lebhaft: „Ich will euch auch eine neue Mähr verkünden, die ein paar Soldaten aus des Kaisers Gefolge mitgebracht haben. In der Schweiz ist der alte Sündensack endlich zerplatzt. In voriger Woche sind in den Kantonen Luzern, Solothurn und Bern die gepreßten Bauern gegen ihre Presser und Schinder, die feinen Herren in den Städten, aufgestanden, haben sich zusammengethan und verschworen, und das lichterloh brennende Feuer hat den saubern Herrn

bereits tüchtig heiß gemacht. Ich hoffe sie werden braten, die übermüthigen Hunde.“ —

„Fürwahr man müßte deine Grundsätze haben,“ sagte Anton ruhig, „um eine solche betrübende Nachricht mit Jubel aufzunehmen. Fühlst du denn nicht, daß es Empörung gegen Obrigkeit und Gesetz ist, was dort die aufrührerischen Bauern beginnen. Und Aufruhr und Empörung ist das Schlimmste, was auf Erden geschehen kann; es ist der größte Frevel an Gott und allen Heiligen.“

„O weiser Prediger Salomon!“ spottete Ulrich. „Ich höre zwei aus dir sprechen, den trefflichen Pater Urban, der dich, ich weiß nicht wie viele Jahre, geschult, und unsern verehrten Ohm, den der Papst nun gar zum goldnen Ritter und Grafen erhoben. Ich will nicht mit dir streiten, mein lieber Vetter, aber ich will mir auch meine Meinung nicht von deiner Weisheit nehmen lassen. Wenn es ein Frevel gegen Gott ist, daß die Bauern gegen ihre Herrn aufstehen und sie zur Rechenschaft ziehen über List und Betrug, über Nothzucht und Schlemmerei in des Bauern Mark und Blut, so ist ja der weit größere Frevel vorangegangen, daß man dem Bauer das Blut abgezapft, das Mark ausgesogen und ihn aufs Aeusterste gebracht hat. Hat etwa Gott den Bauer minder nach seinem Ebenbilde erschaffen, als den hochprunkenden Herrn in der Stadt? Und ist es nicht die gräulichste Versündigung gegen Gottes Gebote, Menschen nicht anders wie Gänse zu behandeln, die man des Jahrs zweimal heim-

sucht, zu St. Johannistag, wo man ihnen die weichen Federn ausrupft und sie kahl macht bis auf die Haut, und zu St. Martinstag, wo man sie gar abschlachtet und bratet und allerhand schmackhafte Speise von ihnen gewinnt. Aber die Herrn machen es mit den Bauern noch schlimmer, als die Frauen mit den Feldgänsen; denn sie rupfen sie alle Tage und so oft ihnen nur ein Federlein aufschießt und braten sie bei lebendigem Leibe, um ihr Fett zu gewinnen. Ich bin voriges Jahr in Handelsgeschäften in der Schweiz gewesen und habe ein scharfes Auge für all die Unzucht gehabt, die die Herren treiben, freilich nicht schlimmer als auch bei uns zu Lande. Aber glaubt nur, es wird auch bei uns nicht ausbleiben? Und die Schuld des Aufruhrs und des Mords und Brands, der damit verbunden ist, fällt nicht auf die, welche ihn beginnen, sondern auf die, welche ihn durch Unmenschlichkeit und Grausamkeit hervorrufen."

„Es wird nicht so schlimm sein, als du es machst," lachte Raimund. „Wir kennen deine Art schon, wenn du auf die Herren und auf die Pfaffen zu sprechen kommst. Du hast einmal einen Zahn auf sie, und wenn es auch manche Ungeberdige darunter giebt, die's ihren Bauern vielleicht etwas schlimm machen, so lebt sich's doch mit den Meisten recht gut und angenehm. Was weiß solch ein Bäuerlein von der Welt und ihren Herrlichkeiten? Es ist doch offenbar von Gott geschaffen, um das Feld zu bauen und Fleisch und Brod auf die Tafel der Herren zu lie-

fern. Solch ein Bauer kann ja nicht den schlechtsten Krätzer vom besten Burgunder unterscheiden, folglich ist der Wein auch nicht für ihn gewachsen. Und diesen richtigen Schluß wirst du mir nicht umstoßen.“ Die Andern stimmten in des Lebemannes Lachen ein; dann nahm Anton wieder das Wort: „Der Schöpfer und Vater der Menschen und der ganzen Welt hat selbst einen Unterschied unter uns gemacht, wie unter allen Dingen. Es muß Stände geben, Bauern und Herrn, und unter den Bauern leibeigne Knechte und freie, wie unter den Herrn größere und geringere, und ebenso unter den Dienern Gottes und der heiligen Mutter Kirche. Eine Stufenleiter muß im Menschengeschlecht bestehen, so will es die göttliche Ordnung und das menschliche Recht; denn eine Stufenleiter besteht unter den Thieren und unter allem Gewächs auf Erden. Ist der Esel nicht weniger als das Pferd? Jener trägt die Säcke zur Mühle, dieses den Fürsten zu Pracht und Schlacht. Was wäre das für ein unsauber Ding, wenn alle Gewächse so groß wären, wie Pappeln oder Eichbäume. Es giebt auch ein kleines Gras, das nicht einen Finger hoch wächst. Der Bauer soll solch ein Gras sein und bleiben, nützlich als Futter, er soll unter den Menschen sein, was Hund und Esel, Rind und andres nützliches Vieh unter den Thieren.“

Ulrich lachte höhnisch über diese wohlgesetzte Rede: „Ja und weil deine Väter Gold erworben und der Kaiser sie in den Adelstand erhoben, deshalb bist du nun ein

stattlicher Baum und schaust stolz auf das Gräslein herab. Aber Bäume werden vom Blitz und der Axt gefällt, das Gras aber wuchert fort und fort. Hüte dich, daß es dir nicht über den Kopf wächst."

„Die hübschen frischen Bauerdirnen sind ein allerliebstes grünes Gras," meinte Raimund, „und es ist keinem Baume zu verdenken, wenn er mit dem weichen Teppich Bekanntschaft macht. Ihr nehmt die Dinge beide viel zu ernst. Die Glücklichen wandeln auf dem Mittelwege. Genießt doch das Leben und laßt die Andern zusehen, wie sie damit fertig werden. Wahrlich, ich lasse mir kein graues Haar darum wachsen, wie schlimm es in der Welt zugeht. Geht es mir doch gut, und ich bin nicht berufen, die Welt zu regieren."

„Du thust unrecht, kein Herz für die schwere Bedrängniß des armen Mannes zu haben und keinen Fluch für den Uebermuth der Herren und Pfaffen, die einen Bund mit einander gemacht haben, die Menschen zu nothzüchtigen. Einst gab es in den gesegneten deutschen Gauen nur freie Männer, Insassen des freien Bodens. Die Gewaltthat der Edeln und die Pfaffheit, die stets der Tyrannei behülflich ist, haben den gemeinen Mann schändlich um seine Freiheit betrogen und ihn erst zum leibeignen Knecht herabgewürdigt, und nun wollen sie ihn gar zum arbeitenden Vieh umwandeln, um selbst in träger Wollust und heuchlerischer Ueppigkeit zu schwelgen. Und all diese himmelschreiende Schmach verkaufen die Pfaffen

mit himmlischen Geboten, die sie doch selbst geschmiedet. Wo steht geschrieben, daß Gottes Sohn befohlen, daß ein Mensch das Lastthier des andern sei, daß Einer arbeite und hungre, damit der Andre feire und prasse? Im Gegentheil es steht geschrieben, daß wir alle Kinder eines Vaters sind, und Gott will, daß allen Menschen geholfen werde. — Wahrlich ich sage euch, ich habe es nicht vergessen, daß unser Ahn Hans Fugger im Graben ein armes Bäuerlein und ein Weber war, und daß unser Urgroßvater und Großvater, ja unsre Väter noch am Webstuhle gesessen. Ich fühle das Blut des gemeinen Mannes in mir, daß sich empört gegen Gewalt und Grausamkeit schwelgerischer Herren und üppiger Pfaffen. Die Geschichte des lügnerischen und betrügerischen Abts von Kempten, wie er falsche Eide geschworen, um die freien Männer in seinen Grenzen zu Leibeignen zu machen, hat mich in Wuth versetzt, so oft ich sie gehört. Ich war noch ein Knabe, als die Gräuel geschahen, aber der Bissen quoll mir im Munde, wenn mein Vater sie über Tisch erzählte."

„Ich glaube der Anblick des prächtig einherfahrenden Fürst=Abts hat dir heute so viel Galle gemacht," warf Raimund wieder ein, „und nun weiß ich, warum du der schönen Gräfin Cardona so minnelustig dienst. Du willst dich am stolzen Bauernschinder rächen."

„Du bist ein Fatznarr," sagte Ulrich unwillig erröthend. „Die Gräfin ist schön und anziehend; das fühlst

du so gut wie ich. Daß sie das Lied des stolzen Abts ist, kümmert mich so wenig, wie dich. Wer kann es auch beweisen? Der Minnedienst und der Bundschuh, obgleich mir beide wichtig sind, haben doch nichts mit einander gemein."

Bei dem Worten Bundschuh, fuhr Anton auf: „Sprich das verfluchte Wort nicht aus, wenn du nicht für einen Verräther der Stadt gelten willst. Du weißt wie der Kaiser es haßt! Hast du vergessen, wie der abscheuliche Bauernbund, der alle Obrigkeit umstürzen wollte, vor elf Jahren in Speiergau vom Kuiser blutig unterdrückt wurde, und wie man voriges Jahr die tollen Bauern im Breisgau und im Elsaß köpfte und viertheilte, die sich beikommen ließen, den verpönten Bundschuh wieder aufzurichten?" —

„Als ob ich es nicht wüßte! Mir hat das Herz geblutet. Wenn Kaiser Max ein Herr des Volks wäre, wie er sich zu sein in seiner Jugend gewünscht haben soll, er würde sich an die Spitze des schmachvoll unterdrückten Volks stellen und alle Dränger und Schinder desselben, sie mögen in der Schaube oder in der Kutte stecken, zum Teufel jagen. Das wäre wieder ein ächtes Kaiserthum, begründet auf die Einheit und Freiheit des deutschen Volks, wie es einst unter Heinrich dem Finkler und unter dem zweiten Friedrich dem Hohenstaufen blühete. Aber seit das Volk in den Niederlanden und die schweizerischen Eidgenossen ihm etwas hitzig aufgespielt, haßt

Maximilian die uralte und verbriefte Freiheit des gemeinen Mannes und begünstigt die Unterdrücker desselben, den Adel und die Pfaffen, was Gott geklagt sei. — Das ist mir freilich heute Alles eingefallen, als ich ihn von dem trotzigen Abt und den Baiernherzögen umgeben in unsre Stadt einziehen sah.“ —

„Wahrlich, du schändest den Namen Fugger, indem du den edeln Kaiser schmähst, der unserm Hause so viel Gunst erzeigt und uns mit dem Adel des deutschen Reichs belehnt hat,“ eiferte Anton. „Wohl du hast erklärt, du fühltest in dir das Blut des gemeinen Mannes. So höre denn: ich fühle in mir das Blut eines Edeln. Ich werde was an mir ist, mich jedem Versuche der Gemeinen zu Aufruhr und Empörung wiedersetzen. Und so sind wir denn geschiedene Leute.“

„In aller Heiligen Namen geh' du deinen Weg und laß mich den meinigen wandeln. Wir werden wenigstens nicht mit Worten mehr mit einander streiten. Vielleicht begegnen wir uns einst mit dem Schwerte.“ Und nun wandte sich der von edlem Zorn erglühende Ulrich allein zu Bübenhoven: „Ihr, Junker, kennt die Welt, die Zeit, die Menschen. Ihr müßt mir beistimmen, daß die Welt schwer krank ist, und daß die Dinge auf die Dauer nicht bleiben können, wie sie sind. Das weltliche wie das geistliche Regiment sind eine Lüge. Die Pfaffen verdrehen das Wort Gottes; sie verrathen den Herrn täglich und stündlich, schlimmer als Judas gethan. Hat denn Johannes

Huß in Böhmen vergeblich gelebt und gepredigt? Nein aus den Flammen heraus, die ihn verzehrt, hat er einen Größeren geweissagt, als er selber war, der dieser tollen Pfaffenwirthschaft ein Ende machen wird. Hat er nicht gesagt: Heute bratet ihr eine Gans (weil Huß zu deutsch Gans heißt), aber in hundert Jahren wird ein Schwan kommen, dem werdet ihr keine Feder ausrupfen, und der wird mich rächen. Die hundert Jahre sind um. Und ich hoffe, der Schwan ist unterwegs, der das unterdrückte Volk aus den schmählichen Banden der leiblichen und geistigen Knechtschaft befreit, der nicht nur die Lehre Christi rein und lauter predigt, sondern auch das Evangelium der alten Volksfreiheit verkündet. Die Fürsten und Pfaffen, die Blutegel des Volks, müssen dem Herrn Christus weichen; denn wo er sein Lichtpanier schwingt, giebt es keine Knechte mehr."

Bübenhoven drückte dem begeistertem Jünglinge die Hand feurig und rief: „Gott laß deine Hoffnung nicht zu Schanden werden!"

Jakob's Eintritt machte der Unterredung ein Ende.

Sechstes Kapitel.

Am folgenden Vormittage fand die feierliche Bekleidung Jakob Fugger's als Ritter und Graf des Lateran im bischöflichen Palast statt, und der Kaiser wohnte ihr selbst bei und beglückwünschte den neuen Ritter zuerst.

Frau Sibylle zeigte sich gegen die neue Erhebung ihres Jakob sehr gleichgültig und sagte zu Bübenhoven: „Ich laß heute für mein Volk in der Fuggerei einen ganzen Ochsen braten, damit die armen Leute wenigstens etwas von diesem Firlefanz haben; denn wahrlich, wir selbst haben gar nichts davon, als Mühe und Wege, und mein schlechtes Gedächtniß wird Noth haben, nicht alle Tage ein paarmal zu vergessen, daß Jakob goldner Ritter und Graf ist.“ —

Eine Stunde später trug Veit Schellenberger ein schweres Schreinlein in die Pfalz. Er war solche Wege schon gar oft gegangen und hatte für sie ein ganz besonders wichtig thuendes Gesicht, das er einem fungirenden Schultheißen oder messelesenden Prälaten abgelernt haben mußte.

Wer sich daraf verstand, konnte darin lesen, wie viel tausend Goldgülden in der Kiste waren; denn wenn Veit die Summe auch nicht immer erhorchte, was seiner Neugierde inzwischen selten fehlschlug, so hatte er doch durch vieljährige Uebung eine solche Fertigkeit erlangt, daß er den Betrag aus dem Gewicht zu schätzen vermochte.

Jakob Fugger speiste mit dem Legaten, dem Bischof und den Hofherren und Feldobersten beim Kaiser. Nach der Tafel nahm ihn der Kaiser mit in sein Kloset.

„Hast du dich nach der Sache erkundigt?“ fragte Maximilian mit besonderer Spannung.

„Ew. Majestät geheime Kundschafter haben euch recht berichtet,“ versetzte Jakob. „Seit einigen Tagen ist Abends die Schwarze zu dem Weibe gegangen, der Zigeuner aber ist in der Herberge der Gräfin gesehen worden.“

„Es ist der Ströter, der mich einst so schlau betrog; zwei meiner Leute haben ihn erkannt. Er hält sich hier versteckt. Aber gestern ist er nicht gesehen worden.“

„Nein vorgestern.“

„Er meidet natürlich meine Gegenwart, oder ist bereits wieder fort. Vielleicht hat er es schon inne, daß er erkannt ist. Was hältst du von seinen geheimen Besuchen bei der Gräfin und was von dieser und ihrer schwarzen Sklavin selbst?“

Fugger zuckte die Achseln. Er war nicht bewandert in solchen geheimen Händeln und Ränken.

„Der Aufenthalt der Gräfin hier scheint mir von tie-

ferer Bedeutung, die sie hinter ihr Verhältniß mit dem Abt versteckt. Wie ist sie mit ihm zusammengekommen?"

„Man sagt, er habe sie in Rom kennen gelernt."

„Und wie kommt sie mit dem Zigeuner zusammen? Es muß ein nicht unwichtig Ding sein, daß dieser Schelm sich hierher wagt. Er muß fürchten, dir hier zu begegnen. Du warst doch der, welcher ihn stürzte. Er weiß, was er von dir zu erwarten hat, wenn du ihn betriffst."

Fugger sagte gutmüthig: „Ich kann ihm nichts anhaben, wenn ich ihn nicht auf böser That betrete. Freilich, treibt er etwas mit der Malersfrau in der Fuggerei zusammen, wie Ew. Majestät vermuthet, so schaffen sie gewiß nichts Gutes."

„Wie du sie mir geschildert, und wie wir den Schurken kennen gelernt haben, so läßt sich im Allgemeinen schon schließen, von welcher Farbe ihr Geschäft ist. Die Schwarze ist die Vermittlerin, die Gräfin die Hauptperson, die irgend etwas im Schilde führt."

„Der Frau van der Voort traue ich alles mögliche Böse zu. Ihr Herz ist stets voll Gift und Groll," seufzte Fugger. „Ich habe Alles vergebens versucht, sie zum Guten zu bekehren. Aber in der Religion ist sie schlimmer als eine Heidin. Sie besucht niemals eine Kirche, und ich meide sie jetzt, wie sie mich."

„Was kann der Handel dieser fremden Leute anders betreffen, als den Buben? Die Frau hat vielleicht noch Geschrift in der Hand, das das Geheimniß enthüllt."

„Sie haßt den Buben und hat ihn seit sechs Jahren nicht gesehen.“

„Um desto leichter wird es ihr, ihn zu verkaufen. Kennt sie seinen Aufenthaltsort?“

„Er ist noch auf dem Hofe, wo er geboren wurde, und gilt für einen verwaisten Verwandten des Hasenhänslein, des Besitzer des Hofes.“

„Weißt du, was ich vermuthe? Sie verkauft den Buben an die Gräfin, und diese ist die Botin eines meiner Feinde, in dessen Hand er ein Werkzeug abgeben soll, Geld von mir oder von der Statthalterin oder von meinen Enkeln zu erpressen, oder uns sonst wie zu schaden. Vielleicht will ihn der König von Frankreich an sich bringen, vielleicht der König von Spanien, vielleicht ein Reichsfürst. In dieser bösen Zeit des Wirrsals, des Ungehorsams, der Empörung wird Alles benutzt, um mir beizukommen. Es ist eine schwere Zeit, Jakob, und je älter wir werden, desto schlimmer wird sie. Es ist, als ob der böse Feind in die Menschen gefahren wäre. In den Städten Empörung gegen die Obrigkeit, in den Bauern unvernünftige Gedanken. Ueberall regt sich die Hyder des Aufruhrs. — Wir müssen schnell den Knaben entfernen. Ich habe voriges Jahe schon mit der Statthalterin über ihn gesprochen. Er soll ein Pfaff werden. Laß ihn schnell und so geheim als möglich nach Brüssel bringen. Dort soll er unter Gretchens Aufsicht in eine Klosterschule.“

„Aber Frau van der Voort wird einen Teufelslärm erheben, sie wird Anhang und Glauben finden. Die Sache läßt sich nicht abläugnen. Ich mag im Bösen nichts mit dem argen Weibe zu schaffen haben, und Ew. Majestät muß alles Aufsehen vermeiden."

„Du hast recht, Jakob. — Aber der Bube muß doch fort. Wir müssen uns seiner versichern. Könntest du nicht irgend einen andern Buben von seinem Alter auftreiben, den man an seiner Statt zu dem Bauer brächte? Du vermagst diesen durch ein Stück Geld, daß er behauptet, dies ist das Kind, das bei ihm geboren und aufgewachsen. Verhandelt das gottlose Weib das Kind, so thut sie's, ohne es zu sehen. Und wie du sagst, sah sie ihn seit Jahren nicht mehr, also kennt sie ihn kaum noch. Wir setzen den falschen hin und bringen den rechten in Sicherheit."

„Ich will es mir überlegen," sagte Fugger.

„Doch schicke heute noch einen Boten nach dem Bauerhofe, der sich dort einlegt und den Knaben ein paar Wochen lang nicht aus den Augen läßt, bis du die Sache so eingerichtet hast, daß der — — wie heißt der Bube?"

„Martin."

„Bis daß du ihn ohne Aufsehen nach Brüssel bringen lassen kannst."

Fugger empfahl sich und hatte zu Hause eine lange Unterredung mit Bübenhoven. Dann gingen sie zusammen auf den Schießplatz hinunter zum Lech, wo die

augsburger Bürgerschaft zu Ehren des Kaisers ein großes Scheibenschießen veranstaltet hatte.

Der ganze Platz war gedrängt voll Menschen Das Kriegsvolk trieb sich trotzig in Schaaren herum; die Führer und Hauptleute desselben, meist abenteuerliche Gestalten in der verschiedensten, aber immer auffallenden und ausgezeichneten Kleidung. Die ärmern und geringern Einwohner der Stadt fehlten ebensowenig, als die reichen und vornehmen; denn Abends sollten jedem, der da Begehren trug, zwei Wecken und eine gebratene Wurst nebst einem Schoppen Wein am Rathhause ausgetheilt werden, während Jakob Fugger für den Kaiser, den Bischof, den Adel und die vornehme Bürgerschaft ein glänzendes Banket auf dem Rathhause einrichten ließ. Zu der zahlreichen und prunkvollen Begleitung des Kaisers gesellte sich der noch zahlreichere hohe Adel aus der Umgegend. Von allen Rittersitzen aus dem benachbarten Baiern, aus der Grafschaft Burgau, aus dem bischöflichen und städtischen Gebiet, wie aus dem des Abts von Kempten war er herbeigeströmt mit Frauen und Kindern; und auch der arme und niedere Adel fehlte nicht, und ebenso wenig der geistliche Stand, die hohen und stolzen Prälaten und die kleinen und niedern Pfaffen. Denn die wichtigen, freien Reichs- und Handelsstädte, in welchen der wachsende Reichthum Ueppigkeit und Wohlleben hervorgerufen hatte, wie Augsburg, Regensburg, Nürnberg und Frankfurt waren der Sitz aller sinnlichen Vergnügungen und des-

halb der Sammelplatz aller Leute, die sich des Lebens erfreuen wollten, zumal an solchen Tagen, wenn der lebensfrohe leutselige Kaiser Max in ihnen verweilte und Hof hielt. Da konnte man mit Erstannen sehen, welch' ein schier toller Wetteifer in Prunk und Kleiderpracht zwischen der durch Handel, Kunst und Gewerbe reich gewordene Bürgerschaft und dem vornehmen Adel eingetreten war; vorzüglich boten die Frauen der beiden Stände bei solchen Gelegenheiten Alles auf, es sich einander vorzuthun. Geschlechter, die vor hundert Jahren noch in selbstgesponnenen Linnen, im kurzen Zwillichrock, in groben landtuchenen Jöpplein und in der aus dem Schaafpelz gefertigten Schaube glücklich einhergegangen waren, stolzirten jetzt in feinen ausländischen, besonders niederländischen und englischen bunten Tüchern, in zerschnittenen Röcken, den seltsamen Ausgeburten der aufgekommenen burgundischen und lombardischen Trachten, in seidnen und Scharlachwämsern, mit silbernen Knöpfen besäet, dicke Straußenfedern auf dem zottigen Hut und mit den prachtvollsten Waffen behängt. Die Frauen trugen noch weit kostbarere seidne und sammtne Gewänder, oft mit Gold und Perlen gestickt, Stoffe aus Venedig und der Lombardei, goldnen Zierath und Edelsteine aus den italienischen Handelsstädten, aus Frankreich und Spanien; ja schon hatten die Reichthümer, welche aus Ost- und Westindien kamen, ihren Einfluß auf die deutschen Handelsstädte und den ihnen nahe wohnenden Adel ausgeübt.

Pauken, Trompeten- und Pfeifengetön ließ sich von der Stadt her vernehmen und trieb das Volk in dichte Massen zusammen. Die Cavalcade der reichen Söhne der Handelshäuser führte den Kaiser herbei. Er war am einfachsten unter Allen gekleidet. Ueber einem strohgelben Waffenrock trug er einen ledernen Reiterkoller, hohe Reiterstiefeln und einen grauen Filzhut mit der tyroler Spielhahnfeder und dem Gemsbart geschmückt, der ihn als tyroler Landeskind und Jäger bezeichnete. Und doch war er an der Würde seiner Gestalt und seiner einnehmenden Gesichtszüge sogleich als Kaiser zu erkennen.

Zu seiner Rechten ritten der Cardinal von Sitten, der Bischof von Augsburg und der Abt von Kempten, zu seiner Linken die drei Baiernherzöge, seine Neffen. Ritter und Prälaten und die Kriegsobersten und Hauptleute folgten zunächst, dann die vornehmen Handelsherrn aus der Stadt, der Stadtpfeifer mit seinen Gesellen an der Spitze, Schultheißen, Bürgermeister und Rathsherrn in der Mitte. Die Zünfte hatten sich mit ihren wehenden Fähnlein zu beiden Seiten des Wegs aufgestellt und bildeten die Gasse.

Ein tausendstimiger Jubelruf begrüßte den Kaiser, er dankte freundlich, den Hut abnehmend und nach allen Seiten hin nickend. Dann stieg er ab und wandelte unter dem Volke, bald einen Bürger ansprechend, bald einen Ritter und weiter einen Landsknecht, eine Bäuerin, ein hübsches Bürgermädchen, und immer mit Laune, Scherz

und Witz. Und so geschah es nicht selten, daß, wenn er zum Weitergehen sich anschickte, das Volk umher in den Ruf ausbrach: „Hoch lebe unser Max!“ Und nun trat er unter den Schießschirm und spannte den Bogen mit spielender Leichtigkeit und schoß mitten ins Schwarze den Meisterschuß, der den Preis gewann.

Jakob Fugger führte den Junker von Bübenhoven zum Kaiser, „Hier ist das tyroler Landskind,“ sagte der geadelte Bürger, „das Ew. Majestät seine Huldigung darbringen will.“

„Ah, Bübenhofen!“ versetzte der Kaiser huldvoll, „und wenn ich dich auch nicht selbst in gutem Andenken hätte, ich würde stets an dich erinnert werden, sobald ich nach Brüssel komme; denn meine liebe Grete plaudert mir jedesmal von dir und deinem Schicksal vor. Du hättest sie nicht verlassen sollen, sie ist dir in Gnaden gewogen.“

„Es war der durchlauchtigsten Frau Statthalterin eigner Wunsch, mein Kaiser.“ —

„Ich weiß, ich weiß, du warst ein kranker Kopfhänger geworden und dir am Hofe nicht mehr zu helfen. Aber wenn Edelleute den Hof verlassen, pflegen sie sich unter die Fahne ihres Kaisers zu stellen. Wir können in unsern Kriegen stets Männer deines Standes und Alters brauchen, und dein Vater hat für uns Blut und Leben gegen die Schweizer gelassen.“

„Wenn Ew. Majestät befiehlt,“ versetzte der Junker

erröthend, „so steht mein Blut und Leben nicht minder zu Euerm Dienst.“

„Nein, nein!“ lachte der Kaiser. „Es war mein Scherz, und ich wollte das nimmermehr meinem Gretchen und meinem wackern Fugger zu leid thun. Die Stadthalterin hat immer behauptet, du sei'st eine viel zu sanfte, weiche Seele, als daß man dich den Schrecken und Mühseligkeiten des Kriegs blosstellen dürfe, und sie habe deiner sterbenden Mutter in die Hand geloben müssen, nimmer zuzugeben, daß du in Kriegsdienste gingest. Gott soll mich bewahren, daß ich solchem Gelübde meiner lieben Tochter entgegen handelte und ihr dadurch Kummer und Herzleid bereitete, dessen sie schon genug zu erdulden gehabt hat! Und dann hat mich Herr Jakob überzeugt, daß du in seinem Hause in zwiefacher Hinsicht an deinem rechten Platze bist. Du hast dich wohl in das Handelswesen geschickt, und das macht dir ebensoviel Ehre, als wenn du mir geholfen hättest, meine Schlachten zu gewinnen; und dann thut ein tapferer Arm — und den hast du gewiß, du müßtest ja kein tyroler Edelmann und insbesondere kein Bübenhoven sein — von adliger Geburt ihm gar noth. Es giebt leider Gottes noch immer im lieben deutschen Reiche, und zumal in diesem gesegneten Schwabenlande, Leute von adliger Herkunft, Ritter und Junker, die trotz des von mit aufgerichteten allgemeinen Landfriedens und trotz des schwäbischen Bundes, der doch wahrlich keinen Zweck weiter haben soll, als diesen Frie-

den aufrecht zu erhalten und seine Schädiger zu bestrafen, von ihren Schlössern ausziehen, um den Kaufmann auf offener Straße niederzuwerfen und seines Guts zu berauben. Ich kann wahrlich nicht überall selbst sein, um das vornehme, freche Raubgesindel zu züchtigen, unter welchem sogar Bündler selbst sein sollen. Gott besser's! Die Stände unterstützen mich nicht, Zucht und Ordnung mit Strenge in den deutschen Landen zu handhaben; und so muß ich gar oft von schmählicher Gewaltthätigkeit hören, und das Herz blutet mir, daß ich sie weder hindern, noch bestrafen kann. So sollst du denn die Güterzüge des Fuggerschen Hauses mit einem bewaffneten Fähnlein begleiten und schützen gegen Gewalt und Raub, und ich will dich zu diesem Behufe zu meinen kaiserlichen Hauptmann ernennen und dir den Brief darüber ausstellen lassen, eh' ich von Augsburg abziehe. Und so wirst du mir eben so gut dienen, wenn du deinen Arm der Sache deines väterlichen Freundes widmest."

Bübenhoven bedankte sich für diese Gnade, die eben so huldreich, als fein war, indem sie ihm jede Beschämung ersparte. Auch Herr Jakob dankte seinem gnädigen Gebieter mit freudestrahlendem Gesicht und sagte dann: „Er wird auch das Geschäft besorgen, das mir Ew. Majestät anbefohlen, und Niemand eignet sich dazu besser, als er. Morgen in der Frühe wird er hinüber reiten in die Grafschaft. Und leiser fügte er, dem Kaiser näher tretend, hinzu: „Auch hat uns ein günstiger Zufall be-

reits einen andern Knaben von demselben Alter zugeführt, der den Weg morgen mitmachen wird, so daß diese Sache ganz nach Ew. Majestät Befehl und Anordnung eingerichtet werden kann. Den ersteren Buben wird er euch sofort nach Brüssel nachführen."

„Das ist gut!" sagte der Kaiser mit sichtbarer Zufriedenheit. „Und so befehle ich dir, Junker Bübenhoven, in dieser Angelegenheit Vorsicht und Verschwiegenheit an. — Ha sieh' da, kömmt da nicht die schöne Gräfin Cardona?"

„Und soll ich meinen Augen trauen?" rief Jakob Fugger: „Ist der Ritter neben ihr nicht unser Zigeuner, der Lannoy?"

„Lannoy?!" fragte Bübenhoven erschrocken, „der Betrüger meiner armen Mutter?"

„Bei unsrer lieben Frau, es ist der freche Bube!" sagte der Kaiser entrüstet. „Er steckt den Kopf selber in die Schlinge. Wir werden die Freude haben, ihn am Galgen zu sehen."

Die schöne Gräfin trat an der Seite eines prächtig gekleideten Mannes einher, selbst in einem spanischen Anzuge, der sich in nichts von dem einer Fürstin unterschied. Auch der Ritter, ihr Begleiter, war in spanischer Tracht; die goldne Kette mit den Insignien des päpstlichen Ritterordens hing an seinem Halse über die Brust herab. In seinem dunkelgefärbten Gesicht waren Stolz und List vermählt, unterstützt von einer Würde, die affectirt er-

scheinen konnte, und der sein reifes Mannsalter sehr zu Hülfe kam. Sobald er des Kaisers ansichtig wurde, entblößte er das Haupt und wandte sich in geläufigem Französisch zu einem nahestehenden Hofcavalier mit der Bitte, ihn zum Oberkammerherrn des Kaisers zu führen. Dieser wies ihn sogleich an den Grafen Dietrichstein. „Gnädiger Graf," redete er diesen an, „ich bin der Graf Torrillas, Kammerherr Seiner Heiligkeit des Papstes Leo des Zehnten, und mit Erlaubniß meines apostolischen Gebieters auf einer Reise durch Frankreich und das deutsche Reich begriffen, das kennen zu lernen ich ein besonderes Verlangen trug. Seine Heiligkeit hat mir gemessene Befehle ertheilt, alle Fürsten, mit denen ich auf meiner Reise zusammentreffe, in seinem Namen zu begrüßen, vorzüglich aber Sr. Majestät meine schuldige Ehrfurcht zu bezeigen. Ich bitte Euch also höflich, des Kaisers Majestät zu befragen, ob sie mir die hohe Gnade angedeihen lassen will, mir die Erlaubniß zur Erfüllung meiner Pflicht zu ertheilen."

„Ich werde Euern Wunsch dem Kaiser vortragen," versetzte der Oberkammerherr, den päpstlichen Hofmann mit erstaunten Blicken messend" und trat kopfschüttelnd zu seinem Gebieter.

„Graf Torrillas!" rief der Kaiser mit unterdrücktem Zorn: „Ich will keinen Tropfen habsburger Blut in den Adern haben, wenn er nicht der betrügerische Zigeuner ist!"

„Ew. Majestät meint den entwichenen Stallmeister,

den sogenannten Lannoy, der die Wittwe Bübenhoven — wahrlich auch ich wollte darauf schwören, dieser Graf sei derselbe Meusch."

„Rufe den Cardinal von Sitten herbei Wir wollen diesen Fuchs in seinem eignen Bau fangen."

Als der Oberkammerherr sich nach dem Cardinal umsah, gewahrte er denselben in lebhafter Unterhaltung mit dem verdächtigen Fremden. Doch richtete er des Kaisers Befehl an ihn aus, und der Legat beeilte sich sogleich, demselben Folge zu leisten.

„Kennt Ihr den Menschen, mit dem Ihr soeben spracht?" fragte der Kaiser heftig.

„Wie sollt ich nicht?" fragte der Cardinal dagegen verwundert. „Er ist, wenn ich in Rom verweile, mein täglicher Gesellschafter und mir ein werther Freund, erster Kammerherr des heiligen Vaters und von diesem hochgeschätzt wegen seiner großen Brauchbarkeit und Gewandtheit in allen möglichen Geschäften. Ja er ist's, der voriges Jahr in der Schlacht bei Ravenna dem Cardinal dei Medici, dem jetzigen Papst, das Leben rettete, ihn vor jeder Unbill schützte und ihm die ausgezeichnetste Behandlung angedeihen ließ. Ew. Majestät kann daraus schließen, welch' große Stücke Se. Heiligkeit auf den Grafen Torrillas hält."

„Und kennt Ihr auch das Herkommen dieses Grafen Torrillas?"

„Er ist einem der edelsten und angesehensten Grafen-

häuser von Estremadura entsprossen, diente Jahre lang mit Auszeichnung in den spanischen Heeren in Neapel und Frankreich und wurde vom König Ferdinand und dem Großkapitain Gonsalvo de Cordova nur ungern und nur auf besondere Bitte des heiligen Vaters entlassen, der den Grafen durchaus für seine Dienste gewinnen wollte."

„Bring' ihn her!" sagte der Kaiser ärgerlich zu Dietrichstein, und einige Augenblicke darauf verbeugte sich der vornehme Fremde tief vor dem Reichsoberhaupte.

„Ihr seit schon früher in den deutschen Landen gewesen, und es ist nicht das erste Mal, daß wir einander gegenüberstehen," redete dieser ihn an.

„Verzeihe mir Ew. Majestät," versetzte der Spanier mit Würde, „mein Fuß hat bis vor einigen Wochen niemals früher deutschen Boden betreten, und deshalb wurde mir auch bis zu dieser Stunde noch nie das Glück zu Theil Ew. Majestät Angesicht zu schauen. Dagegen blieb ich Euerm hochseligen Sohne, unserm König Philipp, nicht unbekannt."

„Seltsam, Herr Graf! Ich hätte meinen Kopf einsetzen wollen, wir wären schon öfter in Berührung mit einander gekommen."

„Die Aehnlichkeiten sind unter den südlichen Nationen größer, als unter den nördlichen, und es begegnet mir heute nicht zum erstenmale, daß ich für einen Andern gehalten werde."

„Habt ihr Geschäfte in Deutschland?"

„Ich reise, um das Land kennen zu lernen; doch hat mir mein gnädigster Gebieter aubefohlen, Ew. Majestät und die deuschen Fürsten überall ehrerbietigst zu begrüßen."

„Ihr kennt die schöne Gräfin Cardona?"

„Ich lernte sie an der Tafel Sr. Heiligkeit kennen. Sie war dort ein gern gesehener Gast!"

„Wohin wird euere Reise von hier gehen?"

„Ich komme von Wien und werde die berühmtesten Städte des deutschen Reichs besuchen, dann den Rhein hinab gehen, um auch die Niederlande kennen zu lernen. In einem dortigen Hafen werde ich mich einschiffen."

„So hoff' ich euch noch mehr zu sehen. Ich wünsche euch glückliche Reise!"

Graf Torrillas verbeugte sich und trat zurück. Nachdem er sich auch vom Cardinal von Sitten verabschiedet, suchte er die Gräfin wieder auf.

Diese hatte diesmal zwei Mägde zum Gefolge, die schwarze in ihrer auffallenden Tracht und eine dunkelfarbige, in die malerischen Gewänder des südlichen Spaniens gekleidet, welche stark an die Tracht der Mauren erinnerte. Während der Unterredung des spanischen Grafen mit dem Kaiser hatten sich einige junge Herren der Gräfin genähert und ein Gespräch mit ihr angeknüpft. Die Mägde aber mischten sich unter das Volk, von dem sie angestaunt wurden. Bübenhoven benutzte diese Gelegenheit, um zu der schwarzen Matty zu treten. Da geschah es, daß der Blick Raimund Fugger's, indem er dem Junker folgte, auf

die zweite Magd fiel. Sogleich schoß eine dunkle Erinnerung in seiner Seele auf, daß er dieses Weib schon gesehen und mit ihr in irgend einem Verkehr gestanden habe; diese Erinnerung wurde immer stärker und deutlicher in ihm, aber vergebens war sein Bemühen, sie sich zum klaren Bewußtsein zu bringen, wer die Frau sei und wo und unter welchen Verhältnissen er mit ihr zusammengetroffen.

Bübenhoven sagte zu der Negerin: „Ei, Matty, ich sehe, das Schicksal hat dich wieder aus Spanien geführt, und wie es scheint unter guten Verhältnissen. Weißt du auch, daß deine ehemalige Herrin, die Frau van der Kapellen, hier wohnt?“

„Ich weiß es!“ versetzte Matty mit strahlenden Augen. „Ach, Junker, wie bin ich erfreut, Euch wiederzusehen! Meine Gebieterin, die Gräfin, wünscht sehr Eure Bekanntschaft zu machen. Sie hat Euch etwas mitzutheilen, was, wie sie sagt, für Euch von großer Wichtigkeit sein soll, und sie hat mir befohlen, dies an Euch auszurichten.“

„Mir? die Gräfin Cardona!“

„Gewiß, so ist's.“

„Waß kann das sein?“

„Das weiß ich nicht. Aber sie läßt Euch bitten, ihr diesen Abend auf dem Tanze einige Augenblicke zu schenken. Darf ich ihr sagen, daß Ihr ihren Wunsch erfüllen wollt?“

„Ich werde von deiner Gräfin hören, was sie mir zu sagen hat.“

Der Graf Torrillas nahm den Arm der Gräfin Cardona, und die Mägde folgten der Herrin. Bübenhoven bemerkte, daß sich die andre von Raimund Fugger verabschiedete. Er hatte mit ihr gesprochen.

„Es scheint,“ wandte sich der lebensfrohe Bürgersohn lachend an den Junker, „wir theilen uns in die Bekanntschaft der Gürtelmägde dieser stolzen neapolitanischen Schönheit. Ich muß es meinem Ohm sagen, welch' eine Bekanntschaft ich eben eneuert habe.“ —

Der Kaiser richtete die Rede wieder verdrießlich an Jakob Fugger: „Ich möchte bei meinem Schutzheiligen schwören, der Mensch ist doch der spitzbübische Zigeuner. Er ist nur vornehmer geworden. Es war auch seine Stimme.“

„Ich bin zweifelhaft geworden,“ versetzte Jakob. „Oft ist die Aehnlichkeit zweier Menschen groß. Und wie sollte der Zigeuner zu solchem Amt und Würde kommen?“

„Einem Schelm ist Alles möglich. Wie ich dir schon gesagt, wir müssen ein scharfes Auge auf ihn und diese Gräfin haben. Es ist gut, daß der Bube morgen fort kommt.“

Der Kaiser trat wieder mit der Armbrust unter den Schießschirm, und Jakob Fugger sah Raimund und Bübenhofen auf sich los kommen. „Denkt Euch, Ohm,“ sagte der Erstere, „eine der Gürtelmägde der Gräfin Cardona ist die Dienerin der unglücklichen schönen Frau, die wir vor sieben Jahren in Ungarn begruben. Hieß sie nicht Aya? Sie ist von ihrer jetzigen Herrin in Wien

krank zurückgelassen worden und erst gestern wieder genesen hier angekommen."

Jakob erschrak. „Das wird ja immer bunter! Hat sie dich nach dem Buben in Kremnitz gefragt?"

„Ei wohl. Sehr angelegentlich."

„Und was hast du ihr geantwortet?"

„Daß er frisch und gesund sei und kräftig empor wachse, und daß ich ihn nächstens sehen werde."

„Ich wollte, du hättest ihr vorgelogen, er sei gestorben. Du ahnest nicht, von welcher Wichtigkeit das Kind ist. Ich fürchte, wir werden auch ihn nun von Kremnitz entfernen müssen. Der Kaiser kann wohl recht haben. Es schleicht da etwas im Finstern. Wir müssen uns sehr vorsehen." —

Die Lust des Festes nahm ihren weiteren Verlauf, und der Tag begann sich zu neigen. Da traten die schönsten Frauen und Jungfrauen der Stadt und die Ritterfrauen und Töchter der Umgegend verabredetermaßen zusammen und ließen den Kaiser bitten, daß er ihnen erlauben möge, ihn nach dem Rathhause zu geleiten. Und der ritterliche Max, noch immer ein Freund des schönen Geschlechts, wie er es von Jugend auf gewesen, ließ sich das gern gefallen. Er begab sich in ihre Mitte, um ihnen Dank zu sagen, die Pfeifer traten voran, und unter fröhlicher Musik ging der bunte Zug nach der Stadt zurück, der Kaiser geführt von der schönen stolzen Susanne Fugger, Sibyllas jüngster Schwester, und von der noch schönern

Constantia Peutinger, des Stadtschreibers Peutinger Töchterlein, welche nicht allein für die schönste und sittsamste Jungfrau Augsburgs, sondern des ganzen deutschen Reichs geschätzt wurde. Diese beiden waren von den übrigen zu den Führerinnen des Kaisers erwählt worden.

Die junge Sibylle hatte, treu ihrer Pflicht, ihre Gotte nicht verlassen und mit ihr den gewöhnlichen Abendgang hinter Schellenberg's bepakten Eseln her in die Fuggerei gemacht. Aber für den Abend hatte sie dem Junker Bübenhoven zugesagt, ihm zum Banket und Tanz auf das Rathhaus zu folgen. Auch die alte Sibylle gedachte dort ein Stündchen zuzubringen, und beide waren noch mit ihrem Putz beschäftigt, als Bübenhoven kam, sie abzuholen. Denn bei solchen Gelegenheiten liebte das würdige Fuggersche Ehepaar, so sehr es sonst in allen Stücken der größten Einfachheit huldigte, mit der ihrem Stand und ihrem Reichthum angemessenen soliden Kleiderpracht zu erscheinen. Auch Herrn Jakob traf Marx schon zu Hause an, beschäftigt eine nicht unbeträchtliche Anzahl seidner und sammtner Stoffe zu vornehmen Frauenkleidern einzupacken.

„Ist das so dringend nöthig," fragte der Junker verwundert, „daß Ihr das Fest verlaßt, um dies Geschäft selbst zu besorgen?"

„Mein Sohn," verletzte Jakob lächelnd, „du wirst bald inne werden, wie nöthig dies Geschäft heute ist, und daß ich diese Auswahl selbst treffen muß. Der Kaiser hat mir den Freibrief zum Handel mit Venedig zuge-

Bayerische
Staatsbibliothek
München

sagt. Es ist auch verlautet, daß du ferner die Waarenzüge des Fugger'schen Hauses als kaiserlicher Hauptmann bewaffneter Leute begleiten wirst. Das Alles würde uns nicht vor Raub auf offener Straße schützen. Der Neid würde uns die vornehmen adligen Wegelagerer auf den Hals hetzen, und die Herren Freireiter würden manchen guten Fang an unserm Gut thun. Diese seidnen Gewebe werden sie uns kräftiger vom Leibe halten, als eine mit den besten Hakenbüchsen bewaffnete Schaar. Es ist heute eine hübsche Anzahl der vornehmsten adligen Herrn mit ihren Frauen und Töchtern hier, und ich glaube, es ist nicht Einer darunter, der sich ein Gewissen daraus machte, seine ritterliche Hand auf offner Straße nach meinem Eigenthum auszustrecken; denn was auf der Straße betroffen wird, das halten sie für Freigut, das sich eine adlige Hand aneignen kann, wenn sie Muth und Stärke besitzt, es zu nehmen. Diese trefflichen Leute sind diesen Abend meine Gäste, und wie ich für das männliche Adelsblut den besten Wein nicht spare, so hoff' ich das weibliche mit diesen Stoffen zu gewinnen. Alles versteht sich unter dem Vorwand der neuen Standeserhöhung durch den Papst, wozu mir die Herren Glück gewünscht haben. Sie wissen schon, was ich meine, und ich weiß, daß sie es wissen; so verstehen wir uns gegenseitig. Das Banket wird aus meinem Beutel bestritten, und dein nächster Heimweg von Venedig wird — so hoffe ich — ohne Gefahr sein. Nebenbei entledige ich mich durch dies Banket

meiner Pflicht gegen den Kaiser und den Cardinal, oder, was dasselbe ist, gegen den Papst."

Bübenhoven bewunderte den Scharfsinn seines väterlichen Freundes und führte die beiden Sibyllen nach dem Rathhause, wo durch die Dienstleute des Fugger-schen Hauses die glänzendsten Anstalten zum Banket getroffen waren.

Die hellen Räume waren schon mit der Blüthe der Bürgerschaft und des Adels gefüllt; der Kaiser war leutseliger und gesprächiger als je; er hatte für Jeden ein freundliches herzgewinnendes Wort, und als die zahlreiche Versammlung an den langen geschmückten Tafeln saß, auf denen die stattlichen Weinkannen so verlockend blinkten, als der Traubensaft vom Rhein und aus dem burgunder Land die Gemüther anregte, wurde die Fröhlichkeit allgemein. Die Frauen und Töchter der Ritter waren noch nie so liebenswürdig gewesen, als heute; seit sie die prächtigen Geschenke, die sie an ihren Plätzen gefunden, bewundert hatten, schien aller Stolz und Hochmuth von ihnen gewichen, womit sie sonst auf die reichen Städterinnen geblickt. Das verwirrte deutsche Reich war plötzlich auf dem augsburger Rathhaussaale unter Vorsitz seines Kaisers ein zufriedenes und einiges geworden. Es ist zu beklagen, daß solche brüderliche Tafelstimmungen in Deutschland niemals weit über die Tafelzeit hinausreichen, und deshalb immer unfruchtbar bleiben.

Jakob Fugger benahm sich mit seiner gewohnten Klug-

heit. Jedermann wußte, wer der Festgeber und Schenker war, und doch gab er sich nicht das Ansehen desselben. Es schien vielmehr, als ob die Stadt das Banket zu Ehren des Kaisers und des Cardinals veranstaltet habe.

Der Kaiser saß zwischen seinen beiden schönen Führerinnen; nächst ihm war die reizende Gräfin Cardona die merkwürdigste Person auf dem Banket, und zu ihren Seiten sah man, wie fast immer, die beiden jungen Fugger, Ulrich und Raimund. Und wieder wandte sie den Zauber ihrer Unterhaltung mehr dem Erstern als dem Letztern zu. Der Fürst-Abt von Kempten hatte seinen Platz unter den geistlichen Hern, die den Cardinal und den Bischof umgaben, und warf nur zuweilen mißmuthig stolze Blicke auf seine lebhafte Freundin, dann richtete er das Wort mit unverkennbarer Leidenschaftlichkeit an den Grafen Torrillas, der den Sitz neben ihm erhalten hatte.

Nach der Tafel begann der Tanz. Der Kaiser führte Susanne Fugger an der Spitze des Reigen, Draf Dietrichstein Constantia Peutinger; der Feldoberst Graf von Isselstein die Gräfin Cardona. Die Adligen zogen die Bürgerstöchter zum Tanze auf, die Bürgerssöhne die adligen Frauen und Jungfrauen. Bübenhoven trat mit der sanften Sibylle an, aus deren tiefen ruhigen Augen, die mit soviel stillem Entzücken an ihm hingen, ihm immer mehr die süße Gewißheit aufleuchtete, daß sie das friedliche Glück seines Lebens begründen werde. Aber die Worte der schwarzen Matty beunruhigten ihn und ließen

ihn nicht zum harmlosen Genuß der Freude kommen. So oft sein Blick auf die schlanke Gestalt der fremden Gräfin fiel, durchzuckte ihn ein seltsames bängliches Gefühl. Es zog ihn zu ihr hin und scheuchte ihn von ihr fort, und er war nahe daran, wieder in seine alte schwermüthige Träumerei zu versinken, als er sie allein an den Schenktisch treten sah. Schnell entschlossen raffte er seinen Muth zusammen und war einen Augenblick darauf an ihrer Seite.

„Madame,“ sagte er ehrfurchtsvoll, „mein Name ist Bübenhoven, und wenn ich den Worten Eurer Dienerin glauben darf, so habt Ihr mir das Glück zugedacht, mir irgend eine Mittheilung von Wichtigkeit zu machen.“

„Junker von Bübenhoven,“ versetzte die Gräfin mit Anmuth, „ich habe einen Auftrag von einer schönen jungen Prinzessin an Euch, der ein heiliges Pentalpha betrifft, das Euch einst in Spanien zum Geschenk gemacht wurde. Und diese Prinzessin läßt Euch durch meinen Mund die freundlichsten Grüße sagen.“

„Prinzessin — Pentalpha!“ stammelte der Junker bestürzt, und sein schönster, sein heißester Jugendtraum stand plötzlich in den frischesten Farben vor seiner Erinnerung, und „Zaroya?“ bebte es leise von seinen Lippen.

„Ihr habt den theuern Namen meiner Freundin genannt, die Euch das zärtlichste Andenken bewahrt.“

„O mein Gott! Erzählt mir — “

„Ihr werdet begreiflich finden, daß das hier nicht an-

geht; denn schon richten sich neugierige Augen fragend auf uns. Und Ihr seid in Augsburg gewissermaßen Glied eines Hauses, dessen Oberhaupt von zu strengen Sitten ist, als daß Ihr hier eine lange Unterredung mit mir pflegen dürftet, und ich habe Euch viel, sehr viel zu sagen. Schenkt mir morgen oder übermorgen in der Frühe Euren Besuch, doch nur in den Morgenstunden können wir ungestört plaudern. Auch dürft ihr keinen Tag später kommen; denn Ihr würdet mich nicht mehr in Augsburg finden."

„O heilige Nothhelfer!" seufzte der Junker, „und ich muß ja morgen in der ersten Tagesfrühe fort von hier! und wer kann wissen, wann ich wiederkehre?"

„Wohlan, so will ich ein Uebriges thun. So Euch daran liegt, Kunde von Zaroya zu erhalten, so kommt diesen Abend noch zu mir. Ich werde Euretwegen gern auf die fernern Freuden in dieser Gesellschaft verzichten und mich nach dem nächsten Tanze nach Hause verfügen. Folgt mir bald nach."

„Ich komme!" hauchte der Junker und entfernte sich, um sich seinen Träumen zu überlassen. Zum Glück für ihn fing Frau Sibylle an sich herzlich zu langweilen und nach der bequemen Ruhe ihres Bettes zu sehnen, und die Pathe, gewohnt sich streng nach dem Willen ihrer Gotte zu richten, war gleich bereit, mit ihr den Trubel des Rathhaussaales zu quittiren. Bübenhoven begleitete sie heim, dann aber, statt nach dem Rathhause zurückzukehren, wie

er vorgab, schlich er nach der Herberge der schönen Gräfin. Mit hochklopfendem Herzen trat er in ihr Losament. Matty stand schon auf der Lauer, und wieder wie vor zwölf Jahren ergriff sie ihn mit einer gewissen Zärtlichkeit bei der Hand, um ihn zu leiten und dabei flüsterte sie ihm zu: „Ihr findet bekannte Gesellschaft!“

Die Thür des kerzenhellen Zimmers that sich auf, und Bübenhoven erblickte die schöne Gräfin in der malerischen Tracht der Mauren von Granada und hinter ihr Eleonoren van der Voort in den glänzenden Gewändern einer hohen Herrin. — Die beiden Frauen führten den bestürzten Junker in ein Kloset, welches sie verriegelten und verschlossen. Die Mägde hatten Befehl erhalten, jeden Besuch mit der Versicherung abzuweisen, die Gräfin sei noch nicht nach Hause zurückgekehrt.

Siebentes Kapitel.

Die Morgendämmerung warf ihre ersten grauen Lichter über das Thal und die Stadt, als Marx von Bübenhoven in tiefes Sinnen verloren aus dem Jakobsthore ritt. Er hatte seinem sichern Pferde die Zügel über den Hals geworfen und die Hände in einander geschlungen. Ein vorübergehender Wandrer hätte geglaubt, der junge Reiter verrichte sein Morgengebet. Aber der Junker betete nicht. Seine Gedanken irrten weit ab von der Stätte, wo er war, und von der Zeit, in der er eben lebte. Sie waren in Spanien und in der Vergangenheit; die Gegenstände, die ihn jetzt umgaben, schienen gar nicht für ihn da zu sein. Und so schrak er denn empor, als er sich beim Namen genannt hörte. An der Lechbrücke, wo er angekommen war, stand Veit Schellenberger, und seine Nase leuchtete vom Morgentrunk, wie der Morgenstern am Himmel; und neben ihm kauerte sein fröstelnder Pathe, der kleine bleiche Heinz, der Waisenknabe aus der Fuggerei. Erst jetzt erinnerte sich Bübenhoven wieder, daß

die Beiden von Herrn Jakob hierher bestellt worden waren, um jegliches Späherauge in der Vorstadt und auf dem Wege zu vermeiden.

Veit wischte sich die Augen und redete seinen Pathen noch einmal feierlich, mit etwas weinerlicher Beimischung an: „Nun Heinz, jetzt heißest du zum letzten mal Heinz; denn von nun an wird dich Jedermann Martin rufen, und du sollst nur auf diesen Namen hören. Befolge aufs Pünktlichste Alles, was dir der Junker hier anbefiehlt, oder es geht dir schlecht. Verstehst du mich!“ Dabei machte er eine sehr bezeichnende Handbewegung. „Du darfst auch keiner Menschenseele sagen, wer dein Vater und deine Mutter gewesen, auch nicht, daß ich dein Götti bin. Du bist ein Bauernkind und wirst deine Eltern schon kennen lernen. Es wird dir dort gut gehen. Alles Andre wird dir der Junker anbefehlen. Und nun behüt' dich unsre liebe Frau!“ — Damit steckte er dem Buben einen Wecken zu, wünschte dem Junker glückliche Reise, that einen Zug aus seiner Mundflasche, die der Junker ausschlug, und wandte die Schritte wieder nach der Stadt zurück.

Der Junker ritt schweigend seines Wegs, der Junge trollte kauend nebenher. So ging's hinauf bis zum Wellenhofe. Dort hatte der Junker einen Befehl Jakob's an die Schaffnerin auszurichten und wollte sein Frühstück einnehmen. Er ließ dem scheuen Knaben Milch und Brod geben, reichte ihm auch von seinen eigenen Speisen, die die Schaffnerin in Menge aufgetragen, und begann

dann so freundlich, als er vermochte: „Höre Martin — du weißt, daß du jetzt so heißt — du kommst heute in ein Bauernhaus, wo es dir gut gehen wird, besser als bei deinem Vater. Den Bauer, das Hasenhänslein genannt, mußt du bei Jedermann, der dich fragt, für deinen Vater ausgeben. Ein Mönch aus einem nahen Kloster wird dich lesen lehren. Niemals darfst du ihm sagen, wer du eigentlich bist. Kein Mensch darf es erfahren. Hast du das begriffen?“

„Ja,“ versetzte der Bube trotzig und scheu. „Herr Fugger und mein Götti haben mir's schon gesagt, und ich weiß es nun.“

„So weist du auch, daß du zu Ostern und zum Martinstag jedes Jahr eine neue Schaube und Pluderhosen erhältst und sonst noch Manches, was dir gefallen wird, wenn du thust, wie dir befohlen. Gehorchst du aber nicht, so wirst du eingesperrt und erhälst Schläge und nichts zu essen!“

Das war verständlich für den bleichen häßlichen Pankert.

Der Junker suchte die Schaffnerin draußen auf und sprach leise zu ihr: „Herr Fugger läßt dir befehlen, die kleine Milchstube oben heute zu räumen und wohnlich zu machen. Ich werde morgen mit einem andern Knaben wiederkehren. Der soll einige Tage hier wohnen. Auch ich werde so lange meist bei dir zubringen.“

Die Schaffnerin versprach dem Befehl Folge zu leisten, und Bübenhoven rüstete sich zum Aufbruch. Der Knabe

erklärte aber mit trotziger Bestimmtheit, er sei zu müde und könne nicht weiter laufen. Die Weise, wie er sich äußerte, und die Gemüthsart, die sich dabei aus seinen Gesichtszügen kund that, mißfielen dem Junker sehr, und mit einem gewissen Mißbehagen entschloß er sich, den häßlichen Burschen hinter sich aufs Pferd zu nehmen. Als er ihm hinaufgeholfen hatte, war's dem guthmüthigen Marx, als grinse ihn das Kind mit einer tückischen Schadenfreude an. — Doch ging die Reise nun schneller vorwärts, bergab und wieder bergauf und quer durch die Thäler der Grafschaft. Der Junker versuchte es den Buben gesprächig zu machen und fragte ihn über seine verstorbenen Eltern, erhielt aber nur kurze, unbefriedigende oder gar keine Antwort, und als er sich unwillig darüber beschwerte, sagte der Junge: „Ihr habt mir selbst befohlen, mich nicht ausforschen zu lassen und wollt mich nun auf die Probe stellen. Ich bin Martin, des Hasenhänsleins Sohn.“

Da merkte der Junker mit welchem verschlagenen Burschen er es zu thun hatte und belobte ihn lachend.

Es war noch nicht Mittagszeit, als sie, von einem Bauernburschen geführt, vor einem einsam gelegenen Gehöfte in einer waldumgrenzten Thalebene hielten.

„Dies ist der Hasenhof,“ sagte der Führer. „Das Hänslein wird nicht viel haben Euch vorzusetzen. Der Vogt mit seinen Steckenknechten soll ihn heut auf des Amtmanns Befehl pfänden, weil seine Tochter — na, Ihr

werdet die Geschichte schon vom Hänsel selber hören. Ihr mögt gerade recht kommen, um Euch den Handel mit anzusehen. Die Herren aus der Stadt haben dazu doch selten Gelegenheit."

Der Bursch nahm seinen Lohn und trollte sich, als traue er in der Nähe des Hasenhofs dem Landfrieden nicht.

Der Junker ritt in den Hof; ein Knabe kam ihm entgegen, gebückt und kriechend, wie ein Marder, und fragte demüthig: „Kommt ihr vom Amtmann, Herr Ritter?"

„Nein. Von einem Höhern und Bessern. Aber sage mir, bist du Märten, des Hasenhänslein Sohn?"

„Die Leute sagen, daß ich es sei; aber das Hasenhänslein sagte mir, ich sei nur sein Vetter, armer Leute Kind, die schon lange todt, und ein unnützer Brodesser in seinem Hause." Der Knabe sprach diese Worte mit einem wunderlichen Gemisch von kriechender Demuth, verbissenem Schmerz und verstecktem Hohn, und seine Gestalt sah so armselig und gedrückt aus, daß das weiche Gemüth des Junkers vom tiefsten Mitleid mit ihm ergriffen wurde. Er stieg vom Pferde und betrachtete sich den Martin genauer. Das arme Bauernkind zeigte sich von schlankem und schönem Wuchs, der selbst die zerlumpte Kleidung zu veredeln schien. Seine Füße und Hände waren ungemein zierlich. Um seinen Kopf hing in dicken Locken eine Fülle herrlichen goldblonden Haares, sein Ge-

sicht hatte eine angenehme ovale Form, war aber durch fünf oder sechs seltsame Flecken von braunblauer Farbe, die sich fast wie vernarbte Wunden ausnahmen, widrig entstellt. Wenn man sie genauer betrachtetete, gewahrte man bald, daß es keine Narben, sondern Muttermale waren, die um so unangenehmer auffielen, je bleicher, kränklicher und magerer die übrigen Gesichtszüge sich darstellten. Die etwas große Nase konnte mit ihrer edlen Form den schlimmen Eindruck, welchen jene Entstellung hervorrief, nicht wieder gut machen, zumal die Augen einen lauernden, tückischen, schier unheimlichen Ausdruck hatten und auch der Mund beleidigende Züge darbot, die sich wie boshaftes, höhnisches Lächeln ausnahmen. Büdenhoven stellte die beiden Knaben neben einander und betrachtete sie. Hinz war offenbar von gemeinerer Natur und häßlicher; aus seinen von tiefen Pockennarben zerrissenen Zügen sprach tückischer Trotz, aus denen Martins tückische Schleicherei. Es war ein seltsamer Zufall, daß beider Gesicht so widrig entstellt war. Heinz sah kräftiger und derber aus; Martin geschmeidiger und feiner; beide verschmitzt oder schlau, beide bleich und kränklich und aller Jugendfrische entbehrend, wie sie doch Knaben dieses Alters selten zu fehlen pflegt. Sie gefielen dem Junker beide nicht. Er übergab ihnen das Pferd, um es in einen Stall zu bringen und ging in das armselige Wohnhaus.

Die Knaben waren im Stalle mit dem Pferde be-

schäftigt, und Martin zeigte sich in Behandlung desselben vorzüglich geschickt.

„Du solltest Roßbub werden bei einem Reiterhauptmann,“ sagte Heinz, das Schweigen brechend und gleichsam von Bewunderung vor dem Talente und der Geschicklichkeit des Andern hingerissen.

„Das wäre mir schon recht. Ich hab' es ohnedies satt bei dem versoffnen Bauer, der mich tractirt, wie einen Hund. Aber wie soll ich zu einem Reiterhauptmann kommen?“

„Geht dir's schlecht?“ fragte Heinz erschrocken. „Giltst du auch für des Hasenhänslein Sohn?“

„Ei freilich. Aber ich mag nicht länger dafür gelten. Wäre die Lore nicht, die's gut mit mir meint, ich wäre schon längst auf und davon gelaufen. Aber länger geht's nicht. Wenn ich einen Ritter oder Reiterführer wüßte, der mich nähme, ich lief ihm heute noch zu. Wenn ich nur erfahren könnte, wo's Krieg giebt.“

„Hast du nichts davon gehört, daß der Kaiser ins Feld zieht und in Augsburg liegt?“

„In Augsburg?!“ rief Märten und der Mund blieb ihm offen stehen vor Erstaunen. „Ich möchte vor mein Leben gern den Kaiser sehen und die Stadt Augsburg. Kommst du von Augsburg?“

„Ei freilich! Heute früh schon. Die ganze Stadt liegt voll Kriegsvolk. Ha, das ist eine Pracht!“

Martins Auge glühte auf den Sprecher. Er athmete

kaum, solch' einen gewaltigen Eindruck hatten die wenigen Worte auf ihn gemacht. Die Flecken auf seinen Wangen leuchteten plötzlich dunkelroth. „Kaiser!" stammelte er endlich. „Kriegsvolk! Pracht!"

„O du hättest gestern die geschmückten Reiter alle sehn sollen und die köstlichen Pferde, als der Kaiser zum Scheibenschießen ritt! Heute und morgen geht's fort in den Krieg."

Martins Hände krampften sich unwillkürlich zusammen. „In den Krieg?!" flüsterte er, und es klang wie ein unheimliches Stöhnen. — „Wohin?"

„Dies weiß ich nicht recht. Ich hörte, sie ziehen den Rheinstrom hinab. Ich sollte auch mit. Ein vornehmer Hauptmann warb mich als Roßbuben, aber mein Götti gab es nicht zu."

„Weißt du, wie der Hauptmann mit Namen hieß?"

„Ich weiß es."

„Sag' es mir! Ich schenke dir meine Armbrust, wenn du mir es sagst."

„Topp! Er heißt Graf Florian von Isselstein."

„Florian von Isselstein," wiederholte Martin halblaut, als wolle er sich den Namen einprägen. Dann ging er schweigend, holte die Armbrust herbei und übergab sie Heinz, der sich sogleich angelegentlich mit ihr beschäftigte.

Bübenhoven fand in der Stube den Hofbauer, einen kleinen, stämmigen Kerl, dessen Alter in die mitlern vier=

ziger Jahre reichen mochte, und in dessen Gesicht allerlei Beweise in rother Schrift zu lesen waren, daß er mehr als billig Umgang mit der Weinkanne pflege. Er war in heftigem Wortwechsel mit drei andern Männern, die ihm nur wenig erwiderten und die sich dem Junker mit kriechender Unterwürfigkeit, auf sein Befragen, als Vogt und zwei Steckenknechte oder Häscher zu erkennen gaben.

„Gotts Leid!" rief das Hänslein „Herr Ritter, Ihr kommt wohl, mir den Garaus zu machen. Hat die Lore nichts ausrichten können?"

„Nicht zu Euerm Verderben komm' ich, Mann, sondern zu Eurer Rettung. Doch sagt mir vorerst, wie die Sache steht?"

„Der Amtmann will mir die Kühe abpfänden lassen, weil ich nicht sein Höriger werden will, und weil die Lore, meine Tochter, auch nicht will wie er. Wir Bauern werden von den Herren ärger gehalten, als das Vieh. Ich habe nur zwei Tage in der Woche die Frohn zu leisten und bin ein Freigesessener auf meinem Hofe, wie mein Vater auch war. Aber ich kann keinen Brief des Kaisers aufweisen, mein Vater hat mir keinen hinterlassen. Jedermann wußte, daß er ein freier Hofbauer war, wie sein Vater und Großvater gewesen. Der Amtmann aber sagt, ich sei hörig und müsse drei Tage frohnden. Wenn aber die Lore in seinen Dienst geht, will er's ruhen lassen. Da habt ihr die Schande."

„Schweig, Lästermaul!" rief der Vogt. „Der kai=

serliche Amtmann, mein Herr und Gebieter, muß besser wissen, ob er hörig ist oder nicht. Die Bauern in den Dörfern sind hörige Leute, warum sollten es die Hofbauern nicht sein? Aber das Hasenhänslein ist ein fauler Strick und ein Saufaus dazu. Man sagt, der Bub', den er im Hause hat, bringe ihm Geld ein, und das habe ihm die Arbeit zuwider, die Weinkanne aber zu lieb gemacht. Er leistet die schuldige Frohn nicht, er zahlt die schuldige Bede nicht: ich hab' ihn betreten, daß er den Bach fischte." —

„Der Bach ist mein Eigenthum. Mein Vater hat ihn gefischt!" schrie das Hasenhänslein.

„Beweis' es durch Geschrift und Siegel!"

„O wenn es der Kaiser wüßte, wie man mit uns Bauern umgeht!" heulte Hänslein. „Das Kalb in der Kuh, die Aehre auf dem Halm, das Ei in der Henne wird uns schon mit Beschlag gelegt; wir müssen elendiglich verderben. Und der Amtmann und seine Gesellen, der Pfaff und der Mönch, der Ritter und der Junker nehmen uns Weiber und Töchter zu schnöder Kurzweil, und wir sollen uns dafür bedanken."

„Der Wein spricht aus ihm!" sagte der Vogt mit affectirter Geringschätzung.

Der Junker begriff, daß er im Hause eines durch brutale Willkürherrschaft zu Grunde gerichteten und verzweifelten Mannes sei, dessen Verderben durch den Knaben, um dessenwillen er gekommen, nur schneller herbei-

geführt worden; er sah das oft gerügte und viel besprochene Elend des Landvolks und die grausame Habsucht seiner Herren und Vorgesetzten mit eignen Augen, und ihm fiel ein, wie wahr doch Ulrich Fugger diese Dinge geschildert. Er nahm den Vogt bei Seite, erkundigte sich nach der Forderung des Amtmanns in runder Summe und bezahlte diese. Der Vogt zog mit seinen Knechten ab, und Bübenhoven trat wider zu dem Bauer in die Stube. „Ich habe des Amtmanns Forderung befriedigt, und du kannst ruhig sein.“

„Hoho!“ lachte das Hänslein bitter. „Da wird der Amtmann lachen, daß er doppelt bezahlt wird.“

„Wie so?“

„Die Lore ist ja weinend hinüber gelaufen auf das Schloß zu ihm, um endlich seinen Willen zu thun und seine Magd zu werden.“

„Das soll sie nicht!“ rief der Junker empört. Und nun berichtete er dem frohaufhorchenden Hofbauer, daß er ihm einen andern Knben für den Martin mitgebracht und diesen mitnehmen werde. Daß der neue Knabe auch Martin heiße, aber durchaus für den alten ausgegeben werden müsse, und daß Hänslein dafür alle Quartale zehn Gülden mehr erhalten solle, als bisher. Hänslein verstand sich natürlich zu Allem, was der Junker verlangte, und meinte, er sei den Tausch wohl zufrieden; denn der Märten, der bei ihm aufgewachsen, sei ein böser Bub, der ihm manchen heimtückischen und schlimmen Streich ge-

spielt und deshalb viel Schläge von ihm bekommen habe. Für eine anderweitige Zulage versprach er auch, den neuen Martin in die Schule des nahen Klosters zu schicken. Das Geld solle er wie bisher von dem Webermeister in Dinkelscherben alle Quartale abholen. Der Junker rief nun den neuen Hausgenossen herein, der für den alten ausgegeben werden sollte und machte Pflegevater und Pflegesohn mit einander bekannt. Beide schienen wohl miteinander zufrieden.

Während dieser Verhandlungen trat ein schlankes, blühendes Bauernmädchen mit verweinten Augen in die Stube. „Das ist meine Lore,“ sagte Hänslein und schaute ihr dazu forschend ins Gesicht. „Nun was hast du ausgerichtet?“

„Hier ist die Quittung des Amtmanns, schluchzte das arme Kind und hielt ihrem Vater ein Papier hin. Ich werde nächsten Montag zu ihm als Dienstmagd ziehen.“

Der Bauer lachte bitter und roh zum Junker gewandt: „Da habt Ihr's, wie ich Euch gesagt. — Der adlige Schurke hat das Geld und das Kind dazu.“ Bübenhoven wandte sich mit sanften Worten an das weinende Mädchen und erklärte ihr, er werde zu verhindern wissen, daß ihr und ihrem Vater Gewalt geschehe. Hänslein schüttelte ungläubig den Kopf dazu. Dann berichtete er ihr kurz, weshalb der Ritter in ihr Haus gekommen, und was er für sie gethan. Kaum hatte das Mädchen das Letztere gehört, als sie von neuem in ein noch trostloseres und

verzweifelnderes Weinen ausbrach und die Stube verließ. Vom edelsten Mitleid getrieben folgte ihr Bübenhoven und fand sie draußen, Martin liebkosend, der sich dabei ziemlich gleichgültig benahm.

„Was erregt deinen Schmerz so heftig; mein Kind?“ fragte der Junker. „Ich schwöre dir zu, du bist aus den Händen des Amtmanns gerettet.“

Lore verbarg ihr Gesicht schluchzend, und da er noch stärker in sie eindrang, brachte sie mit Mühe die Worte hervor: „Weil Ihr zu spät gekommen seid.“

„Armes Kind! Aber ich will die blutende Taube dem Geier entreißen. Du darfst nicht in des Amtmanns Haus. In einigen Tagen werde ich dich nach Augsburg abholen lassen. Dort sollst du unter edlen Menschen leben. Ich werde in kurzer Zeit der Gatte eines lieben sanften Weibes sein, und wenn du willst, wird sie dich als Gürtelmagd werben.“

Lore warf sich vor dem Junker auf die Kniee nnd stammelte: „Ihr seid ein Engel! O warum hat Euch die heilige Jungfrau nicht gestern in dies arme Haus gesandt! warum nicht diesen Morgen! Aber ich will Euch folgen, wohin Ihr mich und den Martin führt. Laßt mich mit ihm zusammen leben und ferner für ihn sorgen, wie ich bis jetzt seit meiner Mutter Tode gethan. Ich habe mich an ihm gewöhnt und möchte mich nicht von ihm trennen.“

„Wenn ich dir auch diesen Wunsch nicht erfüllen kann,

so sollst du es doch gut haben. — Jetzt spute dich und schaff' mir einen Imbiß zur Stelle, damit ich nachher mit dem Martin aufbrechen kann. Wir müssen vor Nacht noch die Herberge erreichen, und der Weg ist weit."

Lore that nach des Junkers Begehr und trug ihm auf, was sie vermochte. Als er gesättigt aus dem Hause trat, um sein Pferd zu bestellen, fand er es bereits wohl versorgt und aufgezäumt an Martins Hand, der reisefertig in seiner Sonntagsschaube ihn erwartete. Der Knabe kam dem Junker jetzt hübscher vor, als vorhin.

„Seid Ihr ein Kriegshauptmann und wollt mich zu Euerm Roßbuben machen?" fragte der Knabe.

„Nein. Du sollst etwas Besseres werden, wenn du dich gut aufführst. Aber dein Pflegevater hat sich über dich beklagt. Du bist nicht gut und nicht fromm gewesen. Du wirst in ein Kloster kommen, zu frommen Brüdern. Die werden dir böse Streiche nicht so leicht hingehen lassen, als das Hasenhänslein. Diesen Abend oder morgen will ich dir berichten, was du zu wissen hast. Jetzt nimm Abschied vom Hänslein und der Lore und bedanke dich für genossene Pflege."

Während Martin diesem Befehl nachkam, rief der Junker Heinz herbei und ermahnte ihn nochmals.

Lore führte den Martin an der Hand und begleitete ihn eine große Strecke Wegs. Dann nahm sie mit Thränen und Küssen von ihm Ade. Der Bube nahm ihre Liebkosungen ohne Zeichen von Liebe und Theilnahme auf

und hatte kein nasses Auge, als er von ihr ging; er wandte sich nicht nach ihr um, sondern schritt in fieberhafter Hast fürbaß.

Der Junker sagte dem bewegten Mädchen noch einige freundliche Worte und ließ dann sein Pferd ausschreiten. Martin ging schnell und brütend seines Wegs und hielt gleichen Schritt mit dem Roß; der Reiter überließ sich ebenfalls seinen Träumereien. So setzten sie den ganzen Tag die Reise fort ohne nur wenig Worte mit einander zu wechseln; doch wenn der Junker vor einem Krug hielt, um sich einen frischen Trunk reichen zu lassen, war der Bube immer flink und geschmeidig zu seinem Dienst. Keine Klage über Müdigkeit kam über seine Lippen. So langten sie denn mit der einbrechenden Nacht auf dem Wellenhofe an, wo sie von der Schaffnerin gastlich empfangen wurden.

Trotz des weiten Wegs, den er zurückgelegt, bediente Martin das Pferd und den Junker, ohne dazu von diesem Befehl erhalten zu haben, ja als ihn dieser davon abhalten wollte, hatte er keine Ohren für seine Worte. Erst als er im Stalle fertig war, setzte er sich nieder, um zu essen. Dann lief er wieder hinaus und erspähete die Wege und fragte die Knechte und Mägde aus und erfuhr, daß den ganzen Tag viel Kriegsvolk auf der Straße nach Ulm, die nicht weit von dem Hofe voüber ging, gezogen war, und auch der Kaiser sei mit allen seinen Feldobersten und Hauptleuten darunter gewesen. — Wie eine

Katze schlich der Bube leise umher und horchte überall hin mit gespanntem Ohre, und so vernahm er denn auch, wie der Junker zur Schaffnerin sagte: „Elisabeth, bring' den Buben zur Ruhe. Ich habe noch einen Gang zu machen. Warte nicht auf mich. Ich werde erst morgen mit dem Tage wiederkehren. Doch halte reinen Mund. Niemand darf es erfahren."

„Ah," lachte die Frau, „Ihr habt wohl einen Freund im Nonnenkloster drüben. Ich werd' Euch nicht verrathen."

„Du sollst nicht so schlimm von mir denken," versetzte der Junker ernst. „Ich habe ein ehrlich Geschäft vor, und nicht in einem Kloster."

„Was geht es mich an; ich wünsche Euch gute Verrichtung."

Bübenhoven verschwand in der Nacht und wendete die eiligen Schritte bergab der Stadt zu.

Die Schaffnerin rief nun eilig den Knaben herbei, steckte ihm Leckerbissen zu und begann ihn auszufragen; denn die Neugierde plagte sie sehr, zu erfahren, was es mit ihm für eine Bewandtniß habe. Aber er wußte ihr wenig zu berichten und schlief ihr unter den Händen ein. Sie brachte ihn zu Bett, verriegelte Haus und Hofthüre und suchte ihr eignes Kämmerlein.

Noch war sie, nach wohl durchschlafener Nacht, am folgenden Morgen mit Ankleiden beschäftigt, als Junker Bübenhoven schon an das Fenster klopfte und Einlaß be gehrte. Sie öffnete und rief die Mägde, damit sie den

Morgenimbiß bereiteten; der Junker aber sagte: „Ich will erst einige Stunden Schlafs genießen,“ und ging nach der kleinen Milchstube, wo ihm das Bett neben Martins bereitet war. Doch nach wenigen Augenblicken kam er wieder die Stiege herab und rief: „Elisabeth, wo ist der Bub?“

„Na, liegt er nicht im Bette?“ fragte sie verwundert.

„Das Bett ist leer und kalt. Er muß schon längst aufgebrochen sein.“

„Aufgebrochen?! Wohin? Was soll das bedeuten?“ Und sie lief selbst hinauf, um das leere Bett anzustarren, dann wieder hinab, um alles Dienstvolk zusammenzuschreien. Niemand hatte etwas von dem Knaben gesehen. Alle mußten ihn suchen, im Hause, in den Ställen. Da zeigte sich denn, daß auch des Junkers Pferd fort war. Jetzt berichteten die Leute die seltsamen Fragen des Knaben, und der Junker schlug sich verzweiflungsvoll vor die Stirne. Eine Hoffnung, die er doch kaum so zu nennen wagte, spiegelte ihm vor, der Knabe könne wieder auf den Hasenhof zurückgekehrt sein. Das Heimweh habe ihn überfallen, und weil er vom Laufen zu ermüdet, habe er sich des Pferdes bedient, um so schnell als möglich wieder heim zu kommen. Wohin sollte der elfjährige Bub, der noch niemals vom Hasenhof hinweg gekommen? — Der Junker wollte wenigstens nichts unversucht lassen und ging zum Klostermeier hinüber, um sich ein Pferd zu borgen. Schwer bekümmert legte er den Weg in kurzer Zeit zurück.

Lore kam ihm entgegen. „Ist der Martin zurückgekommen?“ fragte er hastig.

„Wißt Ihr schon, daß er fort ist?“ fragte das Mädchen dagegen. „Er ist nicht zurück. Wir suchen ihn seit zwei Stunden. Eine Bäuerin hat einen Knaben mit einem fremden Manne geben sehen, und der Beschreibung nach ist's unser neuer Martin gewesen?“

„Wie?“ rief der Junker erschrocken, „der ist auch fort? Ich meine den wirklichen Martin, der mir entflohen.“

„Heilige Gottesmutter, auch der?“

In größter Bestürzung warf sich der Junker vom Pferde. Es wurden Boten aufgetrieben und nach allen Seiten ausgeschickt. Das Hasenhänslein und Lore brachen selbst auf; der Junker sprengte auf dem Wege, den die Bäuerin als solchen bezeichnet hatte, auf welchem der Knabe mit dem fremden Mann gegangen. Aber am Abend kehrten Alle zurück, und Keiner hatte auch nur eine weitere Spur von dem verschwundenen Heinz entdecken könuen. Der Junker blieb bis zum folgenden Tage, aber der Bube war wie von den Wolken aufgezogen, und mißmuthig bis zur Verzweiflung, daß er die Zeit mit vergeblicher Aufsuchung des Heinz vergeudet, die er zur Verfolgung des weit wichtigeren Martin hätte verwenden sollen, schlug Bübenhoven den Rückweg ein und langte am Abend mit der unerfreulichen Kunde bei Herrn Jakob Fugger an, der darüber alle gewohnte Fassung und Ruhe verlor.

Achtes Kapitel.

„Der Zauber ist fest, der Knabe ist unser; das Werk wird gelingen. Lösch' die Flamme, Aya! Der Erdgeist ist uns günstig!" So rief die Gräfin Cardona den sie umgebenden Frauen zu. Sie standen um einen Zauberkessel, eine blanke Metallschale, wie sie maurische Araber zu ihren Zaubereien und Beschwörungen gebrauchten. Eine dunkelrothe Flamme schlug aus dem Kessel empor und warf, die Nacht nur dürftig erhellend, unheimliche zuckende Lichter auf die ernsten und gespannten Züge der beiden Dienerinnen und der Frau van der Voort, welche außerhalb des flammenden Zauberkreises standen, in welchem der Kessel und die Zauberin sich befanden. Alle waren in maurischer Kleidung; die Gräfin trug noch besonders einen kleinen schwarzen Mantel, in welchen zahlreiche goldne Zaubercharaktere gestickt waren. Die Scene fand in dem Kloset ihrer Wohnung statt, in welches sie zwei Abende zuvor den Junker von Bübenhoven geführt. Die Mitternachtsstunde war eben vorüber.

Die Gräfin warf Zaubermantel und Stab von sich; Aya goß eine Flüssigkeit aus einer Phiole in den Kessel, wovon die Flamme sogleich erlosch, und Matty zündete eine Lampe an, um die gebrauchten Geräthschaften hinwegzuräumen. — Die Gräfin ergriff Eleonorens Hand und führte sie in das von einer Kerze nur matt erleuchtete Zimmer hinaus. Beide Frauen waren in großer Aufregung. Die feurigen Augen der Gräfin strahlten vor Begeisterung.

„Du kennst nun die umfassende Kühnheit meines Plans, ich kenne den deinigen. Heil uns, daß wir zwei uns finden mußten! Es war so von den Sternen bestimmt, und mein Lehrer hat es darin gelesen. Ja wir mußten uns finden, um uns einander zu unterstützen und zu helfen. Du wirst deine Rache durch mich haben; ich die meinige durch dich. Wir werden das Unglaubliche, das Ungeheure ausführen; wir werden die Befreierinnen unserer Völker vom schmählichen Sklavenjoch, und unsere Namen unsterblich sein in ihrem Munde.“

„Juble nicht zu früh!“ warnte Eleonore die begeisterungtrunkne Maurin. „Groß und kühn ist dein Plan, aber wer des Schicksals Wechsel erfahren, wie ich, vertraut nicht unbedingt auf menschliche Entwürfe und Pläne.“

„Karracha hat mir das Gelingen des meinigen prophezeit, und die Zigeuneraltmutter hat noch nie eine Prophezeihung ausgesprochen, die nicht erfüllt worden wäre. Ihr Blick in die Zukunft ist untrüglich.“

„Und was hat sie dir geweissagt?“

„Der königliche Stamm der Sultane von Granada werde mit einem andern morgenländischen Fürstenstamm verbunden, frische Sprossen treiben, die zu großem Reichthum und Macht gelangen. König Ferdinand aber werde nur noch kurze Zeit unter den Lebenden sein. Nicht mehr als zweimal werde die Sonne ihren Lauf durch den Thierkreis vollenden, und Spanien werde einen andern Herrn haben.“

„Diese Worte sind sehr geeignet, dich anzufeuern. Doch die Orakel sind zu allen Zeiten zweideutig gewesen.“

„Der König ist schon seit einigen Jahren kränklich. Es war ein harter Schlag für ihn, daß die schöne Königin Germaine einen todten Prinzen zur Welt brachte, und um die Natur zu zwingen, ihm ferner dienstbar zu sein, ließ er sich von seinen Aerzten einen Trank bereiten, der seine Zeugungskraft von neuem beleben sollte. Dem königlichen Willen sollte das Geschick gehorchen, ein zweiter Sproß sollte von der Königin erzielt und wenigstens Aragonien diesem ihm verhaßten östreichischen Prinzen entrissen werden, wenn es auch nicht mehr möglich war, ihm Castilien zu entreißen. Aber der Stärkungstrank brachte nicht die gehoffte Wirkung hervor; es scheint sogar und Karracha behauptet es, daß des Königs kränklicher Zustand seit jener Zeit eine verderbliche Folge des Trankes ist. Gelingt es mir nun durch das dir bekannte Mittel, nach welchem ich soeben meine Hand ausstrecke und dessen

Erlangung mir der Zauber zugesagt, gelingt es mir, wie ich hoffe und glaube, und wie mir die weise Karracha versprochen, die Geisteskrankheit der Königin Johanna zu besiegen, dann sind Spanien und Neapel in meine Hand gegeben und die Schätze Westindiens sollen mir zur Erhebung meines Volkes dienen. Von der Zinne des rothen Thurmes der Alhambra wird wieder Mahomeds heilige Fahne strahlend wehen, und die Schmach der Knechtschaft wird von den Modejaren genommen sein."

„Aber du vergißt den alten mächtigen Priester in Toledo, den Cardinal Ximenes, du vergißt den jungen Erzherzog Karl, den Erben der spanischen Krone. Hier wie überall ist es ein Priester und ein Fürst, die das Glück der Völker zertreten."

„Ich vergesse sie nicht. Der Eine ist zu alt, der Andre zu jung, um mir zu schaden. Schon gehen Ximenes Jahre über das gewöhnliche Alter der Menschen hinaus, und er wird bald zu denen gehören, die auf menschliche Geschicke keinen Einfluß mehr haben. Und wie wollte mich der fürstliche Knabe in Brüssel von meinem Siegszug zurückhalten! Karl ist ein läppisches Kind, das für nichts Sinn zeigt, als für Pferde, Hunde, schöne Kleider und Waffen. Er ist seines Vaters würdiger Sohn. Was kann der Knabe wider mich ausrichten, wenn seine Mutter regierende Königin ist? Er ist ihr fremd, wie den Spaniern. Aber meine Pläne gehen weiter, als du ahnest. —"

Sie wurde durch Matty's Eintritt unterbrochen. „Her-

ein,“ sagte die Schwarze, „der von dir erwartete Zigeunerbursch ist eben ins Haus getreten.“

„Und was bringt er für Kunde?“ fragte die Gräfin gespannt.

„Kann er andre bringen, als die dir die geheimnißvollen Flammenzeichen schon gegeben? Seine Worte lauten: Pepindorio läßt dir sagen, der Knabe ist in meinen Händen, und ich eile mit ihm der Grenze Frankreichs zu.“

„Allah sei gesegnet! Und mögen die Zauberzeichen mich niemals betrügen! Der eine Knabe ist unser; auch der andre wird es werden, den ich auf Granadas neuerrichteten Königstuhl zu erheben gedenke. Der erste Schritt ist gelungen, das nächste Ziel ist erreicht. Und dies giebt uns Bürgschaft, das wir alles erlangen, wonach unsre glühenden Seelen streben.“

Mit wilder Leidenschaftlichkeit warf sich das reizende Wesen an die Brust der Frau, die einst noch schöner gewesen, und über deren entstellte Züge jetzt ein bittres Lächeln flog.

„Darf ich jetzt drn ganzen Umfang deiner Pläne erfahren, Suleima?“ fragte Eleonore.

„Alles sollst du jetzt wissen; denn nun bist du meine Bundesgenossin für das Leben. Sind auch unsre Wege verschieden, wir streben doch nach einem Ziele. — König Ferdinand hat seinen zweiten Enkelsohn, der in Spanien geboren, den er aus der Taufe gehoben, dem er seinen Namen gegeben, den er an seinem Hofe erzogen hat, lieb

gewonnen, so weit seine eigensüchtige kalte Seele ein andres menschliches Wesen lieb gewinnen kann. Und der junge Prinz Ferdinand verspricht ein ächter Spanier zu werden. Mit seinem Bruder Karl hat er nicht die mindeste Aehnlichkeit, weder körperlich noch geistig. Die beiden Brüder kennen sich nicht; sie haben sich nie gesehen. Sie müssen sich hassen lernen, glühend hassen, auf den Tod hassen. Dies sei mein Werk, und schon habe ich in Spanien glücklich Hand angelegt. Schon ist es mir gelungen, daß Ferdinand den ältern und glücklichern Bruder zu hassen angefangen hat. Zwar erst leise und ohne daß er es selbst weiß. Aber in seiner Knabenseele ist der Neid geweckt worden. Einer seiner Lehrer, der mir ergeben ist und sich von mir leiten läßt, hat auf mein Geheiß diesen bösen Funken in die Seele des fürstlichen Knaben geworfen; er hat gezündet, und es wird, es muß eine Flamme daraus werden. Prinz Ferdinand hat schon den Schluß machen gelernt, es sei unbillig, daß er, der geborene Spanier, der Liebling des Königs, der Unterthan seines Bruders, des Herzogs von Burgund, sein soll, der Spanien nie gesehen. Man hat ihm einen Gedanken zugeflüstert, der von mir ausgegangen ist, und den er gar wohl begriffen hat, obgleich er erst zehn Jahre alt ist: daß ein kluger Kopf die Fehlgriffe des Schicksals verbessern müsse, und daß es thöricht sei, dem einen Bruder die Herrschaft der halben Welt und dem andern nichts zu geben. Es würde viel vernünftiger sein, wenn er, Ferdinand, König von Spa-

nien, Neapel und Navarra würde, sein Bruder Karl aber bliebe was er wäre, Herzog von Burgund und Niederland; auch könne ja derselbe nach ihres väterlichen Großvaters Tod zum deutschen Kaiser gewählt werden. Dieser Gedanke wird mit Ferdinand groß werden; ich werde dafür sorgen, daß das Feuer unterhalten und angefacht wird. Aber daß er auch in des Königs Ferdinand Seele erwache, ist nöthig; und du wirst schwerlich zweifeln, daß auch dies mir gelingen wird. Ein vornehmer spanischer Ritter sagte zu mir: dem festen Willen eines jungen schönen und schlauen Weibes ist Alles möglich. Daß ich jung bin, leitet keinen Zweifel, daß ich schön bin, sagen mir alle Männer und mein Spiegel; ob ich schlau bin, magst du selbst entscheiden. Genug, ich denke daran, den König so weit zu bringen, daß er den Prinzen Ferdinand zu seinem Nachfolger bestimmt. Meine weitere Aufgabe ist, daß Prinz Karl, seine Tante, die Statthalterin und sein Großvater, der Kaiser, von diesen Plänen am spanischen Hofe Kenntniß erhalten. Der Kaiser und seine Tochter lieben Karl, wie wenn er ihr eignes Kind wäre, ja mehr noch; sie lieben Ferdinand nicht, weil er ein Spanier ist; sie betrachten ihn immer nur als Enkel des Königs Ferdinand, zwischen dem und ihnen stets ein kaltes, steifes, erzwungenes und argwöhnisches Wesen war. So wird denn auch die Flamme des Hasses in Karl's Brust auflodern. Ahnest du nun, was ich damit bezwecke? Ein Bruderkrieg in Spanien, Aufstand der Bauern in Deutsch-

land, immer neuer Krieg des Kaisers mit Frankreich, so daß von ihm keine Hülfe nach Spanien gehen kann. So muß die Kraft unserer Feinde sich selbst vernichten, und mein Volk wird leichtes Spiel haben, diesen Christen wieder den Fuß auf den Nacken zu setzen. Wir, wir werden die Herren von Spanien, und jener Knabe wird unser König sein, den ich auf den goldnen Stuhl der Alhambra erheben will."

Das Auge des reizenden Mädchens sprühete Blitze prophetischer Begeisterung. Eleonore versetzte: „Ich habe in dir, der Jüngern, meine Meisterin gefunden, und ich kann dir meine Bewundrung nicht versagen; ja ich bringe dir den Zoll derselben mit Freuden dar. Jetzt erst begreife ich dich ganz, und ich würde dir dienen, selbst wenn ich nicht hoffen dürfte, dadurch die Befriedigung meiner Rache, nach der ich lechze, zu erlangen. — Deine Geschicklichkeit, das Widerstrebende zu deinen Zwecken zu verbinden, erfüllt mich mit Erstaunen. Ich konnte nicht begreifen, was du mit diesem Schwächling Bübenhoven wolltest, einem Menschen, der mir stets zuwider war, und der mich höchst wahrscheinlich einst an die Erzherzogin Johanna verrieth; ich zweifelte, daß du ihn gewinnen würdest. —"

„Und wie schnell und sicher hab' ich ihn gewonnen!" lachte die Gräfin. „Was uns gemeinschaftlich erst nicht gelingen wollte, gelang mir in der vorigen Nacht allein. Er ist der Unsrige. Ihn fing ich mit der Erzählung, wie

der Herr von Chievres in Brüssel die Zaroya, die Büdenhoven immer noch liebt, verfolgt, weil sie seine Anträge zurückgewiesen. Ich schilderte ihm die deutschen Bauern als die einzigen Freunde der Zigeuner und malte ihm die Sklaverei, die ihnen aufgebürdet worden, mit grellen Farben aus. Er hatte denselben Tag eine ähnliche Geschichte erlebt. Nun ging ich auf das Elend meines Volks über; er hatte es in Spanien selbst kennen gelernt. Ich sah Thränen in seinem Auge glänzen, und nun war er mein. Bald wußte ich, daß er für den Kaiser nicht jene närrische Schwärmerei hegt, von der fast alle Deutschen angesteckt sind, und daß er die Pfaffen verachtet. Er verehrt nur die Statthalterin der Niederlande und Jakob Fugger, und dieser beiden wegen scheut er sich mit seiner wahren Farbe hervorzutreten. Doch im Stillen wird er für uns wirken. Diese weichen, gefühlvollen Naturen sind die treuesten Anhänger der Volkssache. So werden wir im reichen Hause der Fugger zwei Freunde haben; denn nicht eher verlasse ich Augsburg, als bis ich auch Ulrich Fugger zu den Unsrigen zählen kann. Er traut mir noch nicht wegen meiner Verbindung mit dem Abt von Kempten; aber ich werde ihm begreiflich zu machen wissen, daß dieser geistliche Herr nichts als ein unbewußtes Werkzeug in meiner Hand ist. Alle müssen sie mir dienen, Alle, Fürsten und Prälaten, Ritter und Bauern, Freund und Feind."

„Ja solcher Schlauheit muß das große Werk gelingen!"

jubelte Eleonore. „Ich glaube, es wäre dir nichts Unmögliches, die Engel aus dem Himmel und die Teufel aus der Hölle zusammenzuspannen, um deinen Siegeswagen zu ziehen. Du bist wahrhaftig und in der That eine mächtige Zauberin und gleichst den Feen, von denen meine Amme mir erzählte.“ —

Die beiden Frauen trennten sich; die Gräfin genoß einer kurzen Ruhe. Der junge Tag verwandelte sie wieder in eine schöne Christin. Nicht lange, und der Abt von Kempten wurde bei ihr angemeldet. Ueber ihre Züge glitt bei Nennung seines Namens ein spöttisches Lächeln. Der stolze hoffärtige Priester trat herein.

„Die letzten Kriegshaufen ziehen heute ab,“ sagte er verdrießlich, „die Fürsten sind fort, um sich auf den Reichstag in Worms zu begeben, wohin der Kaiser ebenfalls gehen wird; der Cardinal ist nach der Schweiz zurück, die meisten der reichen Krämer hier rüsten sich zu Handelsreisen; es wird von heute an sehr langweilig in dem gepriesenen Augsburg werden. Sagt mir, was gedenkt Ihr zu thun, schöne Agnes?“

„Ich werde so lange hier verweilen, bis ich den Rubinenschmuck von Euch habe, und dann ebenfalls gehen.“

„Den Rubinenschmuck?! Ah bah! Wißt Ihr auch, daß er für die junge Kurfürstin von der Pfalz bestellt ist?“

„Eben weil ich das weiß, will ich ihn haben.“

„Und wißt Ihr, was der Goldschmied dafür fordert?“

„Ich dächte doch, Ihr müßtet wissen, daß mir das

sehr gleichgültig ist. Seid Ihr zu arm oder zu geizig, mir den Schmuck zu kaufen, so sagt es ohne Umschweife, Herr Abt; es wird sich dann schnell ein andrer Käufer finden, der die Kreuzer, um die er leichter wird, nicht ängstlich berechnet. Ich sage Euch, der Schmuck wird doch mein; und dann reise ich ab, auf den Käufer kommt es an, wohin."

„Verwünschte Nixe!" gromelte der Prälat. „Soll ich denn meine Bauern auf immer schmälere Kost setzen, um alle deine tollen Gelüste zu befriedigen? Hast du noch nicht daran gedacht, wieviel du mich schon gekostet hast?"

„Führwahr, ich habe an bessere Dinge zu denken!" lachte die Listige. „Lehrt Eure Bauern Gras fressen, was dem König Nebucadnezar einst so trefflich mundete. Was ein König gekonnt, werden doch Bauern vermögen!"

„Ein köstlicher Gedanke, um deswillen ich dich küssen muß, Agnes!" rief der Abt und wollte bersten vor Lachen. „Gras müssen sie fressen, wie die Hunde vor dem Regen; damit ihnen die albernen Gedanken vergehen. Wozu braucht ein Bauer Gedanken? Arbeiten soll er für seinen Herrn, und dieser soll denken, wie er ihren Verdienst am besten zu seinem Nutzen und Vergnügen anwende. Gras und Heu wird ihnen das Denken vertreiben. Du sollst den Schmuck haben, Agnes, um dieses unvergleichlich guten Einfalls, und sollt ich den Fuggern oder Welsern zehn Dörfer für den Kaufschilling versetzen. Und dann wird mich mein buntes Schlängelein wohl nicht länger nach dem süßen Minnelohn schmachten lassen."

„Ihr wißt, mein Freund, ich lasse mir kein Versprechen abgewinnen, weder durch Schmeichelei, noch durch Geschenke, noch durch Trotz. Was ich gewähre, ist freies Geschenk meiner Gunst.“

„Und dann gehst du mit mir nach Kempten?“

„Ich verspreche nichts.“

„Könntest du mich betrügen, und dem kecken Fugger gewähren, was ich dir noch nicht abgewinnen konnte? Reize den Löwen in meiner Brust nicht! Meine Rache könnte fürchterlicher werden, als du ahnest.“

Agnes erblaßte einen Augenblick. Blick und Ton des Abts überzeugten sie, daß er der Mann sei, seine Drohung auszuführen. Doch im Nu hatte sie ihre ganze Unbefangenheit wieder, und in süßen Schmeicheltönen flötete sie, während ihre kleine Sammthand über das finstere aufgedunsene Gesicht des gewaltthätigen Priesterfürsten strich: „Haltet Ihr mich einer solchen That fähig, so laßt Euern Bauern die Kreuzer und dem Goldschmied den Schmuck. Es war mein Scherz. Ich reise ohne das Kleinod und werde Euch stets ein süßes Andenken bewahren.“

„Du erhälst den Schmuck, und Alles was du willst, Mädchen, und bleibst bei mir. Ich kann nicht mehr ohne dich leben, Agnes. Auch will ich dich ferner nicht mit meinen eifersüchtigen Grillen plagen.“

„So seid Ihr mein theuerer Freund, um deswillen ich Rom verließ und in dies traurige Deutschland kam. Den Mann, der mir vertraut, werd' ich zu belohnen wissen.“

Der Abt umarmte die reizende Schlange und ging, um den Schmuck zu kaufen.

„Geh nur und presse deinen Bauern das Mark aus den Knochen!“ höhnte ihm die Gräfin nach. „Zur Verzweiflung müssen die unglücklichen Menschen gebracht werden, eh' sie gegen ihre Dränger aufstehen. Der Hunger muß sie zwingen, die Pflugschar in ein Schwert umzuschmieden. Ha! wir wollen die blutgierige Meute auf sie hetzen und sie selbst aufreizen und stacheln, bis auch sie zu wüthenden Hunden werden, und der rasende Kampf beginnt. Dann nieder mit dir, du übermüthige Christenbrut, die du den Fuß mit kalter Verachtung auf den Nacken edler Völker setzest und sie im Namen deines gekreuzigten Gottes peinigest!“

Eh' eine Stunde vergangen war, trat Ulrich Fugger in das Kloset der Gräfin. Sein trübes Auge begegnete ihrem schwermüthigen Blicke.

„Ihr wollt unsre Stadt wieder verlassen, wie mir mein Vetter Raimund sagt,“ begann er mit unsichrer Stimme.

„Er hat Euch die Wahrheit gesagt. Die Abendsonne des morgenden Tags wird meinen Schatten auf meinen Weg hinter mir werfen.“

„So zieht Ihr nach Abend? Wohin?“

„Was kann Euch daran liegen, dies zu wissen? Ihr habt mir mehr als einmal gesagt, ich sei Euch ein Räthsel. Laßt es mich bleiben!“

„Was treibt Euch von hinnen? Mir schien, als mißfiele es Euch nicht in Augsburg.“

„Mein Zweck hier ist erfüllt. Die Macht, die über mich verfügt, und der ich mit Leib' und Leben gehöre, fragt nicht danach, ob es mir hie oder da gefalle. Wann sie befiehlt, muß ich weiter ziehen, und wenn das Herz mir verblutete.“

„Ihr deutet wieder auf ein unseliges Geheimniß, in das Ihr Euch immer tiefer hüllt. Welche Macht in der Welt könnte Euch zu Ihrer Sklavin machen? Ich begreife nichts von Allem, was Ihr sagt.“

„Es ist mir nicht verwehrt, Euch den Namen meines strengen Herrn zu nennen, aber nur Euch und denen, die Euch gleichgesinnt sind; denn Ihr seid daran, Euch ihm zu unterwerfen. Er heißt: Das zu Boden getretene Volk.“

„Weib!“ fuhr Ulrich auf, und seine Züge geriethen in die höchste Spannung, „du spielst freventlich mit meinem Herzen.“

„Thörichter Mann, welch' ein armseliger und lächerlicher Wahn! Ich gehe morgen und kehre nie zurück. Wir sehen uns nicht wieder. Wozu ein solch' kindisches Spiel! Ich habe ernstere und höhere Dinge vor. Ein andres Geschäft mit edlen Männerherzen liegt mir ob: ihnen Muth einhauchen, sie zur That entflammen, damit das rechte Werk gethan werde, wann die rechte Stunde kommt. Ich habe Euch für ein solch' edles und großes Herz er=

kannt, das in gerechtem Zorn erglüht bei den unsäglichen Leiden eurer Brüder, ihnen bereitet von der Arglist der Mächtigen; ich sagte Euch manch' bedeutungsvolles Wort, aber Ihr glaubtet mir nicht, und ich scheide deshalb mit großer Bedrübniß von Euch."

„Wie kann ich Euch glauben, Euch der Freundin des grausamen Bauernschinders, des Abts von Kempten!"

„O ihr weisen und doch so kurzsichtigen Männer! Habt Ihr nie von Frauenlist gehört, die sich des Feindes eigner Waffe bedient, die ihn durch Liebkosungen vermag, diese Waffe selbst zu schärfen und in Gift zu härten, damit sie ihn um desto sicherer und tödlicher treffe?! Eure deutsche Ehrlichkeit versteht nicht mit Pfaffen zu kämpfen. Das lernt man nur in Rom, und ich habe es dort gelernt. Ihr habt nicht geahnt, welch' eine Freundin Ihr in mir zurückgestoßen; habt nicht geahnt, daß mein Herz hier thätiger war, als es sollte."

„Weib, wer bist du?" rief Ulrich glühend vor Leidenschaft.

„Nicht, was ich scheine," versetzte sie ruhig und gemessen.

„Enthülle dich mir! Sprich das Wort des Räthsels aus, damit ich dir vertrauen lerne."

„Noch darf ich nicht. Erst wenn der edle Ulrich Fugger sich als der bewährt hat, der er jetzt nur noch scheint, als einen wahren Freund der zu Boden getretenen unterdrückten Volksfreiheit, wenn er bereit ist an die Wieder=

erkämpfung dieser Freiheit Gut und Blut freudig zu setzen: erst dann soll er mich in meiner wahren Gestalt sehen."

„Agnes, Ihr bestraft mich grausam, und ich bin nicht schuldig. Erfahre denn mein Geheimniß, geheimnißvolle Unbekannte! Mein Herz ist in keuscher Minne entbrannt für dich; ich liebe dich, Agnes, und meine Seele strebt dir mit allen Trieben zu. Erkenne nun die Qual, die mich gefoltert, in ihrer ganzen furchtbaren Größe. Ich liebte und — verachtete dich, die — Metze des mir verhaßten Pfaffen. Ich argwohnte, du wolltest mich in deinem Netze fangen; deine Reden klangen mir wie verlockende Sirenenstimmen und — ich widerstand."

„Ich habe geahnet, was du mir da enthüllt hast, Ulrich, und ich will dein Vertrauen belohnen. Auch mein Herz wurde ergriffen, von den Flammen der Liebe zu dir; ich bin nicht die Freundin, nicht die Buhlerin des Abts, ich bin seine fürchterlichste Feindin, die Schlange, die er im Busen birgt, und die sich die rechte Stelle aussucht, um ihm den tödtlichen Biß ins Herz zu versetzen. Und doch dürfen wir einander nicht angehören, Ulrich. Daß dies ganz unmöglich ist, wird dir später klar werden. Laß' uns unsre Flammen auf den Heerd der Freiheit tragen und dort emporlodern, daß sie dem in Nacht und Jammer versunkenen Volke als ein vereintes Feuerzeichen leuchten, als ein Doppelstern, sich aufzuraffen und die bewehrte Hand gegen seine Würger zu kehren. Ist es nicht ein heiligerer und erhabenerer Zweck sich für die Befreiung geknechteter

Völker zu lieben, als für die Begründung des eignen häuslichen Heerdes? Laß unsre Leidenschaft uns dem Volke zuwenden, um es zum Krieg aufzurufen gegen Fürsten und Pfaffen, und ihm vorzukämpfen in diesem heiligen Kriege!"

„Agnes, Agnes! Schönes, wundervolles Räthsel! Ich bin dein mit Leib und Seele. Mache mit mir, was du willst. Du hast mir das Herz mächtig ergriffen und gewendet." Und er stürzte ihr zu Füßen.

Neuntes Kapitel.

Der Geist des Mittelalters, jener romantische ritterliche Geist starker Gegensätze und roher Kraftäußerungen, war abgestorben, und der Geist der neuern Zeit, der Geist der Freiheit der Völker unter Gesetzen, die sie sich selbst gegeben, der Befreiung der Massen vom Drucke Einzelner, die sich die Gewalt im Staat und in der Kirche angemaßt, dieser neue heilbringende Genius der Menschheit war noch nicht geboren. Aber die Welt lag in schmerzhaften Krämpfen und Geburtswehen. Ach, sie haben nun drei Jahrhunderte gedauert, diese wilden Geburtsschmerzen, und noch heute ist der Geist vernünftiger, den hohen Anlagen und Gaben des Menschen angemessener Freiheit in Europa nicht zur Welt gekommen! Drüben über dem atlantischen Meere, in dem ungeheuern und fruchtbaren Lande, welches zu jener Zeit neu entdeckt wurde, dort ist er erschienen und wächst mit staunenswerther Schnelle zum Riesen, dessen Kraft das morsche Europa bald nicht mehr wird widerstehen können. Dort ist endlich das ewige Naturgesetz zur An=

kennung und Anwendung gekommen, daß jeder Mensch gleiche Berechtigung hat, die ihm von der schöpferischen Natur verliehenen guten Kräfte zu seinem und dem Heile des Ganzen in freier Bewegung auszubilden und in Thätigkeit zu setzen. Freie Bahn für jede sittliche Kraft, Berechtigung an den nährenden Boden der mütterlichen Erde und die Freiheit, daß Jeder sich auf seine Weise sein Gemüthsleben und Abhängigkeitsverhältniß vom Urgrund aller Dinge gestalte; das ist die große Dreieinigkeit, in welcher nur die Menschheit Frieden und Glück finden kann.

Die Zustände des öffentlichen Lebens waren zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts in ganz Europa von der Wurzel bis zum Gipfel krankhaft, veraltet und abgestorben; der alte Baum stand zwar noch aufrecht, aber ohne treibendes und keimendes Leben. Wie konnte man Früchte von einem Stamme erwarten, der kraft und saftlos keine Blätter mehr zu treiben vermochte? Die Kraft, die er noch geben konnte, war die des wilden, verzehrenden Feuers, das von der Leidenschaft entzündet, mit dem dürren Holze des Baumes genährt wurde. In Deutschland war es noch schlimmer, als in den übrigen Ländern bestellt, weil hier weit mehr Interessen sich gegenüberstanden und kreuzten. In allen Zeitgenossen war die Ueberzeugung erwacht, daß diese verwirrten und beängstigenden Zustände gebessert werden müßten, aber die Wege, die man einschlug, führten nur noch weiter vom Ziele ab, und die Krankheit der Gesellschaft verschlimmerte sich mit

jedem Tage. Kaiser und Stände hatten beide nach ihrer Weise den Willen, Ordnung in das Chaos zu bringen, aber theils war der Wille nicht immer gut und ehrlich, theils fanden die geistige Ohnmacht und der ritterlich romantische Leichtsinn des Erstern nie das rechte Mittel, das ihm so nah lag, den mächtig aufstrebenden Geist der Unabhängigkeit, des Trotzes, des Uebermuthes und der Gewaltthätigkeit in den Fürsten und im Adel zu zähmen und den frechen Anmaßungen der Pfaffheit die Spitze zu bieten. Hätte Maximilian die unnützen, ziel- und zwecklosen Kriege mit Frankreich und Venedig aufgegeben, in denen sich seine Thätigkeit gänzlich aufzehrte, und es sich angelegentlich sein lassen, die junge Triebkraft des Jahrhunderts zu verstehen, so würde er sich mit den Städten und den aufstrebenden Landbewohnern verbündet haben, um die übermüthige Fürsten- und Pfaffengewalt zu unterdrücken. So wenig verstand dieser gepriesene Maximilian sein kaiserliches Interesse, daß er die Bauern, in welchen der lang und schmählich unterdrückte Geist deutscher Kraft, wie er in ihren Altvordern gelebt und gewirkt, wieder zu erwachen begann und das unwürdige Joch schmählichster Sklaverei abzuwerfen sich anschickte, daß er diese Bauern, die ihn als ihren alleinigen Herrn anerkannten, liebten und verehrten und von der Wiederherstellung der alten Herrlichkeit des Kaiserthrones träumten, auf das Grausamste verfolgte und ihren Würgern preis gab. Hätte Maximilian, wie es Recht und Klugheit gleich stark ge-

boten, mit den Städten und Bauern gemeinsame Sache gemacht, hätte er, ein andrer Heinrich der Finkler, seine ganze Kraft dem deutschen Regimente zugewendet, Deutschland würde sich von Stand an wieder zu einem gewaltigen Kaiserthume erhoben haben; es wäre nie zerrissen und zerspaltet worden durch die Vielregiererei einer Menge kleiner Fürsten, und strahlte jetzt als das erste, mächtigste und herrlichste Land des Erdbodens, während es mit seinen unvergleichlichen Kräften und Mitteln das ohnmächtigste und der Spott der Nachbarländer ist, die in geistiger und sittlicher Hinsicht nicht werth sind, ihm die Schuhriemen aufzulösen. Statt sich an die Spitze der Bewegung zu stellen, dem aufgeregten Geist des Volks sich zu verbünden und so das herrlichste Ziel anzustreben, das einem deutschen Kaiser je gewinkt, zog es Maximilian vor ein ritterlicher König zu sein und sich immer mit den Franzosen herumzuschlagen. Und wie oft hat er es dabei mit den Gesetzen wahrer Ritterehre nur allzuleicht genommen! Der Kern des Volks, d. h. die Bürger der Städte und die Bauern waren ihrem Kaiser in der Erkenntniß der Uebelstände, welche schwer auf Deutschland lasteten, und der Hülfsmittel weit vorausgeeilt, wie denn in der Regel in solchen kritischen Zeiten das Verständniß und die Einsicht des Volks höher stehen als die seiner Beherrscher.

Durch dieses ganz fehlerhafte Benehmen des Kaisers wurde der Uebermuth des Adels und der vornehmen länderbesitzenden Geistlichkeit, sowie in Folge derselben der

Druck des Bauers nur gesteigert. Der immer mehr aufblühende Handel der Städte führte die Befriedigung der künstlichen neuen Bedürfnisse der Herren, die sie sich auf den Kriegszügen in Frankreich und Italien, wie auf den Reichs- und Landtagen erworben hatten, herbei: die alte Einfachheit des Lebens schlug in einen hochfahrenden Luxus um, in welchem der Adel nicht hinter den reichgewordenen Städtern zurückbleiben wollte, und neue, oder erhöhte dem Bauer aufgebürdete Auflagen mußten die Mittel dazu hergeben. Auch wurde die Ritterschaft von der Herrschsucht und Ländergier der Könige angesteckt; Jeder strebte nach mehr Land und Leuten, um desto mehr Geld aus ihnen zu ziehen. Von der andern Seite mehrte sich die Anzahl träger Pfaffen, die alle vom Bauer ernährt werden mußten, und nach Rom strömte jährlich eine Unmasse Geld für Ablaß und andre geistliche Zugeständnisse. Das Meiste mußte der Bauer erschwingen. Und wie dadurch der letzte Rest seiner einstigen Freiheit verloren ging, wie er in immer tiefere Armuth verfiel und zum Lastthier seines Herrn herabsank, wie er vom Pfaffen in immer tiefere geistige Ohnmacht und Abhängigkeit hinabgedrückt wurde, so stieg auf der andern Seite der Uebermuth, die Kleiderpracht, die Genußsucht und die Schwelgerei in Sinnenlust der weltlichen und geistlichen Herren in gleichem Grade höher und höher.

Nichtsdestoweniger war auch der höhere Adel, die Ritterschaft mit der neuen Gestaltung der Dinge unzufrieden.

Sonst war der Kriegsdienst eine Haupterwerbsquelle für die edlen Herrn gewesen, seit der Erfindung des Schießpulvers wurde der sonst verachtete und kaum gebrauchte Fußsoldat der vorzüglichere und begehrtere Krieger; der vom Kaiser Maximilian und seinem berühmten Feldobersten Georg von Frundsberg geschaffene Landsknecht machte die Dienste des Adels fast entbehrlich. Der Landfriede, welchen der Kaiser anbefohlen und der schwäbische Bund aufrecht zu erhalten sich gebildet hatte, verwehrte ihm das einträgliche Wegelagern, wodurch er sich an den reichen Städtern zu erholen gewohnt war, und deshalb konnten und mochten Viele das alte ritterliche Gewerbe, trotz der strengen Reichsgesetze, denen der Kaiser keinen Nachdruck zu geben vermochte, nicht aufgeben, und der schwäbische Bund sah ihnen dabei oft durch die Finger. An den Höfen und in den Richterstuben der Fürsten war der rohe unwissende Adel nicht mehr gern gesehen; die Fürsten wollten gewöhnlich nur gelehrten Doctoren und wissenschaftlich gebildeten Männern als ihren Räthen Gehalte geben; der Adel hatte aber in der Regel nur wenig Lust etwas Tüchtiges zu lernen. Er blieb deshalb auf seinen Burgen und erholte sich an seinen Bauern.

In den Städten waren allmählig die sogenannten Geschlechter zur ausschließlichen Herrschaft gekommen und nahmen alle einträglichen Stellen in Beschlag, die sie meist zu unbilliger Bedrückung des Bürgers benutzten. Aber Gewerbfleiß und Handel verhalfen diesem zur Wohlhaben-

heit, und diese führte zum Selbstgefühl; fast überall begann ein Kampf gegen die bestehenden Verhältnisse, der nicht selten mit einer blutigen Katastrophe endigte.

Unter den Klerikern gab es viele, die, von dem mächtig aufflammenden Lichte der Wissenschaft erleuchtet, einsahen, wie weit die Kirche unter der Leitung des Papstes von der reinen Christuslehre abgeirrt war, und die Ueberzeugung gewann immer festern Boden in ihnen, daß dieser Unfug, der den Satzungen der Bibel und den Urtheilen der gesunden Vernunft gleich Hohn sprach, nicht lange mehr dauern könne. Es gingen Prophezeihungen durch den Mund der Leute, daß der Retter nicht mehr fern sei. Die Lehren und Kriege der Hussiten waren noch in frischem Andenken.

So stand die Welt auf einem Vulkane, und die Begabten vernahmen das unterirdische Murren und Dröhnen; den Andern war wenigstens die Gewitterluft drückend; Allen war es unbehaglich zu Muth.

Die Behauptung, daß das ehrwürdige Familienhaupt des Fugger'schen Hauses in Augsburg unempfänglich für das Verständniß der Zeichen der Zeit gewesen, wäre eine thörichte. Jakob Fugger wußte gar wohl, wo es fehlte, aber er war befangen in den Ansichten, in welchen er aufgewachsen war; er kannte das Uebel, aber er hielt durchgreifende, entschiedene Heilmittel nicht für die rechten, vielmehr für die gefährlichen. Nur wenigen und nur genialen Menschen ist es gegeben, in schwierigen

Lagen und Zeiten das rechte Rettungsmittel zu finden. Das Erzhaus Oestreich war der Wohlthäter und Förderer des Fuggerschen Hauses gewesen; seinen Privilegien und Vergünstigungen verdankten die Fugger nicht nur einen großen Theil ihrer Reichthümer, sondern auch den Reichsadel; Jakob Fugger war in der tiefsten Verehrung des Kaisers Friedrich und des Erzherzogs und Königs Maximilian groß geworden und hatte mit dem Letztern, mit dem er in ganz gleichem Alter war, gleichsam den Lebensweg zurückgelegt; es war selten ein Jahr vergangen, daß sie sich nicht gesprochen und Fugger nicht nene Gnadenbeweise von dem treuherzigen und leutseligen Max erhalten hatte. So waren die Liebe und die Verehrung Jakob's für den Kaiser ihm gleichsam zur Natur geworden und hatten ihn blind gemacht für die Fehler desselben. Auch hatte er diese Liebe für das Reichsoberhaupt mit den meisten Deutschen gemein. Alles, was von Max ausging, hatte Fugger's Beifall, und wenn die Folgen der kaiserlichen Handlungen nicht seinen Erwartungen entsprachen, so fand sich sein frommer Sinn deshalb leicht mit der göttlichen Weltregierung ab, die es nicht anders zugelassen habe. Auch wurde der ehrliche Leinweber gerade in dem heftigsten Drängen und Treiben der Zeit, in dem wilden Durcheinander der Interessen immer reicher und gewann Geld, Land und Leute, daß er sich wohl mit einem Reichsfürsten messen konnte. Wie hätte er nun dazu kommen sollen, den wild aufstrebenden Volksgeist und den

Kampf der Gelehrten und Schriftsteller gegen die kirchlichen Misbräuche zu loben und Einrichtungen scharf zu tadeln, bei denen, so mangelhaft sie immer sein mochten, er sich wohl befand? Die besten Menschen kommen selten über die Eigensucht hinaus, und den Kaufleuten namentlich ist sie Lebenselement. Zweifel und Bedenken, die der treffliche Mann zuweilen in sich rege werden fühlte, suchte er mit unerschöpflichen Wohlthaten, die er an alle ihm nahe tretende Bedürftige spendete, zu beschwichtigen.

Das Schicksal bestrafte ihn für seine Selbstsucht, indem es in seinem eignen Hause kühne Köpfe erweckte, welche die Forderungen der Zeit begriffen und sehr geneigt waren, sie zu fördern; ja selbst der junge Mann, auf dessen Erwerbung und Lebensgestaltung er sich etwas zu gut that, der sanfte Marx von Bübenhoven, neigte sich den neuen Ansichten zu, und die Zeit webte bereits an den Bändern, deren Verknüpfung dem achtungswerthen Leinweber die letzten Lebenstage bitter verkümmern sollte.

Zehntes Kapitel.

Der Herbst hatte Feldern und Wäldern seine bunten Farben gebracht, als ein stattlicher Zug Reisender in dem goldreichen Kremnitz in Ungarn anlangte. Es war die Familie Fugger nebst einigen Freunden und Verwandten auf der fröhlichen Brautfahrt. Die Männer waren zu Pferde, die Frauen in einem Wagen, und nur Frau Sibylle hatte in einer mächtigen Sänfte, die einem kleinen Hause glich und von zwei starken Maulthieren getragen wurde, bequemen Platz. Noch zehn ledige Maulthiere befanden sich bei dem Zug zur Abwechselung; denn Frau Sibylle war schwer und die Reise weit. Die Mädchen bedienten sich der Thiere auch zuweilen zum Reiten. Das Volk aus dem freundlichen Bergstädchen war in Masse zusammengelaufen, um den Einzug des weltberühmten Hauses zu sehen, und Herr Jakob wurde eingeholt wie ein Fürst. Denn der Kammerrath Turzoin mit seinem Sohne Georg, dem Berg= und Münzmeister, die Behörden der Stadt und viele königliche Beamte, Edelleute und reiche Bürger

waren mit der ganzen Knappschaft der Bergwerke und den Münzknechten im prächtigsten Staat und mit klingendem Spiele bei einer Stunde Wegs weit entgegen gezogen. Vorab kamen die Bergmusikanten und spielten lustige Märsche, dann die Schichtmeister und Obersteiger zu Fuß; nun ritt Jakob Fugger in der Mitte vom Kammerrath und dem Woiwoden, Raimund in der Mitte von Georg Turzoin und dem Gespan, Bübenhoven in der Mitte eines Bergbeamten und eines Stadtbeamten, dann Johann Baumgärtner von Baumgarten, ebenso begleitet. Dies waren die drei Bräutigame. An sie schloß sich Frau Sibylle in der Sänfte, ihre Schwägerinen Veronica und Regina und die Töchter der beiden letztern, die sanfte Sibylle und die schöne Regina, die beiden Bräute, alle auf aufgeputzten Maulthieren und umgeben von ungarischen Schnurrbärten zu Pferde. Endlich ritt Ulrich Fugger mit seinen Schwägern Philipp von Rain und Walter Ehinger, seinen Schwestern Ursula und Veronica, den Frauen der beiden genannten Edelleute und der noch ledigen, stolzen Susanna; nun leuchtete an der Spitze der sämmtlichen Dienerschaft, unter welcher sich auch Lore vom Hasenhof, als der jungen Sibylle Magd befand, Veit Schellenberger's ehrwürdige Nase, und den Zug beschloß die große Menge der Bergknappen und Münzknechte, welchen das jubelnde Volk nachdrängte. Den Zug entlang auf und ab galoppirte ein schöner brauner Bursche in funkelnder Bergmannstracht, dem das rabenschwarze Haar in dicken

Locken auf die Schultern fiel und dessen großes dunkles Auge feurig und schelmisch blitzte. Frau Sibylle winkte ihm, so oft er ehrfurchtsvoll grüßend an ihr vorüber ritt, mit Wohlgefallen zu, und er zwang seinen schwarzen Renner immer zum Schritt, wenn er in ihre Nähe kam, und machte dann, wenn er vorüber war, die verwegensten Reiterkunststücke, die Aller Bewundrung erregten und die ihm Keiner nachthun konnte. Es war Toni, Frau Sibyllens schelmischer Schützling, der in den finstern Schachten die edle Reitkunst nicht verlernt hatte, die ihm gleichsam angeboren war. Veit Schellenberger nickte ihm mit herablassender Freundlichkeit zu und gab ihm seine Zufriedenheit mit dem Lächeln und den Handbewegungen eines Protectors zu erkennen. Ueberhaupt hatte der treffliche Veit die Manieren eines vornehmen gnädigen Herrn angenommen und brachte die Beweise seiner Huld in Blicken, Bewegungen und einzelnen Worten an den Mann, d. h. an seine Bekannten unter den Bergknappen, Münzknechten, der Dienerschaft und dem Volke, und es war nichts possirlicher, als ihn die Grüße mit gespreizter Haltung erwiedern zu sehen, die ihm entboten wurden. Vor der Stadt kamen dem Zuge drei Frauen auf Maulthieren und mehre Kinder auf Eseln entgegen geritten. Es waren die Frau des Kammerraths Turzoin, ihre Schwiegertochter Anna und ihre Tochter Katharina, Raimund Fugger's Braut, und Anna's Kinder. Die herzlichsten Begrüßungen und Umarmungen fanden von neuem statt. Anna, die

holde Hausfrau, lag an der Brust ihrer Mutter, ihrer Schwester und ihres Bruders, küßte die dicke Base Sibylle, daß sie laut aufstöhnte und umschlang den lieben Ohm Jakob mit Jubel. Katharina, das schwarzäugige Ungarmädchen, stand verschämt vor dem schönen männlichen Jüngling, der erlesen war, ihr Lebensgefährte zu werden, bis er sie an die Brust zog und sein Loos glücklich preisend, ihren süßgeschwellten Mund, ihre wonnefeuchten strahlenden Augen und ihre gewölbte Stirn mit Küssen überglühete. Die drei Frauen wurden in den Zug eingereiht, der sich nun wieder in Bewegung setzte, um bald sein Ziel, das prächtige Fuggersche Münzgebäude am Berghang zu erreichen. Doch fand Raimund erst noch Gelegenheit, seiner Braut zuzuflüstern: „Ist unser Pflegesohn auch mitgekommen?"

Katharina nickte und deutete mit den Augen auf einen schönen schmächtigen Knaben von ungefähr sieben Jahren mit ungewöhnlichem Ernste für sein Alter in den Zügen und einem großen, dunkelbraunen, schwärmerisch blickenden Auge. Die Gesichtsbildung dieses Kindes war ausgezeichnet und fremdartig, aber schön und einnehmend. Ein eigenthümlicher Geist blitzte aus seinen Augen, eine Glut, die mit der Zeit zu gewaltigen Flammen werden mußte; und doch ritt er stolz und ruhig auf seinem prächtig aufgezäumten Esel und nahm sich in der ungarischen Nationaltracht stattlich aus. Raimund vermochte kaum einen Ausruf des Erstaunens zu unterdrücken, so mächtig war der

Eindruck, den die eigenthümliche Schönheit des Knaben auf ihn machte. Und auch nach der Ankunft blieb seine Aufmerksamkeit zwischen seiner Braut und dem Knaben getheilt, und die Erstere verstärkte die dem Letztern zugewendete Hälfte derselben noch dadurch, daß sie nicht müde ward, dem Geliebten von der merkwürdigen Entwicklung und den überraschenden Geistesgaben des Kindes zu erzählen. Anna war ihm Mutter geworden, aber Katharina noch mehr, gewissermaßen geistige Mutter, Schwester, ja sein guter Genius, und es zeigte sich zur Genüge aus ihren Worten und Handlungen, daß sie mit schwärmerischer Liebe an ihm hing. Aber die angekommenen Gäste konnten Gelegenheit haben, bald zu bemerken, daß der ernste und doch lebhafte Knabe mit dem seltsamen Wesen nicht allein Katharinas Liebling war, sondern daß alle Hausbewohner, „die Waise des fremden Bergmanns" besonders liebten. Es schien sogar, als werde er von den beiden Gatten Georg und Anna Turzoin den eignen Kindern vorgezogen. Seine Milchschwester Regina, Turzoins ältestes Töchterlein, ein zartes liebliches Wesen mit einem süßen Elfengesichtchen, hing wie mit magischen Banden an ihm, und stets sah man die beiden schönen Kinder beisammen. Sie glichen in der That, wenn sie Arm in Arm einhergingen, einem Paar überirdischer Wesen, Genieen, welche in das Haus gekommen waren, um das Glück desselben zu überwachen; ja die rohesten Bergknappen wichen ihnen scheu aus, um sie mit keinem Blicke zu

beleidigen, und flüsterten sich oft ihre abergläubischen Ansichten und Meinungen zu, welche dahin zielten, der außerordentliche Reichthum der Fuggerschen Bergwerke stehe im engsten Zusammenhange mit diesen beiden Kindern, die nicht von bloßem Ungefähr in diesem Hause erschienen seien. Der fremde verstorbene Bergmann, für dessen Sohn Raimund Mohr, der wunderschöne Knabe, galt, möchte wohl kein Andrer sein, als der mächtige Berggeist selbst, der Fürst der ergiebigen Goldminen. Man erinnerte sich wohl, daß eine wunderschöne Zigeunerprinzessin ihn an der Brust vor sieben Jahren in das Haus gebracht, und da das ungarische Gebirgsvolk stets abergläubische und abenteuerliche Begriffe mit dem geheimnißvollen Zigeunervolke verband, welche dieses zu seinem Vortheil schlau zu nähren wußte, so war es kein Wunder, daß die Knappen und ihre Weiber und Kinder die reizende Zigeunerprinzessin für ein Wesen höherer Art und für Raimuud Mohrs Mutter hielten und ausgaben. Dadurch ward der schöne Knabe in den Augen des Volks mit einem geheimnißvollen Heiligenschein umgeben und von Allen mit scheuer, schier abgöttischer Ehrfurcht betrachtet und behandelt. Wenn von dem Sohne des fremden Bergmanns die Rede war, so nickten sich die Bergleute bedeutungsvoll zu, und manche Weiber bekreuzten sich wohl gar und griffen zum Rosenkranze. Dies gab dem Knaben ein eigenthümliches Gewicht und Ansehen, und wie er von den Mitgliedern der turzoinschen Familie geliebt ward, so ward er von allen

andern Leuten verehrt. Am meisten zeichnete sich aber in Liebe und Anhänglichkeit an die beiden Kinder der Bergknapp Toni aus, und er überbot die eines treuen Hundes bei weitem. Er war ihr Wärter, ihr Diener, ihr Spielkamerad, ihr Helfer, ihr Alles-möglich-Macher. Er machte ihnen tolle Späße vor, er lehrte sie reiten und tanzen, er spielte ihnen die schönsten Lieder und Tänze auf der Geige und dem Cymbal, er sang ihnen lustige und rührende Lieder vor; er verfertigte ihnen tausenderlei Spielzeug, er schlug Purzelbäume, lief auf den Händen, stand auf dem Kopf, schnitt Grimassen, er hatte kleine Pferde und Esel für sie zugeritten, Hunde für sie dressirt, blendend weiße Lämmer und Ziegen für sie groß gezogen, er fing Vögel für sie und lehrte sie die schönsten Stückchen pfeifen; die ersten und schmackhaftesten Früchte der Gärten pflückte er für sie und kletterte deshalb mit halsbrechender Wagniß auf alle Bänme. Kurz sein ganzes Leben ging gewissermaßen in dem der beiden Kinder auf. Diese außerordentliche Anhänglichkeit Toni's an seine Pfleglinge bestärkte das Volk nur in seiner abergläubischen Voraussetzung in Bezug auf Raimund Mohr, da es durch Veit Schellenbergers Geschwätzigkeit nicht unbekannt geblieben war, daß Toni von Zigeunern abstammte; die Frauen hatten sich bald genug allerlei Märchen über des kleinen Raimunds Entstehung zusammengesetzt, und wie Herr Fugger ihn durch hohe Zauberkunst für seine Bergwerke gewonnen; die Behauptung, der reichste Bergsegen

sei für immer durch diesen geheimnißvollen Knaben an das Fuggersche Haus gebunden, und deshalb seien auch die beiden Milchgeschwister Raimund und Regina für einander bestimmt und würden ein Ehepaar und dann Raimund Oberbergmeister werden, griff immer mehr Platz unter den Leuten. Die Liebe der Familie Turzoin zu den beiden Milchgeschwistern steckte auch bald die angekommenen Gäste mehr oder minder an. Am meisten machten sich Bübenhoven und seine Braut mit ihnen zu schaffen, aber selbst die alte dicke Frau Sibylle schmunzelte mit den beiden Kindern und theilte allmählig ihre Gunst, die zeither der Junker Marx und ihre Pathe allein besessen, und die sie in Kremnitz theilweise dem tollen Toni, der ihr sonst so viel Vergnügen gemacht, zugedacht, ihnen mit.

„Es sind herzige Fratzen,“ sagte sie vergnügt lächelnd und küßte sie wohl dabei ab, „und der Bub sieht aus wie ein rechter Herr. Sie haben mir's angethan, und ich kann mich nicht satt an ihnen sehen, so fein und wohlgestaltet sind sie. Ja ja sie müssen einmal ein Paar werden; sie sehen jetzt schon aus wie Brautleute.“

Herr Jakob schüttelte zu solchen Worten bedenklich den Kopf, obgleich man's auch ihm anmerken konnte, wie sehr er die beiden Kinder liebte.

Katharina wußte sich etwas darauf, daß ihr Pflegesohn, wie sie den kleinen Raimund so gern nannte, so allgemeinen Beifall fand, und sie und ihr Verlobter betrachteten es als eine ausgemachte Sache, daß der Knabe

ihnen als ihr Pflegekind nach Augsburg folgen und gleich das dritte Glied ihres neuen Hausstandes ausmachen werde, und sie hofften die Schwierigkeiten, die sich ihnen in dieser Beziehung darbieten würden, zu besiegen. Die größte war wohl die, die beiden Kinder zu trennen.

Frau Sibylle schwur Stein und Bein, dies sei ihre erste und letzte Reise, die sie in ihrem Leben gemacht, und wenn sie an das enge Häuschen, in dem sie vierzehn Tage lang gesteckt, stets in Gefahr zu ersticken oder vor Langweile zu verkommen, denke, so grause es ihr vor der Heimfahrt. Wenn sie ihr Augsburg nicht zu lieb habe, so daß sie in einem andern Orte der Welt gar nicht leben könne, und wenn ihre Kinder in der Fuggerei nicht wären, so könnte sie sich aus lauter Furcht vor der Heimreise entschließen, ganz in Kremnitz zu bleiben; so aber ginge das unmöglich, sie müsse heim, und wenn es noch schlimmer hergehen solle, als auf der Herfahrt. Sie brauchte auch eine volle Woche, um sich zu erholen, und obgleich Alle Alles aufboten, ihr den Aufenthalt im fremden Lande angenehm zu machen, so gelang dies doch keinem besser, als dem tollen Toni, der sie auch jetzt wieder mit seinem Späßen erheiterte und ihr manch blankes Silberstück abgewann. Er wurde ihr wieder so lieb, daß sie in Ernst daran dachte, ihn wieder mit nach Augsburg zu nehmen und als Hof= oder vielmehr Hausnarren bei sich anzustellen.

Herr Jakob und der Bergmeister Turzoin hatten alle

Hände voll zu thun; denn ihnen lag die Ausrichtung der dreifachen Hochzeit ob, und sie sollte eine sehr glänzende und des Fuggerschen Namens in jeder Beziehung würdige werden. Schon lange vor der Ankunft der Augsburger waren im Turzoinschen Hause große und weitausgreifende Anstalten dazu gemacht worden. Nicht nur der König mit seinen Kindern und seinem ganzen Hofstaat war dazu eingeladen und hatte zugesagt, auch an den Erzbischof von Gran und an die Bischöfe von Colocza, Fünfkirchen, Waitzen und Bosnia und an mehre der ersten ungarischen Magnaten und östreichische hohe Adlige, namentlich in Wien, war eine gleiche Einladung von Jakob Fugger ergangen. Zur Beherbergung aller dieser hohen und vornehmen Gäste mußten im Schlosse, in den Fuggerschen Häusern und in der Stadt viele Räume hergerichtet werden, und Herr Jakob Fugger scheute keine Kosten. Waren doch die Goldminen ergiebiger als je, und diese Hochzeit sollte ein Fuggersches Familienfest werden, wie dies weltberühmte Handelshaus noch keines gefeiert.

Obgleich die Eröffnung der Festlichkeiten erst zwei Wochen nach Ankunft der Augsburger festgesetzt war, so rückte sie doch so schnell heran, daß die Betheiligten es sich kaum versahen. In den letzten Tagen langten nicht nur die eingeladenen Gäste in großen Zügen in der Stadt an und mußten mit Auszeichnung empfangen werden; auch eine Menge andres Volk aus der Nähe und Ferne, und darunter eine große Anzahl von Zigeunern, die als

Musikanten, Gaukler, Tänzer und Kunstreiter ihre Künste zu produciren gedachten, kam in hellen Haufen, angelockt von den im Lande umgehenden Gerüchten über die Pracht und Munificenz, welche Herr Jakob Fugger bei dieser Gelegenheit entfalten werde. Auf allen Wegen und Stegen, über Berg und Thal sah man Menschenm ssen zu Wagen, Roß, Esel und Fuß herbeiströmen, und der König des Landes hätte zu einem Feste schwerlich solchen Menschenzufluß gehabt, als der einfache Leinweber von Augsburg. Auf allen Gassen. in allen Krügen und Herbergen der Stadt erklang die Fidel des Zigeuners, der Gesang des Magyaren, der Jubelruf des Jazygen, das tolle Geschrei des Haiducken, und wenn sich Herr Jakob zeigte, wurde ihm Ehre erwiesen, wie kaum dem Könige, der ja dem Volke nur ein Gespött war.

Dieser, der körper= und geistesschwache König Wladislav traf zwei Tage vor der Eröffnung der Hochzeitsfeierlichkeiten mit seinen beiden Kindern und vielen Hofleuten, in Begleitung des Cardinals und Erzbischofs von Gran und des Erzbischofs von Calocza und einer Schaar andrer vornehmer und geringer Geistlichen ein und wurde von sämmtlichen Männern, welche zu den verbundenen Familien Fugger und Turzoin gehörten, eingeholt und nach dem Schlosse geleitet. Der König, der wegen gänzlicher Kraftlosigkeit in den Beinen weder gehen noch reiten konnte, wegen schlechter Beschaffenheit der Wege sich aber nicht gern einem Wagen anvertraute, wurde mit seinem

Kinderpaare in einer großen Sänfte getragen und sagte gleich beim Aussteigen zu Jakob Fugger: „Ich hoffe, Ihr werdet Euch für die große Beschwerlichkeit, der ich mich Eueretwegen ausgesetzt, um Euer Fest durch meine Gegenwart zu verherrlichen, erkenntlich zeigen.“

„Da haben wir's!“ flüsterte Ulrich Fugger dem Junker Bübenhoven zu: „Er will die Ehre, die er uns anthut, bezahlt haben und für die Gnade, die er uns erweist, einige Wochen unser Gast in seinem eignen Lande zu sein, noch ein hübsches Sümmchen einstreichen, und unser guter Ohm, der gegen gekrönte Häupter immer schwach ist, wird nicht ermangeln, sich diesem königlichen Begehren willig zu fügen.“

Die jungen ungarischen Magnaten scheuten sich nicht, gleich nach der ersten Bekanntschaft mit den Deutschen über ihren König die frivolsten Spöttereien zu treiben und nannten ihn den armen Lazarus im geflickten Purpurmantel, der sich von den Brosamen nähre, die von ihrer Tafel fielen. Die Erscheinung seiner beiden Kinder war auch nicht geeignet, mit dem trübseligen Eindruck zu versöhnen, den dieser König von der traurigen Gestalt machte, obgleich sie ihm durchaus nicht ähnlich sahen. Die Prinzessin Anna war ein feines, schmächtiges Kind von neun Jahren und trug die zarten Züge ihrer unglücklichen Mutter, die einst die Silphyde am französischen Hofe geheißen hatte. Noch kümmerlicher, bleicher und zerbrechlicher aber war ihr Bruder, der Prinz Ludwig. Obgleich er das

siebente Jahr schon zurückgelegt hatte, sah er doch wie ein kränkliches vierjähriges Kind aus. Nichtsdestoweniger war er frisch und gesund; er trug in seinem kleinen zarten Körper nur den Beweis, daß er zu früh auf die Welt gekommen war. Und dieser kleine und zarte Mensch war in seinem dritten Jahre schon zum Könige von Ungarn und Böhmen gekrönt worden. So schien es denn, als sollte Alles mit ihm zu frühzeitig geschehen, und wirklich hat sich dies eigenthümliche Schicksal an ihm während seines kurzen Lebens erfüllt.

Am folgenden Tage machte die ganze Fugger-Turzoinsche Familie, vorab die drei Brautpaare, dem Könige die Aufwartung, den königlichen Kindern wurden die Kinder Georg Turzoins und mit ihnen als dazu gehörig Raimund Mohr zugeführt, der nebst seiner Milchschwester mit dem jungen Könige in gleichem Alter war, und die winzige Majestät fand an den neuen Gespielen, besonders an ihren Pferdchen, Eseln, Lämmern, Ziegen, Eichhörnchen und Vögeln großes Behagen. Bald wollte des Königs Kinderpaar nichts mehr von seinen Ammen, Dienern und Hofstaat wissen und ebenfalls nur von dem muntern Toni bedient sein, der somit die Ehre genoß, ein kleines gekröntes Haupt und dessen Schwesterlein mit seinen Possen und Späßen bestens zu unterhalten.

Elftes Kapitel.

In der Begleitung des Königs befand sich ein Mann, der die Aufmerksamkeit der Deutschen vorzüglich auf sich zog und auch von den Frauen mit besondrer Theilnahme gesehen wurde; denn er war, wenn auch kein Jüngling mehr, doch noch ein junger Mann von ausgezeichneter Schönheit und ritterlichem Wesen, das kräftige Bild jener ungarischen Tapferkeit und Kühnheit, von der man noch immer in allen Ländern Europas viel Rühmliches und Abenteuerliches zu erzählen wußte. Dieser ausgezeichnete Krieger hieß Georg Dosa, war aus dem Szeklerlande in Siebenbürgen, aus den Bergen von Erdelli gebürtig und hatte sich vor kurzem erst in mehren Gefechten mit den Türken durch Heldenmuth, Tapferkeit, Klugheit und Geschicklichkeit so hervorgethan, daß die Augen des kriegerischen Adels in Ungarn sich auf ihn als einen der Tüchtigsten gerichtet hatten, und der König dadurch veranlaßt worden war, ihm den Adel zu verleihen; denn Dosa war ein niedrig geborner Sohn des Szekler Bergvolks. Er war

jetzt Oberster einer Reiterschaar in Griechisch-Weißenburg und vom Könige an den Hof berufen worden, um sich mit ihm über neue Einrichtungen im Heerwesen zu vernehmen; denn man traute dem neuen türkischen Großsultan, dem kühnen Selim, nicht und fürchtete einen neuen Ueberfall desselben. Einem solchen Ereigniß mit Vorsicht zu begegnen, dazu schien Georg Dosa ganz der rechte Mann. Der Ruf von der Fuggerschen Hochzeit, welcher sich in Ungarn verbreitet und besonders am Hofe viel Redens gemacht, hatte den tapfern Reiteranführer vermocht, den König zu bitten, daß er ihn nach Kremnitz begleiten dürfe; denn Dosa war noch niemals mit Deutschen aus dem Reiche in Berührung gekommen. Der König hatte diesem Wunsche gern gewillfahret; das Gefühl seiner eignen Schwäche that sich auf Dosa's Ruhm und Heldenmuth etwas zu gut, und der durch eigene Kraft und des Königs Belohnung emporgestiegene Krieger bildete einen erfreulichen Gegensatz zu den übermüthigen Magnaten, von denen sich der König in immer unwürdigere Abhängigkeit gedrängt sah. So kam Dosa gleichsam als Paladin und Ritter des Königs mit nach Kremnitz, und die jungen Herrn vom alten Adel hatten so viel natürliche Scheu vor ihm, daß sie wenigstens nicht in seinem Beisein die Jämmerlichkeit des Königs zur Zielscheibe ihres Witzes machten. Deshalb geschah es auch, daß sie sich von Dosa, dessen Gesinnung ihnen nicht unbekannt war, fern hielten und ein ziemlich gespanntes Verhältniß zwischen

ihnen und ihm bestand. Dosa war ein Volkskind und Freund des Volks; die Magnaten Feinde und Bedrücker desselben. Dosa und die Magnaten konnten also nicht Freunde sein, und nur seine Kriegskenntniß und Tapferkeit sicherten ihm seine Stellung unter ihnen. Dosa fühlte sich dafür schon am ersten Tage zu den Deutschen hingezogen, und da Gleichheit der Ansichten und Meinungen die Menschen überall näher bringt, so war es auch hier ein geheimer Zug der Geister, welcher im Verlauf der nächsten Tage den edlen ungarischen Krieger und den gesinnungstüchtigen deutschen Kaufmann Ulrich Fugger in einem schnell geschlossenen Freundschaftsbund vereinigte. In beiden jungen Männern wirkte ein ähnlicher Geist; sie mußten sich bald verstehen und von einander angezogen fühlen. Beide waren ungewöhnlich begabt, beide wißbegierig, beide von den neuen und kühnen Ideen des jungen Jahrhunderts erfüllt; der Eine wußte blutwenig von den Verhältnissen des deutschen Reichs, der Andre ebensowenig von denen des Königreichs Ungarn. Beide sonderten sich, so oft sie es unbemerkt konnten, von der Gesellschaft ab und saßen selbander beim Becher oder erklimmten die um die Stadt gelegenen Berge und belehrten sich. Zum Glück waren sie beide der lateinischen Sprache so vollkommen mächtig, daß ihrem gegenseitigen Verhältniß kein Hinderniß im Wege stand.

Ulrich sprach in seiner feurigen Weise vom Unfug des deutschen Adels, von der Schwelgerei und Sittenverderbniß

der vornehmen Pfaffheit, von der furchtbaren Bedrückung, welche beide dem gemeinen Manne auferlegten und von dem Benehmen des Kaisers, der weder Kraft noch Willen habe, diesem Unwesen ein Ende zu machen. Der Druck sei unerträglich geworden und das Volk komme über seinen Zustand immer mehr ins Klare.

In Dosa fanden diese Reden ein lebendiges Echo; sein großes Auge blitzte, seine Hand zuckte oft krampfhaft nach dem Schwerte.

„Ist mir doch, als schildertest du unsre eignen unglücklichen Zustände!“ rief er schmerzlich aus. „Unser schönes Land ist voller Knechte und Hörige, die den stolzen Herren jeden Dienst, jede Arbeit verrichten müssen. Der freie gemeine Mann verschwindet immer mehr unter uns, nur der deutsche Ansiedler weiß in Ungarn seine Freiheit zu bewahren. Aber gerade dieser Anblick macht den übrigen Völkern, die auf Ungarns Boden wohnen, die Sklaverei nur noch unerträglicher. Und wie bei Euch sind es auch hier Adel und Geistlichkeit, welche vereint dem Volke den Fuß auf dem Nacken setzen, und die Pfaffen sind schier noch schlimmer und grausamer als die Magnaten. Der Druck der Knechtschaft hat sich unter der schwachen, machtlosen Regierung des Königs Wladislav gar sehr vermehrt. Seine Frömmigkeit hat ihn zum Spielzeug in der Hand der Pfaffen gemacht, seine Kraftlosigkeit zum Gespött des Adels. Das niedergetretene Volk findet nicht Schutz, noch Hülfe bei seinem König. Es ist seinen Würgern preis=

gegeben. Ein einsichtsvoller thatkräftiger König allein könnte uns helfen wie Euch."

„Ich fürchte, er würde bald der Rachsucht und Bosheit des zu gleichem Zweck innig verbundenen Adels und der Pfaffheit erliegen. Die Söhne der Kirche sind stets die treuesten Diener der Volksunterdrücker und Feinde der Freiheit gewesen, und wie der Adel für die Freunde des Volks und der Freiheit immer scharf geschliffene Schwerter, so hat die Klerisei den Giftbecher und den Dolch des Banditen für sie. Ich sage dir, Könige, wie du sie unsern armen geknechteten Vaterländern wünschest, würden bald zu den Todten gehören, bevor das Volk sich nicht selbst gegen seine Blutsauger erhebt und sich ihrer entledigt."

„Empörung?" fragte Dosa mit Bestürzung.

„Erschrick nicht vor dem Worte! Die Sache ist natürlich. Die Könige sind schwach und verblendet. Sie geben die heilige Sache des Volks auf und überlassen es den Raubthieren in Harnisch und Kutte. Je stiller das Volk hält, desto gieriger zapfen sie ihm das Blut ab. Es bleibt ihm sein natürliches Recht, sich zu wehren, ja die Pflicht der Selbsterhaltung gebietet ihm die Selbsthülfe. Hilf dir selbst, so hilft dir Gott! ist ein altes goldnes Wort. Hat das Volk sich seiner Tyrannen entledigt, dann mag es den besten Mann aus seiner Mitte zu seinem König erwählen: er wird ihm Hort und Führer sein."

„Du hast ein wichtiges Wort gesprochen: Das Volk muß sich selbst helfen. Und wahrlich du hast recht."

„Ich darf dir noch Eins sagen,“ fuhr Ulrich fort. „Eine große Volkserhebung wird vorbereitet und nicht an Einem Punkte, in Einem Lande allein. Vielleicht kann ich dir bald Näheres darüber mittheilen.“ —

Der Reiterführer verließ den neuen Freund nachdenklich; die Zerstreuungen des geräuschvollen Festes unterbrachen zwar die ernsten Zwiegespräche, aber nicht lange. Es traten Ereignisse ein, welche sie noch näher zusammenbrachten, ihre Herzen inniger verbanden und ihre Unterhaltung noch traulicher und rücksichtsloser machten.

Das Fest nahm seinen vorherbestimmten prächtigen Verlauf. Der König ernannte drei seiner Hofbeamten zu Brautführern; die Bräutigame wurden von den vornehmsten Magnaten geleitet, ein langer Zug, so kostbar und herrlich, wie die Stadt noch keinen gesehen, bewegte sich zur Kathedrale, wo die versammelte hohe Geistlichkeit das feierliche Hochamt hielt. Der Bischof von Fünfkirchen verrichtete die Trauung.

An süßer reizender Schönheit verdiente Katharina unter den Bräuten den Vorzug, an sanfter engelgleicher Milde in den lieblichen Zügen Sibylle, an stolzer fast majestätischer Gestalt Regina. Ueber alle drei hatte das seligste Glück seinen verklärenden Glanz gegossen und der Fuggersche Reichthum seine fürstliche Pracht, Regina schritt in würdigem Selbbewußtsein einher wie eine Fürstin, Katharina wie ein sehnsüchtiges Mädchen, Sibylle wie ein unschuldiges Kind. Raimund Fugger, auf's Schönste wie

ein Prinz ausstaffirt, gleich einem lachenden Frühlingstag; er schwazte unaufhörlich mit Allen. Marx Bübenhoven, einfach gekleidet, war einem leicht umwölkten Sommertage ähnlich, ein tiefer Ernst überschleierte seine Züge und eine Thräne glänzte in seinem sinnigen Auge. Johann Baumgärtner war, im Bewußtsein seines pratricischen Werthes, ein klarer fruchtreicher Herbsttag. Jedermann mußte gestehen, daß die Brautpaare trefflich zusammenpaßten. Raimund sprang mit seiner Braut lustig umher, eh' es zur Kirche ging, Marx drückte der seinigen schweigend die Hand, Baumgärtner reichte der seinigen mit Anstand den Arm. Raimund dachte an das köstliche Schlaraffenleben, das er mit seiner Katharina in Augsburg zu führen gedachte; Baumgärtner, wie vortheilhaft er den Reichthum seiner jungen Frau auf seinen Gütern anlegen wollte; Bübenhovens stille Gedanken aber waren mit der Erzherzogin Statthalterin beschäftigt, und zuweilen drängte sich Zaroyas reizendes Bild dazwischen. Es wurde ihm immer wehmüthiger zu Sinn, er fühlte, daß er heute von seiner poetischen Jugend Abschied nahm, und er mußte Sibyllen oft in das klare, freundlich milde Auge schauen, um sich zu stärken und nicht ganz traurig zu werden.

Raimund bebte vor Wonne, als er mit Katharinen am Hochaltar niederknieete und ihr die Hand zum Lebensbund reichte, Marx bebte vor Wemuth, der Dritte bebte nicht. Und als die Worte des Segens über die Häupter der drei Paare hinflüsterten, erhob Katharina das ihrige

in hoher trunkener Wonne, Sibylle senkte das ihrige in stillem innigem Gefühl, Regina hob und senkte das ihrige nicht.

Am glücklichsten war ohnstreitig Herr Jakob; ja er zeigte sich so seelenvergnügt, daß er, nachdem er die verbundenen Brautpaare glückwünschend umarmt hatte, auch auf seine Ehehälfte losrückte und alle Anstalt traf, ihre fleischige Fülle zu umhalsen, und sie viel Mühe hatte mit saftigen Worten und kräftigen Stößen seine ungewohnte Zudringlichkeit von sich abzuhalten. Er ließ sich aber eine so schnöde Zurückweisung nicht verdrießen und ging weiter, seine Schwägerinnen, Nichten und Neffen mit seinen Umarmungen und Küssen zu beglücken, und selbst Ulrich erhielt das erste Liebeszeichen von ihm.

Die vermälten Paare traten unter ihrem prächtigen Thronhimmel, von Bergknappen getragen, den Rückweg an, und alle Gäste folgten nach dem Münzhause, wo das Banket hergerichtet war. Der König ließ mit seinen Kindern nicht auf sich warten. Er sprach mit gefalteten Händen sein segenflehendes Gebet über die Neuverbundenen und wünschte ihnen Glück. Dann begab er sich mit den hohen Kirchenhäuptern zur Tafel. Der Erzbischof von Gran sprach das Tischgebet, Herr Jakob brachte die Gesundheit des Königs aus, dann ließ der Oberkämmerer die Brautpaare leben; aber als Bübenhoven sich erhob und dem würdigen Ohm den Becher mit tiefgefühlten Dankesworten, die seine Rührung einigemal unter-

brach, zutrank, da stimmten Alle mit begeistertem Jubelruf ein, und die Bergmusik spielte ihre schönste Weise. Herr Jakob weinte wie ein Kind. Niemand von den Anwesenden hatte ihn noch Thränen vergießen sehen, und seine Ehewirthin schüttelte bedenklich ihr Haupt; sie fürchtete ernstlich, sein kindisches Gebahren zeige an, daß auch sein Verstand kindisch geworden sei.

„Um Gott, Meister! Ihr seid doch noch bei gutem Trost?" flüsterte sie ihm erschrocken zu, als er wieder einen Anfall von schalkhafter Zärtlichkeit bekam; denn sie hatte dergleichen noch nicht von ihm erlebt. Er aber nahm einen Becher und rief laut: er trinke auf das Grünen und Blühen der verbundenn Häuser Turzoin und Fugger bis in späte Zeit. Und Alle leerten jubelnd ihre Becher, und auch Frau Sibylle that es, indem ihre Augen feucht wurden.

Das Bankett ging seinem Ende zu, als die Bergmusik schwieg, die Thüren aufgethan wurden und ein kleiner Zug junger Zigeunerpaare in phantastisch bunter funkelnder Kleidung mit fröhlicher Zigeunermusik hereintanzte, in ihrer Mitte ein junges feenhaftes Mädchen in den kostbarsten goldgestickten Gewändern und mit dem purpurnen, perlengeschmückten Turban einer morgenländischen Fürstin. Sie glich mehr einem reizenden Traumbilde, mehr einem verkörperten süßen Gedanken eines lustberauschten Dichters, als einem wirklichen menschlichen Wesen, und wie sie leicht mit dem hochgeschwungenen Trommelscheit

über den Boden dahinschwebte, glaubte man eine Elfenkönigin oder die Beherrscherin der Luftgeister zu sehen. Alle Augen wendeten sich dem kunstvollen Tanze der Zigeuner zu; als aber die Andern sich ehrerbietig vor ihrer jugendlichen Fürstin verneigten und sie, die Huldigung annehmend, allein in leichten Zephyrschritten und kunstreichen Wendungen tanzte, riß sich aus Aller Brust ein Laut des Staunens los, dem sogleich der volltönendste Beifallssturm folgte.

Bübenhoven war beim Anblick der reizenden Zigeunerprinzessin zusammengezuckt und erbleicht; nun starrten seine Augen auf das Silphenkind, wie von einem Zauber festgehalten, und ein fieberhaftes Beben lief über seinen Körper. Für ihn war dieses wunderliebliche Kind wirklich ein verkörperter Traum, der üppigste und heißeste Traum seiner Jugend war es, welcher vor ihm schwebte und gaukelte, und augenblickelang traute er seinen Sinnen nicht und hielt Alles eben nur für einen Traum seiner heißen Phantasie. Er brauchte auch nicht zu fragen, wer sie sei, er wußte es, und sein Herz war von Wonne überfüllt, daß er es wußte. Er sah sich wieder als blondlockigen Pagen des jungen Königs Philipp von Castilien am schönen Hofe des Königs von Frankreich zu Blois und die reizende Zaroya vor sich tanzen, die alle Hofherrn bezauberte und ihn allein beglückte. Der Jugendrausch, den heiße Liebesgluth ihm bereitet, umfing ihn wieder mit brennenden Farben; da legte ihm seine Braut, besorgt

wegen seines schier krankhaften Aussehens, die Hand auf den Arm nnd flüsterte: „Marx, hat dich ein Unwohlsein angewandelt?“ Er schrak empor. Es war ihm ja unaussprechlich wohl gewesen. Nun war er plötzlich ernüchtert. Das junge Weib neben ihm kam ihm so gewöhnlich und gleichgültig, schier fremd vor, und er schauderte zusammen, daß er auf ewig an sie gebunden sei. Wie leer und schaal dünkte ihm Alles, was er sah und hörte, wie freudlos das ganze Fest, und nur die zierliche Tänzerin leuchtete wie ein Stern durch Nacht und Nebel.

Endlich ließ sich das schöne Zigeunerkind von ihren Begleitern ein mit Blumensträußen gefülltes Körbchen reichen. Mit anmuthiger Verbeugung trat sie zu den drei Brautpaaren und übergab jeder Braut und jedem Bräutigame einen Strauß, und die Empfänger gewahrten mit Wohlgefallen, daß in jedem Strauß eiu geweihtes Amulet befestigt war. Auf diese von den Zigeunern gefertigten Talismane legte man hohen Werth und die von einer Zigeunerfürstin geschenkten wurden als unfehlbare Zaubermittel gegen jede Krankheit betrachtet. Als die zarte Gestalt Bübenhoven das sinnige Geschenk darreichte, fragte er leise und mit zitternder Stimme: „Wie heißt du, mein Kind?“

„Sonaca!“ war die wohltönende Antwort der sanft Erröthenden.

Er fragte nicht weiter, sondern drückte das Gesicht in den Strauß. Da gewahrte er auf seinem Amulet das

geheimnißvolle Zeichen des Pentalpha mit dem Namenszuge Zaroya's. Ein leichter Wonneschauer ging von seinem Herzen aus; er wußte was sein Amulet zu bedeuten hatte, und Niemand weiter als er verstand die geheimnißvolle Sprache desselben. Sie hatte ihn im Nu umgewandelt, und eine fast krankhafte Fröhlichkeit bemächtigte sich seiner für den Rest des Tags, so daß die Augen seiner Braut verwundert auf ihm ruheten. Er wurde ihr immer mehr zum Räthsel.

Die Zigeunerkinder machten Erwachsenen Platz, welche Gauklerkünste zeigten; dann wurde der Tanz eröffnet, und in Lust und Freude verstrich der erste Festtag.

Zwölftes Kapitel.

Am dritten Tage hatte Jakob Fugger alle Festlichkeiten überdrüssig, es trieb ihn unwiderstehlich zu Geschäften. Er ließ Ringelrennen, Fahnenstechen, Scheibenschießen und Kegelschub und gedachte die Gelegenheit zu benutzen, wo alle Bergleute feierten, die leeren Stollen und Schachte zu besuchen und alle Gewerke heimlich in Augenschein zu nehmen.

Zur Begleitung hatte er sich einen Obersteiger ersehen, zu dem er ein großes Vertrauen hatte, weil er ein augsburger Stadtkind und als Waisenknabe auf Jakob Fugger's Kosten erzogen worden war, dann in den tyroler Silberbergwerken seine Lehrjahre mit Lob zurückgelegt und nun schon seit fünf Jahren die wichtige Stelle eines Obersteigers in Kremnitz bekleidet hatte. Er hieß Gebhard Diether, war noch unverheirathet und bei all seinen Vorgesetzten wegen seines musterhaften Betragens und seines sanften Wesens beliebt. Georg Turzoin hatte bei Jakob Fugger immer die glänzendsten Lobsprüche für Diether im

Munde. Er war ein kleiner, bleicher, schmächtiger Mann, der den Kopf stets gesenkt trug, wie von der Angewöhnung der Arbeit und nur ganz kurz und schnell das Auge zu dem erhob, mit welchem er sprach, vorzüglich wenn er sich von diesem unbemerkt glaubte; dann hatte sein Blick etwas unheimlich Lauerndes und Stechendes, was aber denen nicht mehr auffiel, die mit ihm umgingen. Diesem Manne hatte der alte Fugger seinen Willen eröffnet, daß er ihn heimlich in die Gruben begleiten solle. Diether erwartete den Herrn am Eingange des Hauptstollens. Sie fuhren zusammen ein.

„Wie bist du mit dem Ertrag der Gruben zufrieden, Gebhard?" fragte Jakob vertraulich.

„Ich muß mit Allem zufrieden sein," versetzte der Bergmann ausweichend.

„Das heißt, du bist nicht mit Allem zufrieden."

„Ihr seid in allem Geschäft und Verkehr ein erfahrner und kluger Mann, der seines Gleichen nicht hat. Was Ihr anordnet, ist stets gut und löblich. Ich habe niemals einen Menschen höher verehrt, als Euch; Alles, was ich bin und habe, schuldige ich Euch."

„Ich kann aber die Augen nicht überall haben. Ich bedarf redlicher Leute, die ich bezahle. Du bist einer von den Wenigen, denen ich Vertrauen schenke. Also frisch von der Leber: Was findest du hier nicht in Ordnung?"

„Warum fragt Ihr mich, Herr Fugger, und nicht den Herrn Bergmeister, der zwiefach mit Euch verwandt

ist, der Euerm hiesigen Bergwesen vorsteht und demnach doch höher in Euerm Vertrauen stehen muß als ich?"

„Das klingt verdächtig!" rief Jakob hitzig. „Sage mir, ich befehle es dir, was ist deine Meinung vom Betrieb der kremnitzer Goldmine?"

„Ihr könntet denken, ich wolle irgend wen verläumden. Deshalb erspart mir die Antwort."

„Heraus damit! Ich glaube dir. Du bist ein redlicher Deutscher, bist ein gutes augsburger Stadtkind."

„Und Ihr thätet wohl, immer nur Deutschen zu vertrauen. Nun denn bei der Reichhaltigkeit der Mine müßte aus Eurer Münzstätte hier ein Drittel, wenn nicht gar die Hälfte kremnitzer Dukaten mehr hervorgehen, als geschieht. Wohin das rohe Erz geht, wer es hinwegführt, ich weiß es nicht, ich will es nicht wissen."

Jakob war erschrocken vor der Anklage. Sein Herz sträubte sich dagegen; aber er war Kaufmann. „Gebhard," sagte er mit zitternder Stimme, „ich will klar sehen in dieser Sache. Ich gebe dir hiermit Vollmacht, Jedermanns Thun und Treiben, er mag sein, wer er will, scharf zu beobachten und mir Bericht zu erstatten. Hast du nicht Wohlgefallen an der schmucken Lore, der Magd meiner Pflegetochter? Ich gebe sie dir zum Weibe und eine hübsche Mitgift."

Gebhard ergriff die Hand seines Wohlthäters und dankte wortreich; ein hämischer, schadenfroher Zug spielte um seinen knappen Mund. Sie fuhren weiter; der Ober-

steiger schmeichelte dem alten Herrn, der die Schmeichler so sehr haßte, mit so großer Vorsicht und Geschicklichkeit und brachte so überzeugende Beweise vor, daß hier nicht Alles sei, wie es sein solle, daß Fugger überzeugt wurde, Diether sei der einzige Mensch in Kremnitz, der seines vollsten Vertrauens würdig sei.

Plötzlich sahen sie in der Ferne in einem Nebenstollen einen Lichtstrahl und hörten ein Geräusch.

„Ist die Grube heute befahren?“ fragte Fugger.

„Alle Knappen haben Feiertage.“

„Ich will zusehen. Verweilt ein paar Augenblicke hier.“ Der Obersteiger zündete noch ein Grubenlicht an und eilte nach der Stelle, wo unterdeß der Strahl erloschen, das Geräusch verstummt war. Aber sein feines Ohr hatte schleichende Schritte vernommen, die sich eilig entfernten. Der Fliehende war am Ende des Stollens gefangen und wurde als Toni erkannt.

„Bube, du bist des Todes!“ redete ihn Diether an. „Du bist hier, um Erz zu stehlen.“

Sobald Toni den Obersteiger erkannt hatte, grinste er: „Ihr werdet mir nichts anhaben; denn wißt: der Zigeuner Antonio ist mein Vater, Karracha meine Großmutter.“

Diese Worte übten auf den Obersteiger eine überraschende Wirkung aus.

„Komm mit,“ sagte er leise, „daß ich dir hinaushelfe.“

„Ihr braucht meinetwegen nicht in Angst zu sein,“ fuhr der Bursche ruhig fort. „Ich gehe morgen mit den Meinigen heimlich fort und kehre nie wieder.“

„Dann sollst du noch ein gutes Weggeld von mir haben,“ schmeichelte Diether, offenbar durch die erhaltene Kunde sehr erfreut. „Jetzt komm, Herr Jakob Fugger ist im Stollen. Du mußt dich ihm zeigen.“

Der Bursche folgte ihm mit frecher Sicherheit.

„Es ist Toni,“ sagte der Obersteiger zum Grubenherrn. „Er hat von mir den Auftrag, zuweilen hie und da nachzuspüren. Ihr wißt weshalb. Ich wußte nicht, daß er heute seinen geheimen Dienst hier versah.“

„Das ist brav von dir, mein Sohn!“ sagte Herr Jakob, den hämischlächelnden Menschen auf die Schulter klopfend. „Ich werde dich für solchen geheimen Dienst zu belohnen wissen. Ich sehe, das Ihr Beide mir treu ergeben seid. Ich hab' es auch an Euch verdient. Ihr seid Beide als Knaben zu mir gekommen, ich hab' Euch groß gezogen und werde Euer ferneres Glück begründen.“

Der Bursche ging heimlich lachend davon. Jakob besprach sich noch eine Zeit lang mit dem Obersteiger und entfernte sich dann in großer Verstimmung. Unterdessen war der Abend hereingedunkelt. Der Obersteiger ging in einen Stollen und kehrte bald darauf mit einem schweren Kober, den er am Lederriemen über dem Halse trug, zurück, schaute sich vorsichtig um, verließ den gebahnten Pfad und eilte mit schnellen Schritten in das dichte Gebüsch

des Bergwaldes. Keuchend stieg er bergauf, immer zwischen Bäumen, Gestrüpp und Felsen sich durchwindend, bis er nach einer Viertelstunde an der Halde eines verfallnen Schachtes ankam. Hier hing eine Felsenplatte an der Bergwand und bildete ein Dach, unter dem sich eiuige Menschen bequem bergen konnten, zumal die hohe Halde von der andern Seite das Versteck deckte und an der dritten der Berg sich schroff absenkte. Diether versteckte den Kober in den hohen Waldgräsern, welche den Fuß der Halde umwucherten, und kroch dann unter die Felsplatte. Noch hatte er nicht lange hier verweilt, als sein gespanntes Ohr Männertritte vernahm, die den Berg herabkamen. Ein Mann in Bauerntracht, mit einem großen breitkrämpigen Hute auf dem Kopfe wurde zwischen der Halde und der Felsenplatte sichtbar, indem seine untersetzte Gestalt sich am matt erhellten Abendhimmel abkantete. Er sprach ein einzelnes ungarisches Wort, und der Obersteiger antwortete mit einem solchen. Der Fremde kroch hierauf unter das vorspringende Steindach. Schwerlich würde ein Zuschauer, der in Augsburg zum Scheibenschießen zugegen gewesen wäre, in diesem Bauer den feinen Oberkämmerer des Papstes wiedererkannt haben, der sich in der Unterredung mit dem Kaiser so gewandt benahm, und doch war es derselbe Mann, welcher dort unter den Namen eines spanischen Grafen von Torrillas aufgetreten war.

„Celebes," redete ihn der Obersteiger mit leiser Stimme

an, „ich muß Euch mit vollem Rechte Vorwürfe machen. Nicht zufrieden mit den großen Vortheilen, die ich Euch durch den billigen Verkauf des Golderzes zuwende, habt Ihr Euern Sohn auch noch angehalten, Erze aus der Grube zu entwenden. Ich habe ihn vor ein paar Stunden auf der That erwischt.“

„Hat er lange Finger gemacht?“ lachte der Zigeuner. „Das dürft Ihr dem jungen Blute, das es noch zu etwas bringen will, nicht übelnehmen. Es ist unsre Art so, das Versehen des lieben Gottes bei Austheilung der irdischen Güter, wodurch wir zu kurz gekommen, wieder gut zu machen. Ihr denkt ja gerade so. Herr Fugger hat des Goldes genug; Ihr gönnt Euch selbst etwas davon, so gönnt den meinem schlauen Jungen auch ein Theilchen. Uebrigens treibt er das Geschäft auf eigne Faust oder in Gemeinschaft mit seiner Großmutter. Ich weiß nichts davon.“

„Aber der Schlingel wußte doch von unserm Geschäfte. Und das ist das Schlimmste von der Sache.“

„Er hat Luchsaugen, oder seine Großmutter hat ihm geplaudert, damit er ein Rettungsmittel bei der Hand habe, falls Ihr ihn ertapptet. Ihr seht, daß er es gut benutzt hat. Er ist ein Schlaukopf. Daß aber die Alte um unsern Handel weiß, ist Euch nicht unbekannt. Sie hat ihn ja mit Euch eingeleitet. Und schon früher hat sie aus dem kremnitzer Bergwerk manchen kleinen Ueberfluß heimlich erhandelt.“

„Dadurch bin ich in die Hand deines trotzigen Buben gegeben.“

„Fürchtet nichts. Wir werden nur noch ein paar Tage hier verweilen und ziehen von hier nach Spanien. Der Toni aber geht mit uns. Seit er unsre kleine Sonaca gesehen hat, will's ihm in Euern finstern Gruben nicht mehr behagen. Das schmucke Herlein hat's ihm angethan. — Laßt uns Richtigkeit machen! Wo habt Ihr die Waare?“

Diether holte den Kober herbei. „Zwanzig bis vierundzwanzig Pfund.“

Der Zigeuner wog den Kober mit der Hand. „Dreißig spanische Dublonen!“

„Es ist ein Spottgeld.“

„Nicht doch! Wer giebt Euch mehr?“

„Gib vierzig!“ — „Fünfunddreißig und damit Punkt. Hier ist das Geld. Ich will es Euch in die Hand zählen.“ —

Diether steckte das Geld ein und schickte sich an zu gehen.

„Lebt wohl!“ sagte der Zigeuner. „In einem Jahre, hoff' ich, sind wir wieder da. Bringt unterdessen etwas Erkleckliches für mich bei Seite.“

So schieden sie. — Der Obersteiger ging den Berg hinab, der Zigeuner stieg erst eine Zeit lang bergauf. So gelangte er auf eine kleine Fläche. Unter einem Baume war eine frische Grube gegraben. In diese versenkte er den Kober, bedeckte ihn mit Erde und dann mit dürrem

Laub. Nun schlug er sich links den Berg hinab und gelangte in ein kleines Thal, wo er, den hüpfenden Bach abwärts verfolgend, bald die dunkeln Umrisse eines alten, außer Gebrauch gesetzten und halb verfallnen Poch- und Schmelzwerks durch die Nacht dämmern sah. Ein Zigeuner trat ihm entgegen. Es war die ausgestellte Wache.

„Der blonde Page ist drin bei der Zaroya,“ sagte der Kerl. Der Augsburger und der Reiteroberst haben der Suleima wieder einen Besuch für diese Nacht ansagen lassen. Sie und der Page dürfen sich nicht treffen.“

„Ist Karracha noch nicht zurück?“

„Sie sitzt mit Veit Schellenberger in der Stadt beim Becher und wahrsagt ihm.“

Antonio schlich leise in das Haus und an dem Gemach vorüber, in welchem Bübenhoven neben Zaroya auf einer hölzernen Bank saß. Auf seinen Knieen schaukelte er die zierliche Sonaca, die ihn zuweilen süß anlächelte und wenn er sich herabbeugte, sie zu küssen, ihren kleinen Arm um seinen Hals schlang. Ein in der grauen zerrissenen Mauer steckender dürftig glimmender Spahn warf nur unbestimmte mühsam mit der Nacht ringende Lichter auf das liebliche Bild, ließ aber nicht verkennen, daß die Zigeunerfürstin immer noch ein schönes Weib war.

Antonio, oder mit seinem Zigeunernamen, Pepindorio, warf einen hämisch lächelnden Blick durch die klaffende Thürspalte und legte dann das Ohr daran, um zu erhorchen, was das glückliche Paar plauderte.

„O schönes Spanien!“ seufzte Zaroya. „Wäre König Philipp nicht so früh gestorben, du hättest das Land nicht verlassen und deiner Zaroya noch länger in freier Liebe angehört. Ich wäre nie einem andern Manne zu Theil geworden. Nur dich hab ich geliebt und deiner stets gedacht bis ich dich endlich, endlich wieder gesehen. Aber du hast mich vergessen, treuloser, blonder Mann!“

„Glaube das nicht, Zaroya! Glaube es nicht! Deine Liebe war die süßeste Blume meines Lebens. Wie ein goldnes Morgenroth hing sie am Himmel meiner Erinnerung. Und als mir die Gräfin Cardona in Augsburg deine Grüße brachte, war mir's, als berühre mich ein Engel mit seinem Lilienstabe.“

„Doch erzähle mir weiter, erzähle weiter, mein holder Geliebter! Was ist aus dem Infanten Alnayar geworden?“

„Ich weiß es nicht,“ versetzte Bübenhoven mit unsichrer Stimme. „Sein Name ist verschollen; ich habe nie wieder von ihm gehört. Er wird den übrigen Gliedern des königlichen Hauses von Granada nach Afrika gefolgt sein.“

„Du weichst mir aus, Marco. Du weißt, daß der edle Prinz und wo er lebt. Ich höre es an deiner Stimme; ich lese es in deinem Auge.“ Und sie umschlang ihn und küßte ihn feurig.

„Kannst du mich betrügen, geliebter Marco? Sieh auf dies theure Kind — und mich, mich wolltest du belügen! Du weißt wo der unglückliche Alnayar ist?“

„Ich weiß es," stammelte der Junker im süßen Sinnenrausche, der über ihn gekommen war; „aber — ein Eid bindet meine Zunge. Ich darf es dir nicht sagen."

„Mein theurer Marco, mir darfst du es verrathen. Bin ich nicht deine Geliebte, dein Weib! Haben wenige Jahre mir deine Liebe rauben können?"

„Zaroya, ich schwur auf den Leib unsres Gottes. Quäle mich nicht! Ich darf es dir nicht sagen."

Die Zigeunerkönigin schmollte.

„Aber du darfst mir sagen, wen und was deine letzte geheime Unterredung mit dem sterbenden Könige Philipp betraf."

„Was weißt du von dieser Unterredung?" fragte der Junker erstaunt.

„Der König erhielt am Morgen seines Sterbetages einen Brief von seiner Schwester aus den Niederlanden. Drauf wurdest du herbeigerufen und bliebst über eine Stunde bei ihm allein. Dann hat der König einem Geheimschreiber noch einige Verfügungen in die Feder gesagt und mit schwacher Hand unterschrieben."

„Du bist genau unterrichtet."

„Hast du auch einen Eid geschworen, Niemandem zu sagen, was du mit dem Könige sprachst?"

„Ich schwur keinen solchen. Aber was kann dir daran liegen, es zu wissen?"

„Ach ich wüßte gern Alles, was dich betrifft, und du thust so fremd und kalt gegen mich, als hätten wir

uns nie geliebt. Du böser Mann, welche Schmerzen bereitest du mir!“ Und sie weinte leise.

„Bitte, bitte!“ flüsterte Sonaca dem Junker zu, indem sie ihn küßte und streichelte. „Sag' es der Mutter! Sie grämt sich deinetwegen.“

„Nicht wahr deine Unterredung betraf Alnayar?“ schmeichelte die Mutter wieder. „Gib mir nur ein Zeichen, daß deine Liebe nicht erkaltet ist!“

„Wohl denn; ich verletze mein Gewissen nicht, indem ich dir dies entdecke. Der Brief der Erzherzogin Statthalterin gab dem Könige Aufschluß über die Flucht Alnayars. Er erfuhr das Liebesgeheimniß des unglücklichen Maurenprinzen. Er ließ mich rufen, und ich entdeckte dem Sterbenden, daß ich es war, der Alnayar vor seinem Zorne rettete und zu Flucht verhalf. Don Philipp erfuhr Alles aus meinem Munde, was er wissen wollte. Dann dankte er mir gerührt, daß ich also gegen die strengen Befehle seiner Leidenschaft gehandelt und dictirte einen Begnadigungsbrief für den Admiral Don Alfonzo de Granada genannt Alnayar, worin er ihn in alle seine Würden und Güter wieder einsetzte. In einem zweiten Briefe an den König Ferdinand von Aragonien bat er, den Don Alfonzo zurückzurufen; aber er faßte auch einen dritten an seinem Sohn und Nachfolger, den Prinzen Karl von Luxemburg ab, worin er diesem befahl, falls König Ferdinand seiner Bitte kein Gehör schenken sollte (er ahnete, daß dies der Fall sein werde), den Begna=

digungbrief zu vollziehen, sobald er, Prinz Karl, zur Regierung von Castilien gelangt sei. Wenn Alnayar nicht mehr am Leben sei, solle sein ältester Sohn die Erbschaft seiner Güter und Würden antreten. Und diesen letztern Brief übergab er dem Pfalzgrafen Friedrich, in einer feinen Brieftasche, die der König einst von der Gräfin Luise von Maine zum Geschenk erhalten hatte, und in welcher sich sein und ihr Bildniß von der Hand eines geschickten Malers befand. Er befahl dem Pfalzgrafen, die Brieftasche mit dem Briefe und dem Begnadigungsdokumente dem Infanten Karl an dem Tage zu überreichen, an welchem derselbe die Erbschaft der Krone von Castilien antreten werde."

„Und diese Briefe sind also noch in den Händen des Pfalzgrafen?"

„Jedenfalls. Ich habe natürlich nicht wieder davon gehört. Ich habe den Pfalzgrafen seit Jahren nicht gesehen. Wir sind uns fremd geworden."

Der Zigeuner an der Thür ward hier durch zwei in Mäntel gehüllte Männer vertrieben, welche von einem andern Zigeuner vorüber in das hintre Gemach des alten Hauses geführt wurden. Er hatte auch genug gehört. Bald darauf schritt Bübenhoven, ebenfalls verhüllt, die verschobenen Steinstiegen hinab und trat langsam und gedankenvoll den Rückweg in die Stadt an. Er war noch nicht weit in der durch die Baumschatten verfinsterten Nacht gegangen, als er ein leichtes Geräusch hinter sich vernahm, als säusle der Nachtwind im dürren Laube, und

sich unmittelbar darauf am Mantel gehalten fühlte. Er wandte sich rasch.

„Deine Sonaca ist's," flüsterte das weiche Kinderstimmchen. „Du hast mich so reich beschenkt und mir so viel Liebe gezeigt, daß mich das Herz dir nachtrieb, um erst recht von dir Abschied zu nehmen. Im Beisein der Mutter kann ich es nicht."

„Was hat dich daran gehindert, mein liebes Kind?" fragte der Junker aufmerksam.

„Ach, ich darf es dir wohl nicht sagen; ich möchte gern — ich liebe dich so sehr, mein ganzes Herz gehört dir."

„Dann gehören mir auch seine kleinen Geheimnisse. Entdecke mir also, was dich drückt."

„Wenn es Suleima erfährt — "

„Wer ist Suleima?"

„Kennst du sie nicht?" Sie kennt dich doch sehr gut und spricht oft mit der Mutter von dir. Sie ist es ja, die die Mutter vermocht hat, dich über den Prinzen Alnayar auszuforschen. Auch will ich dir noch eins entdecken; du wirst mich gewiß nicht verrathen."

„Darauf will ich dir die Hand geben, mein Kind, und einen Kuß dazu! Also?"

„Suleima will das schöne Knäbchen heimlich mitnehmen. Pepindorio und sein Sohn, der wilde Bergknappe, werden es diese Nacht stehlen. Deshalb sind wir eigentlich hierher gekommen. Sie gibt uns viel Geld. — Eh' der Morgen graut, sind wir schon tief in den Bergen."

„Das Knäblein, das du meinst, ist der kleine Raimund Mohr?“

„Der ist's —“

„Ich danke dir, mein herziges Kind, und werde dir deine Liebe einst vergelten.“

Und er hob sie empor und küßte sie. „Wenn ich Suleima nur einen Augenblick sehen könnte. Kannst du das nicht möglich machen?“

Sonaca besann sich einen Augenblick. „Komm,“ sagte sie dann. „Wir wollen dort an der Bergwand hinaufsteigen. Verbirg dich hinter einen Baum, bis ich dich abhole.“

Das zarte Kind führte den Junker, bis sie über dem alten Hause standen. Dann huschte sie den Berg hinab. Eh' eine Viertelstunde verging, war sie wieder da und leitete ihn bis dicht hinter das alte steinerne Gebäude. Hier konnte er durch eine schlecht verhängte Fensteröffnung in ein kleines Gemach sehen und erkannte in den darin befindlichen drei Menschen die Gräfin Cardona, Ulrich Fugger und Georg Dasa. Die Erstere war in Zigeunertracht.

Bübenhoven kehrte ohne Verzug um, nahm zärtlichen Abschied von der kleinen Zigeunerprinzessin und erreichte mit schnellen Schritten die Stadt. Es schmerzte ihn, daß er sowohl von der angeblichen Gräfin, als auch von Zaroya verrathen war, daß die Letztere sich sogar hatte gebrauchen lassen, um ihn auszuforschen. Er ahnete den Zusammenhang dieser verhüllten Dinge; und ein ihn über=

raschendes Licht durchblitzte seine Seele. Er überlegte, was zu thun sei und kam bald zur Ueberzeugung, das er seiner selbst und Sonaca's wegen die Zigeuner und die falsche Gräfin schonen müsse, auch durfte er Ulrich nicht bloszustellen. Er verfügte sich also zu Jakob Fugger und berichtete ihm, es sei soeben eine räthselhafte Warnung an ihn gelangt, daß der Knabe Raimund geraubt werden solle, und die gut bezahlten Räuber sich bereits in der Stadt befänden. Jakob erschrak. „Ich habe es befürchtet,“ sagte er. „Wir müssen das Kind in der größten Stille von hier entfernen. Ich ahne die Pläne, die man mit ihm vor hat. Sie sollen und müssen vereitelt werden. Wir geben vor, daß wir ihn mit nach Augsburg nehmen, aber wir werden einen sichern Versteck für ihn ausfindig machen. Ich denke, ich lass' ihn auf eins meiner Güter bringen.“

Ein Vorwand, den treulosen Toni noch an diesem Abend zu entfernen, war schnell gefunden. Er erhielt von Jakob eine Depesche zur eiligsten Besorgung nach Presburg. „Da du der schnellste Reiter in Kremnitz bist, so hab' ich dich zu dieser wichtigen Botschaft erwählt. Du mußt unverzüglich fort und morgen bei guter Zeit dort sein.“ Der Bursche machte ein verdrießliches Gesicht, durfte aber doch nicht widersprechen und mußte das Pferd besteigen.

Am folgenden Morgen verlautete, der kleine Raimund sei in der Nacht erkrankt, und bis zur Abreise der Augsburger sah man ihn nicht mehr außerhalb der Zimmer. Die Zigeuner waren nach einigen Tagen verschwunden,

mit ihnen Toni. Es war ihnen bald klar geworden, daß ihr Anschlag auf den Knaben verrathen war. Dieser wurde auf sehr geheimnißvolle Weise in der Nacht vor der Abreise in einer Sänfte unter starker Begleitung vorausgeschickt, so daß außer der Turzoinschen Familie Niemand wußte, wohin er gekommen war. Dieser Umstand kam den abergläubischen Gerüchten, welche über ihn schon im Schwange waren, sehr zu Hülfe. Die Phantasie der Bergleute bemächtigte sich seiner und machte ihn zu einem übernatürlichen Wesen, das auf räthselhafte Weise unter ihnen erschienen und ebenso wieder verschwunden war. Die heimliche Entfernung Toni's wurde auf ganz andre Weise mit dem Verschwinden des Knaben in Verbindung gesetzt, als sie in der Wirklichkeit statt gefunden hatte.

Dreizehntes Kapitel.

Seit der großen Fuggerschen Hochzeit in Kremnitz waren über funfzehn Monate vergangen Das Jahr 1514 war ein merkwürdiges und ereignißvolles gewesen. Zwar hatte es sich nicht durch Begebenheiten ausgezeichnet, welche geeignet gewesen wären auf die Schicksale des menschlichen Geschlechts überhaupt einen umgestaltenden Einfluß auszuüben; man durfte sie nur einzelne Gewitterstürme nennen, in denen sich die schwüle Atmosphäre eines Theils ihrer Stoffe entlud; aber diese Blitze zuckten blutig genug hernieder und gaben Zeugniß von der wilden und gewaltigen Aufregnng der Geister.

Die tolle und abscheuliche Wirthschaft des jungen verschwenderischen Herzogs von Würtemberg Ulrich, der nun schon seit elf Jahren in dem kleinen Lande wie in erobertem Feindesgebiet schaltete und zur Befriedigung seiner gemeinen Lüste die Unterthanen durch seine Kreaturen und Helfer bis aufs Blut aussaugen ließ, hatte eine Bauernverbindung, welche schon zur Zeit der Mündigkeits=

erklärung des Hergogs (1503) unter dem Namen „der arme Konrad" im Remsthale zusammengetreten war und zweifelsohne mit der so unglücklich abgelaufnen Bauernverbindung des Bundschuh im Speiergau in geheimem Zusammenhang stand, bis zum Ausbruch der Empörung getrieben. Die Verbindungen und Verbrüderungen waren nämlich eben so gut ein uraltes Recht des Landmanns, wie der Städter und des Adels. Nach der Zersprengung des Bundschuhs hatte sich der arme Konrad ruhig verhalten: als aber der goldgierige Herzog zur Befriedigung seiner immer kostspieligern Leidenschaften im Anfang des Jahres 1514 eine unerhörte Kapitalsteuer ausgeschrieben und Maaß und Gewicht zu seinem Vortheil verkleinert hatte, war der arme Konrad als Widerpart der ungerechten Regierung aufgetreten, und es war zum offnen Widerstand und Aufruhr der Bauern gekommen, der sich fast über das ganze Land verbreitete. Aber es fehlte der Volksbewegung, so drohend sie auch aussah, ein tüchtigrs und verständiges Haupt, um ein günstiges Resultat zu erzielen. Der anfangs verzagte Herzog gewann durch Lug und Trug und Waffengewalt bald die Oberhand über die seinen zweideutigen Versprechungen leichtgläubig vertrauenden Bauern, und bald fielen die Köpfe derer, welche vorzüglich thätig gewesen waren; Andre entwichen außer Land, und der Aufstaud, der mit einem einsichtsvollen und muthigen Anführer für ganz Deutschland hätte von großer und umgestaltender Bedeutung werden können, wurde unter-

drückt, damit die Fürsten und ihr Anhang nur noch frecher und übermüthiger, trotziger und gewaltiger des Landmanns Eigenthum verschlemmen und verprassen konnten.

Ganz zu derselben Zeit hatte eine gewaltigere und dem Adel gefährlichere Volksbewegung in Ungarn statt gefunden. Und hier fehlte nicht der begabte Führer; ja statt eines, waren deren zwei. Und doch war auch dieser Aufstand zu erhöhtem Unglück des Volks vom Adel unterdrückt worden. — Die großen Rüstungen, welche Selim der Wilde, Padischah der Osmanen, gegen Persien machte, verbreiteten in der Christenheit Besorgniß und Schrecken, indem man fürchtete, der Feldzug der Türken werde den Abendländern gelten. In Ungarn wurde zu Ostern 1514 von allen Kanzeln des ganzen Landes ein Kreuzzug gegen die Türkei gepredigt, und da allen Hörigen und Leibeignen, welche sich daran betheiligen würden, im Namen des Königs Freiheit versprochen wurde; so stürmten binnen zwanzig Tagen gegen sechszigtausend Männer, meist hörige oder leibeigne Bauern, froh der Gelegenheit des grausamen Druckes ledig zu werden, zu den Kreuzesfahnen. Sie wurden mit dem Kreuze bekleidet und nannten sich davon Cruciaten. Nach des Königs Willen übernahm jener Georg Dasa, der mit auf der Fuggerschen Hochzeit in Kremnitz gewesen war und dort durch Ulrich Fugger's Vermittelung die Bekanntschaft der fanatischen Suleima gemacht hatte, die Führung dieses Kreuzheeres. Er war in jeder Beziehung zum Oberbefehl desselben befähigt.

Zwei Pfarrer, Laurentius und Barnabas, erregten das gemeine Volk durch Reden im Geiste der Hussiten zu dieser allgemeinen Theilnahme am heiligen Kriege. Vorzüglich war es der erstere, welcher die Gleichheit der Menschenrechte predigte. Der Adel entbrannte in Wuth über den Abzug seiner Hörigen und Leibeignen. Viele Magnaten setzten ihren dem Kreuzheere zuziehenden Bauern mit bewaffneter Hand nach, holten sie ein, schlugen sie in Fesseln und führten sie mit grausamen Mißhandlungen zurück. Dadurch wurde der Geist der Empörung rasch geweckt und zur mächtigen Flamme angeblasen, zumal das Heer durch den Feldzug der Türken gegen die Perser inne ward, daß der Kreuzzug gegen die Ungläubigen sich unnöthig mache. Die Bauern waren nun in Masse zusammen und sahen ihre grausamen Dränger im Vaterlande als ihre zu bekämpfenden Feinde an. Laurentius rief in glühenden fanatischen Reden zur Empörung auf; Georg Dasa ergriff die Gelegenheit, um der Rächer seines Volks an dem tyrannischen Adel, um sein Retter und Befreier von den schmählichen Banden der Knechtschaft zu werden. Entschlossen, das Cruciatenheer gegen den König, den hohen Adel und die Pfaffheit als die ärgsten Feinde des Volks zu führen, rief er das ganze Land zur Empörung auf und begann den Krieg. Hunderte von adligen Schlössern loderten in Flammen auf; eine Menge Edelleute wurden mit Weib und Kind von der rächenden Hand der Bauern erschlagen. Nach dem ersten Sieg, den Dosa erfocht, ver-

kündete er die Republik und Souverainität des Volks. Alle Ungarn sollten vor Gott und Menschen gleich sein; kein Adel sollte mehr bestehen, kein König mehr regieren, keine Geistlichkeit mehr Macht haben. Aber jener Johann Zapolya, der seine Gedanken schon auf die ungarische Königskrone gerichtet hatte, und jetzt Woiwode von Siebenbürgen war, wurde von dem hart bedrängten ungarischen Adel herbeigerufen und überfiel den unvorbereiten Dosa. Geschlagen und gefangen genommen, wurde der edle Mann auf teuflisch grausame Weise hingerichtet. Vierzig seiner Diener waren ohne Nahrung eingesperrt worden. Als nach vierzehn Tagen der scheußliche Kerker geöffnet wurde, lebten nur noch neun. Mit Ketten beladen wurde Dosa nackt auf einen vor seinen Augen glühend gemachten Thron gefesselt, ihm eine glühende Krone aufs Haupt genagelt, ein glühendes Scepter in den Arm gelegt. Nun wurden seine neun ausgehungerten Gefährten mit Lanzenstichen und Schwerthieben auf ihn losgetrieben und ihnen zugeschrien, sich am Fleische ihrer Königs zu sättigen und dadurch ihr Leben zu erkaufen. Drei, die sich weigerten, wurden im Nu in Stücke gehauen, sechs stürzten sich auf das scheußliche Mal. Von glühenden Zangen zerrissen endete der edle Dosa ohne einen Schmerzenslaut. Die gefangenen Bauern wurden geköpft und gepfählt, 60,000 waren in den Schlachten und durch Henkers Hand umgekommen; Abgaben und Frohnen wurden erhöht, die Leibeigenschaft als allgemeines und ewiges Schicksal der Bauern bestimmt.

Und so endete hier wie in Würtemberg der Bauernaufstand zum Triumph und größerm Uebermuth der Volksunterdrücker, und ein stürmischer Jubel ging durch die Reihen der Fürsten, des hohen Adels und des mächtigen Klerus in Ungarn und dem ganzen deutschen Reiche.

Der Feldzug des Kaisers Maximilian und des Königs Heinrich VIII. von England gegen Frankreich war mit dem Jahre 1513 schon ohne sonderliche Erfolge zu Ende gegangen. Ein paar französische Städte an der niederländischen Grenze waren erobert und einige Meilen weit das Land verwüstet worden; dann war der junge König nach London, der alte Kaiser nach Innspruck zurückgekehrt. Auf dieser Heimreise hatte er sich, wie ein alter Bericht sagt, „in Augsburg mit der Vogelbeize, mit Renn- und Stechspielen, mit Gastmahlen, Tänzen, Maskeraden und andern Kurzweilen belustigt, worauf er endlich am andern Christtage nach Innspruck zurück verreiset."

In den ersten Tagen des Jahres 1514 war dann die Königin Anna von Frankreich, jene Erbin von Bretagne, die einst Maximilians Braut gewesen, in ihrem zweiundvierzigsten Lebenbjahre gestorben, und die Feindschaft der Könige von Frankreich und England hatte sich nach wenigen Monaten in ihr Gegentheil verwandelt, indem König Ludwig im August die Prinzessin Margaretha von England, König Heinrichs Schwester, zur Gemahlin nahm, dieselbe Prinzessin, welche kurz vorher während des Kriegs in den Niederlanden auf Betrieb des Kaisers seinem Enkel,

dem dreizehnjährigen Erzherzog Karl, Prinzen von Castilien, vom König Heinrich verlobt worden war. Worthalten war nun einmal nicht die Sache der Könige jener Zeit.

In Italien war der Krieg der verbündeten Deutschen und spanischen Heere gegen Venedig meist ein glücklicher gewesen. Bei Vicenza waren die Republikaner am 7. October 1513 gänzlich geschlagen worden, und das folgende Jahr sah die Oestreicher als Herrn in Oberitalien.

Kaiser Maximilian war mit der Gestaltung der Dinge sehr zufrieden. Die Niederlage der Bauern in Würtemberg und Ungarn hatte, so meinte er, diesen abscheulichen Empörungen für immer ein Ende gemacht, seine siegreichen Waffen gegen die Venetianer und Franzosen gaben ihm ein Uebergewicht; das deutsche Reich schien ruhig — wenigstens bekümmerte sich der Kaiser nicht viel darum. Darum gewahrte er nichts von der innern Gährung in allen Schichten der Gesellschaft, nicht das Drängen und Treiben der Geister nach einer freiern Lebensgestaltung, nicht das dumpfe Brüten des Volks, das durch eine abermalige schlechte Ernte und den dadurch gesteigerten Mangel schwer niedergedrückt war. Der Kaiser täuschte sich, es war die Ruhe, die dem Sturm vorangeht. Er aber griff nun gleich wieder nach seinen alten Plänen, die die Vergrößerung seines Hauses bezweckten. Ländererwerb durch Heirathen schien gleichsam die Aufgabe seines Lebens zu sein. Er hatte dies Ziel als Jüngling verfolgt und die Niederlande (fast auch Bretagne) dadurch gewonnen; er hatte

ihm als Mann nachgejagt und Castilien an sein Haus gebracht; er nahm es als Greis wieder auf und warf seine Augen wiederum auf Ungarn und Böhmen, da die Schwächlichkeit des Thronerben dieser Länder seinen frühen Tod erwarten ließ. Seine sechs Enkel, die nun allmälig heranwuchsen, boten seinen Gelüsten treffliche Gelegenheit. Zwar hatte ihm die Vermählung des Königs von Frankreich mit der Prinzessin von England das reiche Heiraths-project, das er mit dem Erzherzog Karl vorhatte, verdorben (das erste, ihn mit der Prinzessin Claude de France zu verbinden, hatte Ludwig XII. dadurch vereitelt, daß er seine Tochter seinem Neffen, dem Herzog Franz von Angouleme zur Gemahlin gegeben), aber er ließ sich dadurch nicht irre machen, neue Pläne zu entwerfen. Zuerst aber mußte Prinz Karl mündig erklärt werden und die Regierung der Niederlande aus den Händen seiner Tante selbst übernehmen. Und dazu war der funfzehnte Geburtstag des Prinzen, der 24. Februar 1515 bestimmt. Ehe dieser Tag aber erschien, lief die überraschende Kunde von einem unerwarteten Ereigniß durch Europa. Der kräftige König von Frankreich, Ludwig XII., war in seinem 54. Lebensjahre plötzlich am Neujahrstage gestorben; vier Monate, nach seiner zweiten Vermählung. Man behauptete gerade die junge Gemahlin sei die Ursache seines Todes gewesen. Um sich einen Leibes- oder Thronerben zu erzielen, habe er der ehelichen Liebe zu viele Opfer gebracht und dadurch die Kraft seines Lebens gebrochen. Ihm folgte auf dem

Throne Franz von Valois, Herzog von Angouleme, der Enkel eines Bruders seines (Ludwigs) Vaters, zwanzig Jahre alt und vermählt mit eben jener Claudia, welche erst für den Erzherzog Karl bestimmt gewesen war. Man war gewohnt, diesen Franz für einen sehr unbedeutenden Menschen, für einen Faselhans zu halten. Zu gleicher Zeit liefen Nachrichten aus Spanien von der zunehmenden Krankheit des Königs Ferdinand ein; es hatten sich so bedenkliche Symptome gezeigt, daß eine baldige Auflösung desselben ebenfalls zu erwarten stand. Auch er hatte sich durch eine junge Gemahlin und dasselbe Verlangen, einen Erben von Aragonien zu erzielen, zu Grunde gerichtet. Es schien bald, als solle Maximilian von all den gekrönten Häuptern allein stehen, mit denen er gehadert und verbündet gewesen, die ihm und denen er so oft Wort und Treue gebrochen.

Der Tag war da, an welchem der fünfzehnjährige Erzherzog Karl die Regierung der Niederlande übernehmen sollte. Von Innspruck waren als Gesandte des Kaisers gekommen: Graf Hans von Oettingen, Graf Felix von Werdenberg und Graf Wolf von Fürstenberg. Die Stände des Herzogthums waren durch Circularschreiben nach Brüssel berufen worden. Unter den Fremden, welche aus verschiedenen Ländern, namentlich aus Oestreich, Deutschland, Frankreich und Holland herbeigekommen waren, das Fest des jungen Herzogs zu verherrlichen, erregte ein Graf von Oldenburg die Aufmerksamkeit Vieler, vorzüglich des Hofs.

Niemand kannte ihn näher. Man flüsterte sich nur zu, er sei als ein Anverwandter des Königs Christiern II. von Dänemark nach Löwen zu der Erzherzogin Statthalterin gekommen und habe derselben Briefe des Königs gebracht. Dort hatte er am Hofe schon einige Wochen gelebt und war von der Statthalterin mit auszeichnender Freundlichkeit behandelt worden. Nun war schon im letzten Herbst am niederländischen Hofe verlautet, der junge König von Dänemark, welcher 1513 zur Regierung gekommen, habe sich sowohl an den Kaiser Maximilian, als auch an die Erzherzogin Margaretha brieflich gewandt und um die Hand der Prinzessin Eleonore, der ältesten Schwester des Erzherzog Karl, angehalten. Diese Erzherzogin stand jetzt im siebzehnten Jahre und hatte sich zu großer Schönheit entwickelt. Der Ruf derselben war in alle Länder gedrungen. Der Schluß der Hofleute, daß der Aufenthalt des Grafen von Oldenburg am niederländischen Hofe mit der Werbung des dänischen Königs in enger Beziehung stehen möchte, war um so leichter gemacht, als der Graf oft und viel um die junge Erzherzogin war und bei den Hoffesten sie und ihr vierzehnjährige Schwester Isabella, welche eben so schön zu werden versprach, abwechselnd zu Tänzerinnen wählte. Nun hatte aber die reizende Prinzessin Eleonore ihr Herz bereits an den nicht mehr jugendlichen Pfalzgrafen Friedrich, den Gefährten ihres Vaters bei allen tollen Streichen und Minnehändeln, verloren und stand hinter dem Rücken ihrer Tante im heim-

lichen und innigen Liebesverkehr mit dem in solchen Angelegenheiten wohlerfahrenen Fürsten. Mochte nun dem Könige von Dänemärk irgend eine geheime Kunde von diesem Verhältniß zugekommen sein, genug der Graf von Oldenburg sparte bei der Dienerschaft kein Gold, hinter dasselbe zu kommen. König Christiern war dagegen für die in den Pfalzgrafen verliebte Eleonore auch keine angenehme Partie, und sie gebrauchte eine am niederländischen Hofe bekannte Verbindung desselben zum Vorwand, um sich bei ihrer Tante gegen eine Vermählung mit demselben auszusprechen. König Christiern hatte nämlich vor fünf Jahren als Statthalter von Norwegen in Bergen die Tochter einer aus Amsterdam stammenden Gastwirthin, Namens Sigbrit, kennen gelernt und war in das zarte, mit den lieblichsten Reizen einer sanften weiblichen Natur reichlich ausgestattete Kind in heftiger Minnebrunst erglüht. Das liebliche zarte Wesen, von seiner Gestalt und Unschuld das „Täubchen (Dyveke) von Amsterdam" genannt, war des Statthalters Geliebte geworden und ihm vor anderthalb Jahren, als er den dänischen Thron bestiegen, nebst ihrer schlauen und ränkevollen Mutter Sigbrit nach Kopenhagen gefolgt. Sigbrit hatte großen Einfluß auf die Regierung des Königs gewonnen, und man schrieb die energischen Schritte desselben gegen die mächtige und übermäthige Aristokratie des Landes den Einflüsterungen der holländischen Gastwirthin zu. Es wurde aus guten Gründen vermuthet, daß der König weder sein heißge-

liebtes Täubchen, noch seine scharfsinnige Rathgeberin einer Gemahlin opfern und diese also einen nicht besonders angenehmen Stand haben werde. Die Erzherzogin Eleonore, von der schwärmerischen Hoffnung genährt, ihre Verwandten würden die Einwilligung zu ihrer Verbindung mit dem Pfalzgrafen geben, erklärte kühnen und starken Geistes, sie werde ihre Hand nie dem König von Dänemark reichen.

So stand diese Heirathsangelegenheit, als das Fest erschien, zu welchem der Graf von Oldenburg mit der Statthalterin und den jungen Erzherzoginnen von Löwen nach Brüssel gekommen war.

Dreimal drei Kanonenschüsse verkündeten nach sieben Uhr Morgens der winterlichen Hauptstadt, daß das Land heute wieder einen Herzog erhalten werde. Hierauf lud das Glockengeläute von allen Thürmen die Bevölkerung zur heiligen Messe. Die Stände versammelten sich in der St. Gudulakirche, dem Meßopfer beizuwohnen; die erzherzogliche Familie und die Gesandten beteten und empfingen den Segen in der Schloßkirche. Nach beendigtem Gottesdienste zogen die Stände paarweis in das Schloß, wo sie von herzoglichen Marschällen empfangen und in den von Karl dem Kühnen eingerichteten Thronsaal geleitet wurden. Achtunddreißig Jahre waren nun seit dem Tode dieses kriegerischen Herrn verflossen, und es waren nicht wenige von den Ständen, die ihn noch in seiner männlichen Blüthe und Kraft gekannt, ja einige derselben hatten schon als

Stände unter ihm in diesem Saale gesessen. Heute sollten sie wieder einen Karl zum Herzog erhalten, den Urenkel jenes kühnen Kriegers, und der Vergleich zwischen jenen Zeiten und diesen, zwischen Ahn und Enkel war der Gegenstand der Unterhaltung der Stände. Wie außerordentlich hatten sich die Zeiten geändert! Die Erfolge jener verachteten Schweizerbauern, welche dem trotzigen Herzog Karl die Siegespalme und das Leben entrissen, hatten die Massen des Bauernvolks fast im ganzen deutschen Reiche mit Freiheitsgedanken angefüllt, und welche freie Ansichten hatte die Bevölkerung der Städte von dem päpstlichen Kirchenregiment und der Verderbtheit des hohen Klerus gewonnen! Welcher ungeheure Reichthum war durch die Handelsseefahrten nach Ost- und Westindien, und durch die Einkehr der portugiesischen und spanischen Schiffer in die niederländischen Häfen in das Land geströmt! Welch ein Drängen und Treiben hatte die Geister erfaßt, wie vordem bei keines Menschen Gedenken der Fall gewesen! Und welche unübersehbare Fernsichten bot die nächste Zukunft! Ihr junger Herzog war nicht nur der Erbe aller östreichischen Lande, er war auch Erbe aller spanischen Königreiche, des Königreichs Neapel, des Königreichs Navarra und jener ungeheuren Länder voll fabelhaften Reichthums jenseits des atlantischen Meeres, deren Küsten man noch nicht einmal ganz kannte. Dieser funfzehnjährige Knabe war der wichtigste unter allen lebenden Menschen; weil er der mächtigste und reichste werden sollte. Denn

was auch ehrliche Moralisten den Menschen vorpredigen mögen: Macht und Reichthum bleiben stets die höchsten Güter derselben, und vor Macht und Reichthum werfen sie sich anbetend in den Staub. —

Die des Raths mit den Bürgermeistern und den Obermeistern der Zünfte, dann die Ritterschaft und der Klerus betraten nach einander den Saal und nahmen ihre Plätze ein. Da sah man die stolzen flandrischen Kaufherren, die im Reichthum die meisten Fürsten jener Zeit hinter sich ließen, und unter ihnen Herrn Jakob Fugger und seine beiden Neffen Raimund und Anton Fugger; der erstere in schlichter Tracht, doch mit der Ehrenkette des Kaisers geschmückt, der Andre in einer Pracht, welche die der gebornen Fläminger noch zu überbieten suchte, der Dritte in einem sehr soliden Schmuck, der wohl den Reichthum seines Besitzers ahnen ließ, dem jungen Manne aber einen Anstrich von Würde gab, die weit über sein Alter hinaus ging.

Die Herolde gaben ein Trompetensignal, die großen Thüren wurden aufgethan und die Trabanten und wallonischen Garden schritten in glänzendem Waffenschmuck herein und stellten sich an den Wänden auf; die Hofmarschälle führten den Zug der Hofherrn an, in dessen Mitte unter einem von Pagen getragenen Thronhimmel der Erzherzog Karl, seine Tante die Statthalterin führend ging; der Pfalzgraf Friedrich führte die schöne siebenzehnjährige Prinzessin Eleonore, seine heimliche Geliebte; der Graf von

Oldenburg die Prinzessin Isabella, der Oberhofmeister des Prinzen, der Ritter Wilhelm von Croy, Herr von Chievres, die neunjährige Prinzessin Maria. Der Erzbischof von Mecheln und der Informator des Prinzen, Meister Adrian Florentius, meist nach seiner Vaterstadt Adrian von Utrecht genannt, erster Professor und Decan der Universität zu Löwen, schritten nebeneinander, und ihnen traten die Bischöfe des Landes nach. Sodann die übrigen Gesandten des Kaisers, die obersten Hofchargen und mehre spanische Ritter und Granden, welche sich am brüsseler Hofe aufhielten, jeder eine Hofdame am Arme. Unter den Letztern erkannten die Fugger mit einigem Erstaunen die schöne Gräfin von Cardona, welche der alte Kanzler des Reichs, der Graf Hanneton, führte.

Der Erzherzog nahm, wie gewöhnlich, zur Rechten der Statthalterin auf dem Throne den Sitz ein; eine Stufe tiefer ließen sich die Prinzessinnen auf vergoldeten Stühlen nieder; der dem Erzherzog zunächst stehende blieb unbesetzt. Die Gesandten und Hofherren stellten sich zu beiden Seiten des Throns auf, die Damen nahmen auf einer Estrade Platz.

Prinz Karl von Castilien war weder in körperlicher, noch geistiger Ausbildung seinem Alter vorgeschritten. Er war in der That noch ein Knabe, der außer Reiten und Fechten blutwenig gelernt hatte. Sein Wuchs war nicht groß, vielmehr gedrungen und spätere Kraftentwicklung andeutend. Das hellblonde großgelockte Haar hatte er

von seinem Vater; auch im Gesicht fand man Züge der habsburger Familie, aber sie waren mit denen des katholischen Ferdinand gemischt Es fehlte ihnen die habsburgische Gutmüthigkeit. Das große und feurige Auge und der geschlossne, spöttische, befehlshaberische Mund waren Erbtheil seiner Mutter. Sein Gesicht hatte nicht die Blüthenfarbe der Jugend; es war von auffallend weißer Farbe und nur leicht geröthet. Sein Gang und Anstand waren schon fest und fürstlich.

Die Herolde riefen die Eröffnung des Fürstentages aus, und der Kanzler verkündete dann der Versammlung, daß die anwesenden Gesandten Seiner Majestät des Kaisers des heiligen römischen Reichs deutscher Nation im Namen und Auftrag ihres allerdurchlauchtigsten Herrn, den durchlauchtigsten Erzherzog von Oestreich Karl, Prinzen von Castilien und Leon, Herzog von Burgund und Niederland und Grafen von Lützelburg, am heutigen Tage als dem funfzehnten Geburtsfeste Sr. Durchlaucht der Vormundschaft entlassen, und daß Ihre Hoheit die durchlauchtigste Frau Erzherzogin von Ostreich, verwittwete Herzogin von Savoyen, die zeither mit Ruhm geführte Regierung in die Hände ihres durchlauchtigsten Neffen geben werde, die Stände des Reichs aber berufen seien, ihrem Herzog die Huldigung und den Eid der Treue zu leisten. Hierauf traten die drei deutschen Grafen vor, überreichten der Erzherzogin ihr Creditiv als Gesandte des Kaisers, und Fürstenberg verlas die Urkunde der Entlassung des Herzogs

aus der Vormundschaft seines Großvaters. So wie die Gesandten wieder zurück getreten waren, nahm die Erzherzogin eine Pergamentrolle mit großem anhängenden Insiegel von dem Sammtkissen, welches ein neben ihr stehender Kammerherr hielt, und überreichte sie dem Kanzler zum Vorlesen. Es war die Uebergabe des Regiments des Landes. Aus den Händen des Kanzlers wieder in die ihrigen zurückgekehrt, reichte sie dieselbe dem Neffen dar, trat von der obersten Stufe des Throns herab, beugte das Knie vor ihm und küßte seine Hand mit den Worten: „Ich beglückwünsche Ew. Hoheit und huldige Euch als meinem gnädigsten Herzog und Herrn.“ Die Prinzessinnen und der Hofstaat folgten ihrem Beispiel; dann huldigten die Stände. Zuletzt las der Erzbischof von Mecheln den Eid der Treue vor, welcher von den Ständen mit lauter Stimme und aufgehobner rechter Hand nachgesprochen wurde. Nach Beendigung dieses feierlichen Aktus wurden die Gemächer des Schlosses geöffnet, damit die Anwesenden nach Belieben bis zum Beginn des großen Bankets sich hierhin oder dorthin verfügen möchten. Viele derselben brachten dem jungen Herzog ihre persönlichen Glückwünsche dar. Unter diesen befand sich auch Jakob Fugger, welcher dem Erzherzog und dessen Tante, seine beiden Neffen vorstellte und zu Gnaden empfahl.

„Ew. Liebden muß wissen,“ wandte sich die Erzherzogin an den jungen Herzog, „daß Herr Fugger ein langjähriger treuergebner Freund Sr. Majestät des Kai-

sers ist und auch Eurem hochseligen Vater wichtige Dienste geleistet. — "

„Ich weiß, ich weiß," unterbrach Karl die Tante ungeduldig, „Ihr habt mir das schon gesagt, gnädigste Frau."

„Ein großer und wichtiger Plan war in der Ausführung begriffen," nahm Jakob Fugger mit gemessener Feierlichkeit das Wort, „als der strenge Tod Eures Vaters Majestät hinwegnahm, ein Plan, den ich Eurer Durchlaucht — "

„Ihr reitet einen herrlichen Silberschimmel," wandte sich der Herzog an Raimund, ohne auf Jakob zu hören, „ein kostbares Pferd; ich möchte wetten, von rein arabischer Abkunft. Ich sah Euch gestern vorübertraben und habe die Stute bewundert. Vivian mußte gleich hinter Euch her, um sich zu befragen; denn wir kannten Euch nicht. Aber Ihr haltet sie nicht gut im Zaum. Ihr hättet mit mir in die Reitschule gehen müssen, um diesen Euern Schatz würdig zu behandeln. Laßt mich Euch das Pferd vorreiten. Ihr sollt sehen, wie es an edler Haltung gewinnt. Woher habt Ihr den Schimmel?"

„Ich kaufte ihn in Venedig von einem Nobile, der ihn direct aus Arabien mitgebracht hatte. Da das Pferd nur durch die Behandlung eines so geschickten Reiters, wie Ew. Hoheit gewinnen kann, so bitte ich unterthänigst um die Erlaubniß, es Euch als Geschenk und Angebinde des heutigen Doppelfestes anbieten zu dürfen."

„Ha, damit macht Ihr mir die größte Freude zum

Geburtstag und Regierungsantritt. Doch müßt Ihr Euch dagegen ein andres Pferd aus meinem Marstalle auswählen. Und einen meiner großen dänischen Wasserhunde müßt Ihr noch drein nehmen. Kommt, kommt, Herr Raimund Fugger! Ihr sollt Euch gleich das Pferd aussuchen und wir wollen schnell nach dem Silberschimmel schicken und vor der Tafel eine Schule in der Reitbahn reiten. Herr von Chièvres soll auch mit. Der versteht zu reiten. Er soll den Schimmel auch probiren. — Vivian, Vivian! laufe schnell in die Herberge des Herrn Fugger und reite den Silberschimmel herbei. Er ist mein!" Diese Worte galten dem ältesten Pagen des Erzherzogs, einem jungen kecken Springinsfeld, der ganz wie Einer von denen aussah, die sich jungen Fürsten ganz unentbehrlich zu machen wissen. Der Page eilte von dannen, mit ungeduldiger Heftigkeit zog der Herzog den Augsburger fort, und der Oberhofmeister von Croy und andre Hofherrn folgten.

Zu der Erzherzogin und Jakob Fugger war Meister Adrian von Utrecht getreten.

„Ich fürchte, er hat alle die noblen Passionen seines Vaters und dabei den Eigensinn und die Heftigkeit seiner Mutter," sagte die Erzherzogin mit ernstem Gesicht.

„Bedenkt seine Jugend, durchlauchtigste Frau," entgegnete Jakob Fugger. „Nicht Alle sind so jung schon für ernste Geschäfte gemacht. Für ritterliches Blut in solchem Alter haben Pferde und Hunde in der Regel eine

stärkere Anziehungskraft als Menschen. Euer mütterlicher Rath und Leitung wird dem durchlauchtigen Herrn auch ferner nicht fehlen."

„Was werden sie nützen, was haben sie genützt?" Es war mein liebster Wunsch, daß er sich den Wissenschaften zuwenden möchte. Sie sind für Jeden, der sich ihnen in die Arme wirft, und stehe er noch so hoch, die freigebigen Spenderinnen des höchsten und reinsten Lebensglücks. O was für Genüsse verdanke ich ihnen nicht! Aber alle meine Bitten, ja meine Befehle sind umsonst gewesen, wir haben ihn nicht einmal dazu vermögen können, nur die Elemente der lateinischen Sprache zu lernen. Reiten und Fechten haben all seine Zeit in Anspruch genommen."

„Diese Klage Ew. Hoheit könnte mir zum schweren Vorwurf gereichen," sagte der Decan Adrian, „wenn ich nicht wüßte, wie gut es Euch bekannt ist, daß ich mir keine Mühe habe verdrießen lassen, den durchlauchtigen Prinzen zu den humanistischen Studien anzuhalten. Aber Ihr wißt auch, daß all meinen Eifer der Herr von Chievres zu Schanden machte, indem er Sr. Durchlaucht stets von der Grammatik hinweg in die Reitbahn verlockte und dazu stets behauptete, er müsse einen König aus ihm erziehen, bestimmt die halbe Welt zu regieren und nicht einen Schulmeister."

„Euch sprech' ich von aller Schuld frei, Herr Decan. Ich hätte nicht so nachsichtig gegen den Prinzen sein und

mein Vater hätte strengere Befehle hinsichtlich seiner Unterweisung geben sollen. Karl wird es später bereuen, daß er sich so widerspänstig gegen die Studien gezeigt. Doch ich getröste mich, er hat ein edles Herz, voll tiefster Ehrfurcht vor der heiligen Mutter Kirche und ihren Dienern."

„Er müßte kein Habsburger sein," bemerkte Fugger.

„Und nicht ein Enkel jener frommen Isabella von Castilien," setzte Adrian hinzu. „Wieviel Beweise von Liebe giebt er mir nicht täglich und stündlich, obgleich ich ihm oft hart ins Gewissen geredet."

„Er wird auch nie vergessen, wie vielen Dank er Euch schuldig ist. — Doch, Herr Fugger, ich bitte Euch um die Fortsetzung Euerer Erzählung." — Der Decan entfernte sich. — „So sind wirklich beide Knaben verschwunden?"

„Beide, und von keinem habe ich wieder eine Spur auffinden können."

„Und Ihr glaubt, daß jene Gräfin Cardona, die Ihr hier an unserm Hofe wiederfindet, mit dem Kinderraube in irgend einer Beziehung stehe?"

„Ich bin es überzeugt. Vielleicht war jener Graf Torrillas wirklich der Zigeuner Antonio, der einst als Stallmeister in Ew. Hoheit Dienst stand. Einige meiner Leute wollen ihn in Kremnitz zur Zeit der großen Hochzeit als Zigeuner gesehen haben, und als der Raub des dritten und wichtigsten Knaben dort durch Bübenhoven

vereitelt worden, war Tags darauf sein Sohn, Euer Pflegling, der Bergknapp Toni, mit den Zigeunern verschwunden."

„Ihr mögt nicht Unrecht haben, hier einen Zusammenhang zu vermuthen und habt jedenfalls wohlgethan, das Kind gut aufzuheben. Wir aber werden diese Gräfin, die uns von der Königin von Spanien, vom Vicekönig von Neapel und vom Papste so sehr empfohlen worden ist, scharf ins Auge nehmen."

Die Erzherzogin zog sich der bequemern Unterhaltung wegen mit dem augsburger Kaufherrn in eine Fensternische zurück, und er fuhr fort Ihr mit gedämpfter Stimme die gewünschten Berichte zu geben.

Im Reithause hatte der junge Herzog unterdeß auf dem herrlichen Silberschimmel in der fröhlichsten Laune verschiedene Touren gemacht. Die Spanier, die ihrem künftigen Herrn gefolgt waren, rühmten seine Kunst. Es hatten sich auch weibliche Zuschauer eingefunden und darunter die schöne Gräfin Cardona. Ihr zur Seite stand ein hoher Würdenträger der Kirche, der Probst der Kathedrale, ein stattlicher Mann und mehr einem Ritter als einem Priester ähnlich. Mit einer seltsamen Hast strömten ihm Worte der Bewundrung über Pferd und Reiter gleichsam stoßweise aus dem Munde, und dann hielt er wieder plötzlich in der Rede inne, als versage ihm die Zunge den Dienst. Wer diesen geistlichen Herrn einmal gesehen und sprechen gehört hatte — und wenn auch seitdem eine

Reihe von Jahren vergangen war — erkannte in ihm leicht wieder jenen ritterlichen Pater Innocenz, den Verwandten des Herrn Peter van der Kapellen, der in dem Minnehandel seiner reizenden Base mit dem Erzherzog Philipp eben keine ehrenvolle Rolle gespielt hatte. Er richtete seine Worte an die Gräfin, und die vertrauliche Art, mit der er es that, ließ vermuthen, daß mehr als gewöhnliche Hofbekanntschaft zwischen ihnen stattfinde.

„Und doch kann auch er nicht reiten, trotz der Lobsprüche der edlen Herrn aus Spanien,“ flüsterte die Gräfin dem Probst zu, „so wie es in der That kein Niederländer kann. Nur in Spanien und nur im Süden Spaniens versteht man diese Kunst.“

„Und Ihr versteht sie, wie sie dort geübt wird; das habt Ihr uns hier schon gezeigt,“ sagte der Priester hastig.

„Wahrlich ich denke, daß ich nicht die schlechteste Reiterin bin.“

„Gefunden!“ rief Innocenz mit unterdrückter Stimme und verklärten Zügen. „Jetzt haben wir's. Ihr müßt jetzt gleich das Pferd dem Erzherzog vorreiten. Das ist der Hacken, an dem wir unsre Fäden anhängen müssen. Laßt mich machen.“ Und ohne ihre Zustimmung abzuwarten, gleichsam, als verstände sich die von selbst, schritt er auf den Oberhofmeister von Croy los und sprach heimlich mit ihm. Croy lachte und trat zum Erzherzog, als dieser, um einige Worte zu wechseln, anhielt.

„Ist es möglich!“ rief Karl überrascht, sprang vom

Pferde und eilte auf die Gräfin zu. „Ihr könnt die arabische Schule reiten?“

„Auf dieser Stute, wenn Ew. Hoheit befiehlt, auf einem andern Pferde schwerlich. Ein Künstler muß ein gutes Instrument haben, soll er seine Kunst mit Geschicklichkeit ausüben. Diese Stute ist ein herrliches Instrument für einen Reitkünstler.“

„Wohlan, so laßt sehen!“ jubelte der Erzherzog, ergriff die Hand der Gräfin und führte sie in die Schranke. Auf seinen Wink wurde Ihr der Silberschimmel vorgeführt. Leicht, wie eine Silphe, schwang sie sich lächelnd auf das anmuthige Thier, das in demselben Augenblicke den zierlichen Kopf emporreckte und in ein freudiges Wiehern ausbrach, gleichsam den seiner Meisterin und in ihr seinem Vaterlande dargebrachten Gruß. Und wie von einem andern und höhern Geiste beseelt, flog das herrliche Roß durch die Bahn, als wisse es, wen es trage, und als wolle es Alles aufbieten, um seiner Reiterin Ehre zu machen. Mit der zierlichsten Gewandtheit führte die Gräfin die seltensten Reiterkünste aus und überwand dabei alle Schwierigkeiten, so daß die Zuschauer nur die Anmuth und Schönheit in der Kunst gewahrten und von dieser wie bezaubert oft in lauten Jubel ausbrachen. Am meisten jubelte der Erzherzog; er hatte keine Ahnung gehabt, daß die Reitkunst zu dieser Vollkommenheit gebracht werden könne, und nun vollends von einem Weibe! Erst der laute Trompetenruf zum Banket machte dem reizenden

Schauspiel ein Ende. Der Prinz reichte der Gräfin Hand und Arm, als sie vom Pferde sprang und überhäufte sie mit den süßesten Schmeicheleien.

„Ihr müßt mir das Versprechen geben, schöne Dame," bat er im stürmischen Tone, „mir Unterricht zu ertheilen. Ich muß reiten lernen, wie Ihr es könnt. Und auch Vivian muß es von Euch lernen. Wir Beide geben ein paar gelehrige Schüler ab. Aber sagt mir, wie habt Ihr es zu solcher Vollkommenheit bringen können? Die spanischen Herren versichern, nur wenig Frauen in Spanien würden es Euch gleich thun können."

„Das soll Ew. Hoheit von mir erfahren, wenn ich das Glück haben werde, Euch zu unterweisen, ein Glück, das ich mir nicht hätte träumen lassen."

„Ihr seid eine Spanierin. Aus welchem Königreiche?"

„Das schöne Castilien ist mein Vaterland. Ich bin eine der Hofdamen der Königin Germaine von Aragonien. Aber die Sehnsucht meinen künftigen König und Herrn kennen zu lernen, trieb mich nach Brüssel. Und nun wird mir diese Freude zugleich erhöht und getrübt."

„Wie meint Ihr das?"

„Erhöht, indem ich den künftigen König von Spanien in der königlichen Reitkunst unterrichten soll, getrübt — o mein Gott! wie soll ich es sagen, was mir das Herz so stark bewegt?"

„Entdeckt Euch mir! Ich bin Euch gewogen. Ihr dürft mir Alles sagen."

„Ich habe gestern erst geheime Nachrichten vom spanischen Hofe. Des Königs Krankheit verschlimmert sich. Er kann nirgend Ruhe finden. Wie von bösen Geistern getrieben, eilt er von einem Orte zum andern und hält sich meist in den Wäldern bei der Jagd auf. Seine Kräfte nehmen sichtlich ab; man fürchtet, daß er nur noch kurze Frist zu leben haben werde.“

„So schlimm steht es? Das wußte ich nicht. Man hat mir wohl von seinem Gebreste gesagt, doch nicht von solcher Gefahr.“

„Es ist nicht das Schlimmste, Hoheit. Der König geht damit um, Euerm Bruder die spanischen Kronen zu hinterlassen.“

„Ha!“ rief der junge Herzog und ballte die Faust. „Schon einmal ist mir etwas von diesem Plane zu Ohren gekommen. — Mein ist das spanische Erbe, und ich werde es mir nicht nehmen lassen.“

„Dann müßt Ihr ernstliche Schritte thun. Ich schwör' Euch zu, die Gefahr ist groß für Euch.“

„Ich dank' Euch, edle Frau. Euer Wink soll nicht vergebens gewesen sein.“ Der Erzherzog war plötzlich wie umgewandelt. Er eilte zu seiner Tante und sprach heimlich mit ihr. Ueber der Tafel war er einsilbig und ungeduldig. — Noch denselben Abend war geheimes Concil bei der Erzherzogin, wozu auch einige der anwesenden spanischen Granden gezogen wurden.

An demselben Abend führte die schwarze Matty einen

ihr gar wohl bekannten verhüllten Mann bei ihrer Herrin ein. „Dir dank' ich diese schöne Bekanntschaft, guter schwarzer Geist!" polterte er heraus. „Ich werde mich dir nicht undankbar beweisen."

„Ich kenne Eure Dankbarkeit," versetzte Matty boshaft lachend.

„Pah! Ich verstehe dich. Die Eleonore war ein verlornes Weib. Ihr war nicht zu helfen. Sie hatte ihre Sache dumm gemacht, und dummen Leuten ist nie zu helfen. Man muß sie fahren lassen. Die Gräfin aber ist schlau." Damit drückte er der Schwarzen die Hand, warf den Mantel ab und trat in das Zimmer der Gräfin. Es war der Probst Innocenz, aber in ritterlicher Kleidung.

Die reizende Agnes empfing ihn mit der Ihr eigenthümlichen zauberhaften Anmuth.

„Ihr habt Eure Sache vortrefflich gemacht!" rief er Ihr zu. „Der kleine Bursche, die winzige wichtige Person, zappelt in Euerm Netz. Neben dem Unterricht im Reiten werdet Ihr ihn auch in die Schule der Liebe nehmen."

„So weit sind wir noch nicht, mein Freund. So lang er unter der Ruthe seiner Tante steht, werden wir nicht sonderlich vorwärts kommen."

„Klammert Euch nur fest, schöne Dame. Er hat den Köder angebissen. Ihr müßt ihn nach Spanien führen, sobald der alte katholische Herr dort still geworden ist. Wie lange wird's noch dauern? Es kann über Nacht kommen. Da müßt Ihr dem jungen Blut schon unentbehrlich sein."

„Um dann für Euch zu sorgen, trefflicher Hirt gläubiger Seelen! Was meint Ihr zu einem Bischofsstabe? Dann einen Cardinalhut? Und wer kann wissen, ob Euch nicht die Tiare im Hintergrunde winkt!“

„Ihr habt kühne Gedanken, schönste Dame!“ lachte der Probst. „Aus Eurer Hand nähm' ich schon eine Kopfbedeckung um die andre, um Euer reizendes Haupt dafür mit einem Fürstenhute zu schmücken.“

„Ihr seid geschickt im Errathen. Eine Hand wäscht die andre. Befolgt nur genau meinen Willen und haltet Euch treu an die Vorschriften, die ich Euch gebe, dann soll es Euch nicht fehlen.“

„Und was hab' ich zunächst zu thun?“

„Nährt, so viel Ihr vermögt, den Haß des Erzherzogs gegen seinen Bruder in Spanien; entkräftet mit allen Euch zu Gebot stehenden Mitteln den Einfluß der Erzherzogin auf ihren Neffen, schärft seinen Stolz, damit ihm nie beikomme, sich dem spanischen Uebermuthe zu fügen.“ —

„Seltsames Weib! Und Ihr seid selbst eine Spanierin!“

„Eben deshalb weiß ich am besten, wie die Spanier regiert werden müssen. Das kleinste Nachgeben würde dem jungen Könige verderblich werden.“

„Ihr werdet schon Gelegenheit haben, ihn selbst in Euern Regierungsmaximen zu unterrichten,“ lachte der Probst. „Aber auch an mir soll es nicht fehlen.“

Beide verabredeten einen schlau angelegten Plan bis in die kleinsten Einzelnheiten.

Als er sich verabschiedet hatte, lachte ihm die Schöne höhnisch nach: „Wieder ein Narr, der da glaubt, ich arbeite für ihn!“ Dann setzte sie seufzend hinzu: „Aber was hilft mir das Alles, wenn ich den Knaben nicht habe! Ha! laß mich die Kunst der Verführung an dem eiteln Raimund versuchen! Und weiß er, wo das Kind verborgen gehalten wird: ich entlock' ihm das Geheimniß.“

Während des geheimen Concils in den Gemächern der Statthalterin und des Zwiegesprächs zwischen der Gräfin Cardona und dem Probst auf der Herberge der ränkevollen Spanierin, suchte ein flinkes Zöfchen den Grafen von Oldenburg auf.

„Hier ist wieder ein Briefchen der Prinzessin an den Pfalzgrafen,“ flüsterte sie. Der Graf griff hastig danach und öffnete leicht das mit noch feuchtem Mundlack verklebte Blättchen. „Endlich!“ sagte er leise und mit boshafter Freude, drückte der Zofe eine volle Börse mit den Worten in die Hand: „Diesmal, mein Kind brauchst du den Zettel nicht an den Pfalzgrafen zu bestellen. Wenn dich die Prinzessin darüber zur Rede setzt, so schwöre nur, du hättest ihn verloren. Den Dienst verlierst du nicht; dafür will ich bei der Frau Statthalterin sorgen. Und im äußersten Falle bleibe ich dir gewiß.“

Die Zofe begnügte sich mit dem Lohne ihres Verraths und dem hinzugefügten Versprechen, und der Graf

kleidete sich um in unscheinbare Kleider, hüllte sich in einen Mantel und drückte den Hut tief ins Gesicht. Nach einer halben Stunde verließ er das Schloß und suchte im Schloßgarten eine einsame Stelle auf. Er hatte noch nicht lange im ungewissen Licht der stürmischen Winternacht gewartet, als eine verhüllte Frauengestalt heranschlich. Er gab ihr ein Zeichen und sie eilte in seine Arme. Doch in demselben Augenblick riß sie sich mit einem Schrei los und wollte entfliehen. Er hielt sie mit starkem Arme zurück.

„Bleibt und beruhigt Euch, durchlauchtige Prinzessin,“ sagte er. „Ihr werdet an meiner Stimme erkennen, daß der Graf von Oldenburg mit Euch spricht.“

„Wer gab Euch ein Recht, Euch in meine Geheimnisse zu drängen?“ fragte die junge Erzherzogin entrüstet.

„Nicht so zornig! Ich fand vor einer kleinen Stunde auf der Treppe ein zusammengelegtes Brieflein ohne Aufschrift. Es war also so gut an mich gerichtet, wie an jeden Andern. Ihr wißt am besten, daß es eine Bestellung an diesen Platz enthielt. Ich glaubte die Hand zu erkennen, und da ich ein großes Interesse an dieser Hand habe, so ging ich hierher, um Euch zu erwarten.“

„Und was wollt Ihr von mir, Herr Graf?“

„Mich überzeugen, daß Ihr wirklich nicht für Thron und Bett des Königs von Dänemark geeignet seid.“

„Ihr würdet Euch richtiger ausdrücken, wenn Ihr sagtet, daß Bett und Thron des Königs von Dänemark nicht für mich geeignet sind.“

„Ihr führt an dieser Stelle eine stolze Sprache.“

„Wie sie mir dem Zudringlichen gegenüber ziemt. Nein, Herr Graf, ich würde nimmer ein königliches Bett besteigen, dem ein so gemeines Taubennest angebaut ist, wie dem des Königs von Dänemark; mich gelüstet nicht nach der Freude, ihn in meinem einsamen Bette mit seinem Täubchen verliebte Kurzweil treiben zu hören; und niemals mag ich an der Seite dieses Königs einen Thron einnehmen, den Jedermann geneigt ist, für einen Credenztisch zu halten, an welchem die holländische Schankwirthin den gelehrigen und willigen König zum Kellner abgerichtet und mir, der Königin, wohl gar den Dienst der Kellnerin zugedacht hat. Ich habe zuviel königliches Blut in meinen Adern, um mich mit solchen Leuten gemein machen zu können.“

„Ihr vergeßt, daß Ihr in meiner Hand seid. Ihr reizt meinen Zorn mit solcher Schmähung.“

„Den Euren? Ich spreche vom König von Dänemark.“

„Ich bin der König.“

„Und weil ich wußte, daß Ihr es seid,“ sagte Eleonore schnell gefaßt, „deshalb sagte ich Euch, was mich verdroß. Verrathet mich, so wird männiglich erfahren, wie ich Euch geantwortet. Nun gute Nacht, Herr König!“—

Mit beflügeltem Schritt eilte sie davon. Der König suchte mit seinem Aerger fertig zu werden, so gut er konnte. —

Am folgenden Tage hatte er eine lange Audienz bei

der Erzherzogin Statthalterin; die Prinzessin Isabella wurde eilig zu ihrer Tante beschieden. Alle drei begaben sich sodann in die Gemächer des Erzherzogs Karl. Bei der Tafel wurde der Graf von Oldenburg den Gästen und dem Hofe als König Christiern von Dänemark vorgestellt und nach wenigen Tagen fand die feierliche Verlobung desselben mit der Prinzessin Isabella statt. Eleonore wünschte dem Könige und ihrer Schwester mit ironischem Lächeln Glück. —

In diesen Tagen wurde auch die Gräfin Cardona zur Statthalterin eingeladen, und beide hielten im verschloßnen Kloset der Fürstin eine lange Zwiesprch. In der nächsten Woche reiseten zwei Männer vom brüsseler Hofe ab, der König von Dänemark nach Kopenhagen, um seine baldige Vermählung zu betreiben, und Herr Adrian Florens von Utrecht nach Spanien, angeblich, um sich im Namen seines Zöglings nach dem Befinden des Königs Ferdinand zu erkundigen, in Wahrheit aber, um die letzten Schritte dieses gekrönten Hauptes zu überwachen und den Plan desselben zu vereiteln, nach welchem der Erzherzog Ferdinand die spanischen Kronen erhalten sollte. Die geheimen Instructionen des gelehrten Klerikers und die ihm vom Erzherzog Karl ertheilte Vollmacht waren von so hoher Wichtigkeit, daß sie ihn ihm Fall des Ablebens des Königs von Spanien zum Stellvertreter des gesetzlichen Thronerben ernannten.

Vierzehntes Kapitel.

Zur Zeit des sonnigen Johannisfestes desselben Jahres ritt ein einfach gekleideter Ritter mit seinem Knappen am Saume des Wienerwaldes vom Kloster Mölk an der Donau aus nach Wien zu. In einem Flecken miethete er sich einen Boten, der ihn nach dem Schlosse des Grafen Florian von Isselstein führen sollte. Der Bote war ein gesprächiger Bursche, der Ritter desto schweigsamer. Der ehrliche Oestreicher versuchte wenigstens den Knappen in die Unterhaltung zu ziehen, da es ihm mit dem Herrn nicht gelingen wollte.

„Ihr gehört wohl zu den Leuten des Kaisers?“ fragte er neugierig.

„Vielleicht hast du recht,“ versetzte der Knecht.

„Und seid vorausgeschickt, die Hochzeit der einzigen Tochter des Grafen anzusagen?“

„Hat der Graf von Isselstein kein Kind weiter?“

„Seine Söhne sind beide im Krieg geblieben, eh' er

noch aus den Niederlanden hierher gezogen ist, und eine ältere Tochter ist vor einigen Jahren gestorben. Es ist wohl noch ein Bube da; wenn er aber auch wirklich ein Sohn des Grafen sein sollte, so ist er doch gewiß keiner von der Gräfin. Ich glaube auch das Erstere nicht. Es ist so ein aufgeraffter Bursch, den der Graf aus dem letzten Kriege mitgebracht hat."

„Aber mit wem wird denn die Grafentochter Hochzeit halten?" fragte nun der Knappe.

„Ha, das wirst du besser wissen als ich!"

„Mein Herr, der Ritter von Süderland, vielleicht; ich kann es nicht wissen; denn ich bin noch nicht lange in seinem Dienste, und du wirst begreifen, daß die Ritter ihren Knappen selten solche vertrauliche Mittheilungen zu machen pflegen. Der meinige ist aber wortkarger als irgend ein Andrer."

„Das hab ich gemerkt. — Nun was ich selbst weiß, kann ich dir wohl sagen. In meinem Orte erzählt man sich, einer von den Hofherrn, die zunächst um den Kaiser sind, sei der Bräutigam der jungen schönen Gräfin. Der Kaiser soll dem Grafen, seinem Feldobersten, gar gnädig gesinnt sein, ihm das Schloß geschenkt und ihn vermocht haben hierher zu ziehen. Denn der Graf ist ein Niederländer. Seine schöne Tochter aber ist die Gotte der verstorbenen Kaiserin und führt den Namen derselben Blanka Maria. Und deshalb wolle der Kaiser ihre Hochzeit mit seinem Kämmerer selbst ausrichten, wenn er mit den beiden

Königen, die in Presburg schon lange auf ihn warten, des Handels einig geworden."

„Was mag der Kaiser eigentlich mit den Königen vorhaben?"

„Das werden sie am besten wissen. Unser Einer erfährt das immer nur hinterdrein und da nicht immer die reine Wahrheit. Der Kaiser und der Polenkönig haben lange mit einander gehadert; nun bringt der Böhmenkönig seinen Bruder, den Ungarnkönig, zum Kaiser und stiftet Frieden. So wird's erzählt. — Doch dort seht ihr das Schloß vor Euch liegen. Ich brauch' nicht weiter mit Euch zu gehen."

Während des Zwiegesprächs waren sie um eine Waldecke gebogen; nun leuchtete ihnen eine freundliche Burg von mäßigem Umfange von einer vorspringenden Bergzunge herab entgegen. Der Ritter entließ den Boten und betrachtete im Weiterreiten das reizende einsame Thal, durch das er zog, und die waldbewachsenen Höhen, die es zu beiden Seiten einfaßten. Er war ein ernster Mann von dunkler Gesichtsfarbe und einem großen schwarzen Auge, aus welchem stiller Schmerz und tiefsinnige Schwärmerei sprachen. Seine ganze Gestalt hatte etwas Leidendes und Resignirtes; auch zeigten sich in seinem dünnen Barte schon graue Haare, obgleich er noch nicht über die mittlern vierziger Jahre hinaus sein konnte. Schweigend und in sich gekehrt, erreichte er das Schloßthor Der Pförtner trat ihm entgegen. „Find' ich deinen Herrn den Grafen

Florian von Isselstein zu Hause?" fragte der trübsinnige Reiter mit fremder Betonung und mühsamer Wortfügung.

„Er ist zugegen."

„Wohl, so melde den Ritter Johannes von Süderland, den der kaiserliche Rath Jakob Fugger von Augsburg im Auftrag Sr. Majestät des Kaisers sendet, um eine Botschaft des Letztern auszurichten."

Der Pförtner gab den Auftrag weiter an einen schlanken Knaben, der herbeigesprungen war und die Angekommenen mit neugierigen Blicken betrachtet hatte. Dem Ritter fiel die zierliche Gestalt des Knaben auf, noch mehr weil über dessen bleiches Gesicht mehre seltsame braunrothe Flecken verstreut waren, die sich fast wie züngelnde Flammen ausnahmen.

„Was hat der Bub im Gesicht?" fragte der Ritter den Pförtner.

„Gott allein kann wissen, weshalb er ihn also gezeichnet. Man sagt, es seien Muttermale. Er selbst weiß nichts darüber; denn er hat seine Mutter nicht gekannt."

„Wem gehört er an?"

„Er ist dem gnädigen Grafen im Kriege zugelaufen und jetzt sein Leibdiener. Er hat's verstanden, sich in Gunst zu setzen, und obgleich die Krabbe schwerlich über dreizehn Jahre alt ist, so übertrifft sie doch in Schlauheit Leute, die drei und viermal älter sind."

Der Knabe kehrte mit einem zweiten Diener zurück, um den Ritter zum Grafen zu führen. Dieser nahm aus

der Satteltasche ein gut verwahrtes Kästchen; der Knappe schnallte einen Pack ab und trug ihn nach.

„Ihr reitet da ein stolzes Pferd, Herr Ritter,“ sagte der Knabe, „das ist nicht in diesem Lande jung geworden.“

„Verstehst du dich so gut auf Pferde?

„Und Ihr selbst seid auch kein Sohn dieses Landes. Ich möchte wohl die Länder besuchen, die Ihr und Euer Roß schon gesehen.“

Diese Aeußerung gefiel dem Ritter von Süderland. Es schien, als hätte ihn noch niemals ein Kind also angeredet und solch einen Wunsch bei ihm ausgesprochen. Er trat in das Wohngemach der gräflichen Familie. Des Grafen hohe kräftige Gestalt, in welcher der Krieger nicht zu verkennen war, bot ihm den Willkommen. Die Gräfin, eine würdige Matrone, gönnte ihm ein freundliches Wort und lud ihn ein, sich an ihrem Tische niederzusetzen, und das Töchterlein, ein blondes, blauäugiges Kind von schlanker Gestalt, kredenzte ihm lächelnd den Becher.

Der fremde Ritter, obgleich über die Jahre der Jugend längst hinaus, wurde beim Anblick der blühenden Jungfrau doch von einem warmen Gefühle ergriffen. Es dünkte ihm, als hab' er noch nie ein lieblicheres Frauenbild gesehen.

„Mich sendet Herr Jakob Fugger von Augsburg zu Euch, Herr Graf,“ nahm der Ritter das Wort. „Des Kaisers Majestät, welche jetzt in Augsburg verweilt, um sich würdig auf den großen Königszug zu rüsten, hat

ihm einen Auftrag ertheilt, der Euer liebliches Töchterlein betrifft. Herr Fugger hat ihn nach besten Kräften ausgeführt und mich Sr. Majestät als Ueberbringer der kaiserlichen Geschenke empfohlen. — Wollet in meinem Beisein diesen Schrein und das Pack öffnen, damit Ihr Euch nach dem Briefe des Herrn Fugger überzeugen möget, daß ich Alles richtig abgeliefert."

Der Graf öffnete und las zuerst den Brief. „Es sind Brautgeschenke des Kaisers für unsre Maria," sagte er überrascht. „Nimm mein Kind, und sieh zu, womit dich die Freigebigkeit Sr. Majestät bedacht hat." Die erröthende Jungfrau löste die Bänder des Schreins und hob den Deckel desselben; dann schälte sie mit bebender Hand aus mehrfachen Hüllen einen kostbaren Brautschmuck, Halskette, Brustschild, Stirnkette und Armbänder, alles aus feinem Gold kunstreich gearbeitet und mit Edelsteinen und Perlen besetzt und aus der Werkstätte des geschicktesten augsburger Goldschmieds hervorgegangen. Ein staunender Ausruf nach dem andern löste sich von dem sanft geschwellten Munde, und die Mutter theilte das Entzücken der Tochter. Des Ritters Augen hingen unverwandt an Marias unschuldigem, von der unerwarteten Freude lieblich verklärem Antlitz. Es schien ihm wohl zu werden in ihrer Nähe; denn unvermerkt erheiterten sich auch seine düstern Züge; es war, als ob der Glanz der Sonne, die in ihrem Auge aufgegangen war, sich in dem seinigen wiederspiegelte und über die finstern Schatten, die jahrelang in seinem

Herzen gelagert hatten, einen verklärenden Schimmer breitete. Nun wurde das Pack geöffnet, und ein prächtiger Kleiderstoff nach dem andern wanderte daraus hervor und wurde im Strahl der freundlichen Junisonne ausgebreitet. Da waren Gewebe aus Venedig, Mailand und Athen. Vor allem zog ein Stück Seidenzeug, welches die Farben des Regenbogens täuschend wiedergab, die Blicke auf sich.

„Herr Fugger schreibt mir,“ sagte der Graf, „Ihr, Herr Ritter, würdet uns über diesen kostbaren Stoff besondre Mittheilungen machen und uns vom Vaterlande desselben erzählen.“

„Dann ist es freilich an mir, Euch zu sagen, daß dieser Stoff aus Ostindien stammt und in einer der Webereien zu Kalkutta gefertigt worden ist. Eben so sind die Edelsteine und Perlen in dem Schmuck ostindischen Ursprungs.“

„Und woher wißt Ihr das so genau?“ fragte Maria mit lebhafter Theilnahme.

„Weil diese Schätze mit andern auf einem Schiffe, das dem Herren Fugger in Augsburg gehört, aus Ostindien gekommen sind.“

„Damit habt Ihr aber meine Frage noch nicht beantwortet, Herr Ritter. Woher wißt Ihr das Alles? Seid Ihr dabei gewesen, als diese kostbaren Dinge für Rechnung des Herrn Fugger in dem fernen Wunderlande gekauft wurden?“

„Niemand kann es besser wissen als ich,“ entgegnete

der Ritter mit leiser bescheidener Stimme; „denn ich habe sie selbst dort gekauft.“

„Ihr?!“ rief der Graf erstaunt, und die Familie betrachtete den fremden merkwürdigen Gast mit erhöhter Theilnahme. „So seid Ihr wohl ein Portugiese, der sich einen deutschen Namen beigelegt?“

„Ihr habt recht, ich bin ein Südländer, aber im Dienste des Fuggerschen Hauses zum Deutschen geworden. Den Namen hat mir des Kaisers Majestät selbst gegeben.“

„Ah, Ihr müßt uns Eure Fahrten und Abenteuer erzählen!“ rief Maria begeistert, und ihr Auge hing so leuchtend und kindlich bittend an seinen Blicken, daß das warme süße Gefühl aus seiner Brust sich ausbreitete und auch ihm das Auge erhellte. Er versprach der holden Braut ihre Wünsche zu erfüllen. Und bald saß er an der reich besetzten Tafel, zwischen Mutter und Tochter, von ihrer gastlichen Freundlichkeit bedient, und der süße Zauber holder Weiblichkeit lösete eine Rinde um die andre von seinem Herzen. Dieser edle Mann, der eigentlich niemals noch die Freuden stiller gemüthlicher Häuslichkeit gekostet, wie sie nur in deutschen Häusern und in deutschen Herzen wohnt, vergaß hier, von ihren Blumengewinden sanft umschlungen und immer reizender und fester gefesselt, sein trübes Geschick. Die milde Sonne herzlicher Theilnahme, gefühlvoller Menschlichkeit schmolz rasch das Eis von seinem erstarrten Herzen und weckte neue junge Frühlingstriebe darin. Er wußte nicht, wie ihm geschah, er

konnte über die Gefühle, die ihn bestürmten, nicht klar werden. Mit ganzer Seele gab er sich dem Reize hin, der ihn mit so vielen Fäden und Banden an mitfühlende menschliche Herzen zog und fesselte. Er fühlte sich so glücklich und wohl, wie seit vielen schmerzvollen Jahren nicht; wie hätte er daran denken können, diesen neuen Empfindungen zu widerstehen? Der Ritter hatte den Plan gehabt, schon den folgenden Tag das Schloß wieder zu verlassen und in Wien die Ankunft des Kaisers abzuwarten, aber die Freundlichkeit, mit der er sich von den Gliedern des gastlichen Hauses, ja selbst von dem Knaben Martin behandelt sah, ließ ihn diesen Vorsatz gänzlich vergessen, und als er am vierten Tage sich endlich erinnerte, daß länger zu verweilen, nicht schicklich sei, und zum Aufbruch Anstalt traf, trat der Graf zu ihm und sprach: „Warum wollt Ihr nicht hier verziehen, bis wir Nachricht von der Annäherung des Kaisers erhalten? Ihr habt dann immer noch volle Zeit, mit mir und den Meinigen nach Wien zu eilen und Sr. Majestät zu empfangen. So Ihr nun nicht erst noch besondre und dringende Geschäfte in Wien zu verrichten habt, so verweilet in unserm häuslichen Kreise. Ihr seid uns lieb und werth geworden, und wir möchten Eure Unterhaltung so lange als möglich genießen. Meine Maria wird nicht satt Euch zuzuhören."

Ritter Johannes wurde durch diese Aufforderung angenehm überrascht. Und als bald darauf der Knabe Martin heimlich zu ihm kam und ihm zuflüsterte: „Die Gräfin

Maria weint, daß Ihr das Schloß verlassen wollt; glaubt mir, sie hat Euch ins Herz geschlossen, und wenn Ihr länger bleibt, werdet Ihr derselben sehr gefällig sein," da vermochte er keinen Widerstand zu leisten. Vor Tafel wandelte er sinnend allein im Speisezimmer. Plötzlich trat Maria herein, eilte freudestrahlend auf ihn zu und sagte: „Ihr bleibt bei uns bis zur Ankunft des Kaisers! O wie erfreut Ihr mich mit diesem Entschlusse! Habt Dank, habt tausend Dank dafür! Und auch nach dem Empfang der Könige und den Festlichkeiten kehrt ihr wieder mit uns zurück. Ihr müßt mir noch viel erzählen von Spanien und von den unglücklichen Mauren und von Euern Seefahrten. Ich war noch nie so froh, als seit Ihr bei uns verweilt."

Als das holde Kind so vor ihm stand und ihn mit den verweinten und nun wieder lächelnden treuen Augen ansah, da erkannte der Ritter mit süßem Schrecken, daß unvermerkt der Funke einer späten Minne aus diesen Augen in sein Herz gefallen war und es in Brand gesetzt hatte. Und leise und mit fast jugendlicher Befangenheit sagte er: „Aber wird Euer Verlobter, der Graf Schönborn, nicht darob zürnen?"

„Mein Verlobter!" rief Maria mit einem Tone, der deutlich genug verrieth, sie habe den ihr vom Kaiser bestimmten Bräutigam zeither gänzlich vergessen. „Darf und kann er zürnen, wenn mich Euere Unterhaltung ergötzt? Ich kenne ihn ja noch nicht, und wenn ich ihn vielleicht

am kaiserlichen Hoflager gesehen, so hab' ich doch sein nicht Acht gehabt. Und wahrscheinlich kennt er mich eben so wenig. Wir wollen uns durch ihn gar nicht stören lassen."

Die Treuherzigkeit, mit der sie das Alles sprach, zeigte dem Ritter die Gefahr, in welcher er schwebte, aber diese Erkenntniß gab ihm nicht die Kraft, sich ihr zu entreißen. Sein Auge hing mit schwärmerischem Ausdruck an Marias Zügen, seine Seele sog durstig jedes ihrer unbefangenen Worte ein, in welchen sie unbewußt ihr eignes Herz an ihn verrieth. Mit Bestürzung und mit Wonne hörte er aus diesen unschuldigen Plaudereien, las er aus ihren lächelnden Blicken, daß er von Maria ebenso geliebt war, wie er sie liebte. Diese Erkenntniß versetzte ihn in einen süßen Rausch, dessen er sein Herz nicht mehr für fähig gehalten hätte. Es war nicht der stürmische, leidenschaftliche Taumel der Jugend, es war die sanfte Wärmr erhöhter und beseligter Empfindung, die sein ganzes Wesen durchdrang und erhob. Nichtsdestoweniger war seine Stimmung eine sehr wechselvolle; denn auf das stille Entzücken folgte oft in wenigen Augenblicken die tiefste Schwermuth. Ein finstrer Gram breitete seine mächtigen Fittiche plötzlich über sein sonnenlichtes Herz aus, wie schwarze Wolken schnell ein sonnenhelles Gefilde überschatten. Nicht selten vergingen ganze Nächte, in denen er das Lager meidend mit langen Schritten sein Gemach maß, dessen Wände dann von seinen Seufzern wiederhallten. Bald

aber fehlte diesen kummervollen Stunden auch der theilnehmende Gefährte nicht. Es war wieder der Knabe Martin, welcher sich zu ihm gesellte und ihm seine Dienste anbot; es that dem Ritter wohl, eine freundliche kosende Kinderseele um sich zu haben, und sein argloses Gemüth hatte keine Ahnung, daß die Schmeicheleien des Knaben, die das Herz des schmerzenreichen Mannes für ihn gewannen, nicht aus einem reinen Gemüth, aus einem seelischen Bedürfnisse Martins hervorgingen. Auch von dem Knaben glaubte sich der Ritter geliebt, und die stets um ihn beschäftigte Dienstfertigkeit desselben, die neugierig kindlichen Fragen, die Erzählungen von Marias Aeußerungen über ihn erwarben gar bald Martin die volle Liebe des Ritters. Und doch war Martin nicht, was er schien. Er war nichts als der bezahlte Diener des Grafen und der bezahlte Vertraute Marias. Es konnte nämlich den Hausgenossen nicht lange verborgen bleiben, daß irgend ein schweres und dunkles Geheimniß auf ihrem Gaste liege. Er vermied sorgfältig jede Andeutung über sein Herkommen und seine Jugendschicksale, und wenn ihn Maria kindlich naiv darum befragte, drückte er ihr die Hand und wandte sich, das Auge voll Thränen, ab, ihr die Antwort schuldig bleibend. Die Mitglieder des gräflichen Hauses erfuhren nichts weiter, als daß der Ritter ein freier und lediger Mann sei, in Spanien geboren, daß er früh auf dem Meere gefahren und mit andern edlen Spaniern große Seereisen gemacht, daß er durch die Verbindung des Erz-

herzogs Philipp mit der Erbin der spanischen Kronen in die Niederlande gekommen und hier mit Herrn Jakob Fugger bekannt geworden sei, für dessen Rechnung und Gefahr er schon einige Schiffe nach Ostindien geführt habe und im Begriff stehe ein solches auch nach Westindien zu führen. Der Wunsch des Kaisers, der ihm Aufträge ertheilen wolle, habe ihn jetzt nach Wien gerufen. Daß in dieser Erzählung gerade die Hauptmomente verschwiegen seien, war dem Grafen Florian klar, und seiner Tochter zartes Gefühl ahnete es wenigstens. Den Grafen plagte die Neugierde, mehr über seinen merkwürdigen Gast zu erfahren, und deshalb stellte er den schlauen Martin zu der Rolle an, welche dieser beim Ritter Süderland mit so großer Geschicklichkeit spielte. Maria wurde von einem edlern Interesse getrieben, hinter das Geheimniß des ihr theuer gewordnen Mannes zu kommen, obschon auch etwas weibliche Neugierde dabei mit im Spiele sein mochte. Auch sie wandte sich, gleich ihrem Vater, an Martin, vertraute ihm ihre Herzenswünsche, beschenkte ihn und trug ihm auf, dem Ritter sein düstres Geheimniß womöglich abzulauschen. Aber Martin ging auf eigne Hand weiter und berichtete dem Ritter umständlich wie oft und was Maria von ihm rede, und was sie nicht gesprochen hatte, das log er aus eignem Gelüst hinzu, um sich dem Fremden angenehm zu machen. So schmeichelte sich der listige Knabe in des Ritters Gunst, daß dieser eine Art väterlicher Neigung zu ihm faßte. Unbewußt trug der edle Mann einen

Theil der Liebe, die für Maria in ihm entglommen war, auf den Boten derselben über.

Ein schöner milder Sommerabend lockte den Ritter auf den Söller der Burg, der eine weite und köstliche Aussicht über den dunkelgrünen Gebirgswald darbot. In der Ferne erglänzte die Donau im Schimmer der untergehenden Sonne, wie ein breites goldnes Band; die Höhen verschwammen im blauen Dufte des Abends. Der Graf war am Morgen nach Wien geritten, um Nachrichten über die bevorstehende Ankunft des Kaisers einzuziehen; die Hausfrau schaltete wirthschaftlich mit den Dienstboten; Maria war mit ihrer Zofe in den benachbarten Flecken gegangen und noch nicht wiedergekehrt.

Der Ritter überließ sich, an die Brustwehr des Altans gelehnt, indem er den Blick in die frühlingsgeschmückte Ferne schweifen ließ, dem Sturme seiner Gefühle. Bald weilte sein Geist in einem andern Lande, bald war er wieder hier in den Räumen, die ihm so heimisch geworden waren, bald traten ihm theure Gestalten aus seiner Jugendzeit entgegen, bald umgaukelte ihn wieder Marias liebliches Bild. Seine Brust hob sich mächtig, ein tiefes Stöhnen arbeitete sich daraus hervor, Thränen schossen in seine Augen — er weinte. Eine zarte Hand legte sich auf seine Schultern; er wandte sich und sah mit Bestürzung Maria vor sich.

„Ich wähnte Euch noch nicht zurückgekehrt, Gräfin,“ stammelte er.

„Und doch stehe ich schon minutenlang in Eurer Nähe und bin unwillkürlich Zeugin des heftigen Ausbruches Eures Schmerzes gewesen. Euch drückt ein schwerer Kummer, Ritter Süderland. Sollte es uns nicht möglich sein, Euch von der Last desselben zu befreien?“ Sie blickte ihn dazu mit so kindlich frommen Augen an, daß er unwillkürlich die Hände faltete und mit den andächtigen Blicken zu ihr hinsah, wie sie ein trostbedürftiger Gläubiger wohl zu einem Bilde der Mutter Gottes emporhebt.

„Kein Sterblicher vermag mich von diesem Kummer zu entlasten,“ versetzte er mit gedämpfter Stimme. „Ja Gott und alle Heiligen vermögen es nicht; denn seine Quelle liegt in der Zeit meiner Jugend. Auch ist er von so furchtbarer Größe, daß es eine Grausamkeit von mir wäre, Euer reines kindliches Gemüth auch nur mit dem kleinsten Theile desselben zu beunruhigen. Ihr, ein verkörperter Liebeskuß des Schöpfers, den er diesen reizenden Bergen zuwarf, seid im Frieden aufgewachsen. In mir aber seht Ihr einen Mann, dessen Brust den Schmerz fassen mußte, sich und Tausende, die er liebte, vom Zorne Gottes niedergeschmettert zu sehen. Verlangt nicht mehr von meinem entsetzlichen Schicksale zu wissen; denn unter allen, die da leben, bin ich vielleicht — o warum sag' ich vielleicht, da doch kein Zweifel obwalten kann — ja ich bin gewiß der unglücklichste aller Menschen. Nennet mir das herbste Leid, das trübste Mißgeschick, das ein Mensch erdulden kann, es ist gegen das meinige der

Schmerz eines Kindes über den Verlust seines Lämmleins."

„Armer Unglücklicher!" flüsterte Maria die Augen voll Thränen. „Und doch ertrug der mehr, der für die Sünde der Welt am Kreuze starb. Er bringt täglich und stündlich den Leidenden Trost, die sich ihm demüthig bittend nahen. Habt Ihr es schon versucht?"

Der Ritter machte unwillkürlich eine abwehrende Bewegung mit der Hand, vor welcher Maria erschrak. „Wie?" sagte sie bestürzt und mit bebender Stimme, „glaubt Ihr nicht an Jesum Christum und an die erlösende Kraft seines theuern Bluts?"

Der Ritter wandte sich ab. „Fragt mich nicht!" stöhnte er endlich. „Laßt mich mein fürchterliches Schicksal allein tragen und untergehen. Ihr dürft nichts davon erfahren. Ich hätte nicht im Hause der Glücklichen verweilen sollen. Doch mir wurde so unaussprechlich wohl in Euerer Nähe. Es war mir, als könnte auch ich des Friedens auf Erden theilhaftig werden. — Seht, wie er sich mit dem duftigen Abend zu Thale senkt, wie er dort im Purpur des Westhimmels die Bergspitzen vergoldet! Hört ihn im Klange der Abendglocken von jenen Thürmen herab säuseln! Fühlt ihn im süßen Kusse des kühlen Abendhauches! Ueberall ist er, überall blühet, duftet und klingt er; am schönsten und reinsten in Euerm Herzen; nur in dem meinigen ist er nicht! Ich bin der einzige Friedenlose!"

„Auch Euch muß Gottes Friede zu Theil werden!“ rief Maria begeistert. „Ich lasse nicht von Euch, räthselhafter Mann, bis Euch Gott getröstet. In meinem Herzen ruft mir eine Stimmt zu: ich sei berufen Euch zu retten.“

„Barmherzigkeit! Ihr erhöht meine Qual und wißt es nicht! Ein unschuldiges Kind, spielt Ihr mit einer verderblichen Flamme. Weicht zurück vor ihr, damit sie Euch nicht ergreife!“

„Ich will sie löschen mit reiner Hand, mit frommen Herzen.“ —

„O mein Gott! Mein Gott!“ jammerte der Ritter und rang die Hände.

„Wenn ich Euch etwas werth bin, wenn Ihr mir nur die kleinste Freundschaft schenkt, so öffnet mir Euer Herz.“

„Ihr mir werth, Gräfin? Ihr entreißt mir ein Geständniß, das nie über meine Lippen kommen sollte. Ich liebe di:h, Maria; aber ich darf dich nicht lieben. Diese Liebe ist ein Verbrechen. Und nun laßt mich fliehen! Weit, weit über die Meere, die ich durchsegelt, und laßt mein gemartertes Herz mich an den Küsten des fernen Indiens begraben.“

„Nicht also, Ritter Johannes! Vertraut Euch mir ganz und laßt mich mit meinem Vater reden. Er liebt mich. Meine Verlobung mit dem Grafen Schönborn soll kein Hinderniß Eurer Rettung sein. Sagt mir nur mit

klaren Worten: Glaubt Ihr an Jesum Christum und die Sühnkraft seines heiligen Blutes?"

Kaum hatte sie diese Worte ausgesprochen, als der Ritter vom wildesten Sturm der Gefühle überwältigt mit einem Wehlaut auf die Steinplatten des Bodens fiel und plötzlich Todtenblässe sein Gesicht überzog. Entsetzt schrie Maria nach Hülfe. Martin stürzte herbei und lief nach andern Dienern. Der ohnmächtige Ritter wurde auf sein Lager getragen, und schon nach wenigen Minuten schlugen die Flammen eines wilden Fiebers über sein Haupt.

Funfzehntes Kapitel.

Schon seit mehren Jahren hatte Kaiser Maximilian an dem Plan gearbeitet, sich wieder enger mit dem ungarischen Königshause zu verbinden, um dadurch neue Anwartschaft auf die Kronen der Länder Ungarn und Böhmen zu erlangen. Ehemals, vor der Geburt des Prinzen Ludwig, als noch der mächtige Graf Johann Zapolya von Zips Hoffnung auf die Krone von Ungarn gehabt, war der König Sigismund von Polen, der Bruder des Königs Wladislav von Ungarn und Böhmen, den Plänen Maximilians entgegen gewesen; denn die Gemahlin Sigismunds war die Schwester Johann Zapolya's, und der Polenkönig unterstützte seinen Schwager. Jetzt war Maximilian durch seine Enkel in den Stand gesetzt, die alten Pläne mit mehr Geschicklichkeit auszuführen. Er dachte daran, den Kronprinzen Ludwig von Ungarn und Böhmen mit seiner Enkeltochter Maria, und die Schwester desselben Anna mit einem seiner beiden Enkelsöhne zu vermählen. Eine Aussöhnung mit König Sigismund sollte

mit dieser Handlung verbunden werden. Die kleine Erzherzogin Maria war zu diesem Behufe schon im Frühling von Brüssel nach Wien gebracht worden und wartete mit glänzendem und zahlreichem Gefolge schon über drei Monate ihres Großvaters. Die Zusammenkunft der drei gekrönten Häupter sollte in Preßburg stattfinden, und König Wladislav war bereits in der Mitte des März dort angelangt, König Sigismund zu Ende desselben Monats. Aber Maximilian beeilte sich nicht, ihnen die Hand zu bieten. Er litt an seinem alten oft wiederkehrenden Uebel; er hatte kein Geld zu dieser Reise, die er doch, um sich in seiner ganzen kaiserlichen Majestät zu zeigen, so glanzvoll als möglich ausführen wollte. Er verkaufte deshalb erst die große und reiche Herrschaft Biberbach an Jakob Fugger für zweiunddreißigtausend Gulden, ein Preis, der uns heutigen Tags in Erstaunen setzt, da aus Steinen und Kräutern jetzt mehr gelöst werden würde. Ein Beweis für die große Wichtigkeit des fuggerschen Hauses schon in jener Zeit ist, daß auch der König von Ungarn diese Reise nicht ohne Herrn Jakobs Hülfe unternehmen konnte. Die Zugeständnisse, die ihm dafür gemacht wurden, waren von der Art, daß sich der Reichthum des Hauses Fugger verdoppelte.

Der Kaiser sandte seinen Geheimen Rath, jenen berühmten und gewandten Augsburger Matthäus Lang, seit langer Zeit schon Cardinal von Gurk, dessen er sich in allen wichtigen Angelegenheiten bediente, als Gesandten

an die beiden königlichen Brüder nach Preßburg, während er selbst in Augsburg verweilte, um vom Reiche und dem schwäbischen Bunde eine glänzende und ansehnliche Geleitschaft zu seiner Reise nach Ungarn zu erzielen. Die Verhandlungen darüber zogen sich aber gar sehr in die Länge. Die schwäbischen Bundesstände versammelten sich zur Berathung in Eßlingen und beschlossen dem Kaiser sechshundert neu in Roth gekleidete Fußknechte auf zwei Monate zu stellen, und hierzu wurden die schönsten, längsten und stärksten Männer in allen zum schwäbischen Bunde gehörigen Städten auserwählt, die jede Stadt nach Augsburg stellen mußte. Außer diesen zogen ihrer viele aus dem alten Geschlechtern zu Augsburg, Nürnberg, Ulm, Constanz und andern Reichsstädten auf eigne Kosten, um den Kaiser zu ehren, ihm zu; ebenso, da er bei allen Fürsten im Reich um einen schönen reisigen Zeug und um die besten Renner und Stecher nachgesucht, ritt ihm, neben vielen Fürsten und vornehmen Geistlichen, ein großer Haufe von Grafen, Rittern und Edeln zu. Seinem Schatzmeister Jakob Villinger befahl der Kaiser an Kleinoden, Perlen und Edelsteinen, Gold- und Silbergeschirren, goldnen Tüchern, Sammet, Damast und anderem Seidengewand in allerlei Sorten und Farben einzukaufen, damit er sich als Kaiser sehen lassen und die Könige und ihre Diener angemessen beschenken könne.

Auf diese Weise kam der Sommer herbei, eh Maximilian seine Reise antreten konnte. Die beiden Könige

in Preßburg wurden des Wartens müde und fingen an am Kommen des Kaisers zu verzweifeln, so daß sie eine Gesandtschaft an ihn schickten und ihn fragen ließen: ob es denn wirklich sein Ernst sei?

Die glänzende Geleitschaft des Kaisers wurde nun vorausgeschickt, um ihn in Wien zu erwarten. Dort langten in der ersten Woche des Monats Juli nacheinander an der Markgraf Casimir und der Graf Berthold von Henneberg mit hundert Reisigen und sechsundvierzig Kürisern, welche weiße Standarten führten. Diesen folgte des Kaisers zahlreiches Hofgesinde. Endlich stellte sich auch der Cardinal von Gurk wieder ein und brachte mit sich den Erzbischof von Bremen, gebornen Herzog von Braunschweig, die Herzoge Wilhelm und Ludwig von Baiern, den Herzog Albrecht von Meklenburg und den Herzog Ulrich von Würtemberg. Ein große Menge von vornehmen und geringen Leuten bedeckte die Straßen nach Wien. Solch ein Zusammenströmen von allerlei Volk war seit Menschengedenken nicht gewesen.

Der Kaiser langte am 8. Juli auf dem Schlosse Hecking im Wienerwalde an, wo er sich zwei Tage auszuruhen gedachte, bevor er die Stadt beträte. Er war nur von seiner vertrauten Dienerschaft umgeben. Der Graf Florian von Isselstein empfing ihn mit Ehrerbietung und stattete den Dank für sich und seine Tochter ab.

„Ich seh' auf Euerm Antlitz einen trüben Schein, und daß Euer Töchterlein Euch nicht den kurzen Weg zu mir

herüber begleitet hat, um mich und ihren Verlobten zu begrüßen, will mich fast vermuthen lassen, daß Euch ein häuslicher Kummer drückt," sprach der Kaiser zu seinem getreuen Feldobersten. Auf solche Ansprache bat der Graf seinen gnädigen Herrn um eine geheime Audienz, die ihm sogleich bewilligt wurde, indem der Kaiser sich mit ihm in ein Kabinet zurückzog. Hier erzählte der Graf dem Kaiser, was mit dem Ueberbringer der Geschenke geschehen war und fügte hinzu: wie schwer erkrankt derselbe danieder liege und wie Maria und ein kleiner Diener, den der Ritter Süderland besonders lieb gewonnen, sich in die Wartung desselben theilten, ja wie sein Kind selten zu vermögen sei, das Lager des Kranken zu verlassen und sich selbst Ruhe zu gönnen. Im Fieber habe der Kranke aber höchst seltsame Dinge gesprochen, welche dem Glauben, zu dem er erst schon Veranlassung gegeben, bestärkten, daß ein außerordentliches Geheimniß auf diesem Manne ruhe. Maria bewahre über diese Aeußerungen, die nur sie meist gehört, ein tiefes Schweigen. Ueberhaupt sei das heitre Kind wie verwandelt. Oft sähe man sie an des Ritters Lager knieen und inbrünstig beten, ihr Frohsinn sei dahin, und auf seine und der Mutter bekümmerte Fragen über diese auffallende Wandlung pflege sie nur mit Thränen zu antworten. Doch habe sie feierlich erklärt, sie könne nun und nimmer die Gemahlin des Grafen von Schönborn, noch überhaupt eines andern Mannes werden. Dies Alles bereite ihm den größten Kummer.

Der Kaiser schüttelte das Haupt mißmuthig über solche unerwartete Kunde.

„Der Fugger hat Euch da in meinem Namen einen bösen Boten ins Haus geschickt. Wir werden Mühe haben, das wieder zu bessern."

„Kein böser Bote ist der Ritter," versetzte der Graf, „vielmehr ein edler sanfter Mann, voll Kenntnisse und Lebenserfahrung, den ich und meine Hausfrau herzlich lieb gewonnen haben. Er war uns ein werther Gast geworden. Aber ein bös Geschick hat unsre Freude in Leid verkehrt. Es scheint, daß mein Kind irgend wie und wahrscheinlich durch das Fieberreden des Ritters hinter dessen Geheimniß gekommen ist, und es muß dieses ein unseliges und schlimmes sein, da es ihr alle Lebensfreude geraubt und ihren kindlichen Frohsinn in so thränenreiche Trauer verwandelt hat. Helf mir Gott! Sie ist noch mein einzig Kind und die Hoffnung meines Alters." Der abgehärtete Kriegsheld war nahe daran in Thränen auszubrechen.

„Das muß anders werden in deinem Hause, Graf Florian," sagte der Kaiser gutmüthig. „Die verstorbene Kaiserin war deines Kindes Gotte, und ich erachte die Maria als meine eigne Pathe. Darum hatt' ich ihr auch den Schönborn zum Ehewirth zugedacht. Der finstre Gast muß fort. Ich kenne das düstre und unheimliche Geheimniß dieses Mannes; es soll und darf nicht deinem Kinde und dir den Frieden rauben. Dann wollen wir

die Maria zu den Festen führen, die ich den beiden Königen geben werde. Das wird sie zerstreuen. Und dann schnell Hochzeit gemacht, und du und die Mutter ihr begleitet die junge Frau an meinen Hof. Dort soll's ihr nicht an Lust und Freude fehlen. Und so wollen wir sie von dem Gebreste heilen, das ihr der unselige Ritter gebracht hat."

Dabei lächelte der hohe Herr so süß, daß ein weniger bekümmerter Vater ihm wohl hätte ansehen können, daß ihm persönlich viel daran liege, die jugendliche Pathe an seinem Hofe zu haben. „Vorab," fuhr er fort, „wollen wir die Wunderkraft einer heiligen Reliquie an dem holden Töchterlein versuchen. Ich führe in einem ganz absonderlichen Schreine allerlei gute Remedia bei mir." Damit ging er auf einen langen mit schwarzem Tuche überzogenen Kasten zu, der an der Wand des Kabinets am Boden stand, zog einen Schlüssel aus der Brusttasche und öffnete den seltsam geformten Schrein. „Kannst du ahnen, welch' eine Lade dies ist? — Nein! Ich will es dir sagen, Florian. Es ist mein Sarg!" Seine Stimme wurde weich und zitterte vor Wehmuth. „Ich bin dies Frühjahr in mein siebenundfunfzigstes Jahr getreten, und es ist Zeit, daß ich mich vorbereite dies Häuslein zu beziehen. Zwar hab' ich all mein Lebtag mich nicht vor dem Tode gescheut, dem unser Herr und Heiland den bittern Stachel genommen, und seit ich als junger Gemsjäger auf der Martinswand ihm ins Auge geschaut, bin

ich vertraut mit ihm geworden. Er hat mich auch verschont bis zu dieser Stunde, aber mir ahnt, er werde nicht allzulange mehr an mir vorübergehen. Meine Jugendfreunde und Gespielen sind meist alle schon durch das finstre Grabesthor gezogen; die Könige und Fürsten, mit denen ich in Frieden und Krieg verkehrt, sind fast alle heimgegangen, die schönen Frauen, die ich einst geliebt, hat der Tod blaß geküßt. Die Reihe wird bald auch an mich kommen. Als ich dies Frühjahr an meinem Schlosse in Inspruck bauen ließ, machten es mir die Werkleute in keinerlei Weise recht, da kam plötzlich der Gedanke über mich, ich solle mich ferner nicht kümmern um dieses fürstliche Haus, aus dem ich doch bald ausziehen müsse; es zieme mir vielmehr mir ein andres Häuslein bauen zu lassen, in dem ich die müden Glieder besser ausruhen könne, als in solch steinernem Schloß, und ich ging zu meinem Nachbar Schreiner, mir den Sarg zu bestellen. Und damit ich überall und zu aller Zeit eingedenk sei, daß mir nicht viel Andres als zu sterben mehr auf Erden übrig bleibe, hab' ich beschlossen, den Todtenschrein mit mir zu führen, wohin ich auch fahre. Und drin hab' ich allerlei Kleinod, nicht Perlen und Edelsteine, nicht Gold und Silber, nicht Tand und Geschmeid. Es sind heilige Reliquien darin und gottselige Gebetbücher, geweihte Kerzen, Agnus Dei und Heiligenbilder, lauter Schätze und Zehrpfennige für die letzte Reise. Gott helfe mir hier zu einem guten Ende und zu einem noch bessern Anfang

drüben!" Ein paar helle Thränen rollten ihm über die grauen Wangen herab; er sah in diesem Augenblicke sehr ehrwürdig aus. Der Graf war so ergriffen, daß er kein Wort sprechen konnte. Der Kaiser langte aus dem Sarge eine kleine mit rothem Sammet überzogene Schachtel und übergab sie dem Grafen: „Es ist eine Locke vom Haupte des heiligen Märtyrers Stephan, und sein Blut ist noch daran zu sehen. Sie ist ein Geschenk des frommen Papstes Pius II. an meinen Vater und hilft gegen all übermäßiges Leid und großen Kummer. Ein feines güldnes Kettlein ist daran befestigt, das hängst du deinem Kinde über den Hals, so daß ihr die Locke auf das betrübte Herzlein zu liegen kommt. — Doch ich will ja selbst mit Euch reiten, Graf, und da will ich dem lieben Kinde die Reliquie selbst anhängen und die Wirkung ihrer Wunderkraft beobachten."

Maximilian sprach die letzten Worte abermals mit einem feinen sinnlichen Lächeln, welches im scharfen Contraste zu seinen Sterbegedanken und dem wunderlichen Reisegeräth seines Sarges stand. Dies Lächeln zeigte zur Genüge, daß er noch immer ein gutes Stück von jenem fröhlichen Minnewart war, der allen schönen Frauen zu Hofe gewesen; auch hatte er wirklich seit dem unbetrauerten Tode der Kaiserin, der ihn vor vier Jahren von der Ungeliebten erlöst, manchen kleinen Minnehandel nicht verschmäht. In der That hatte auch das Leben der Kaiserin, um die er sich nie viel bekümmert, ihn von heimlichen

und geräuschlosen Liebesabenteuern nicht abgehalten. Wenn man sich den Kämmerer des Kaisers, den Grafen Schönborn, dem er seine schöne Pathe Maria zur Gemahlin bestimmt hatte, näher ins Auge faßte und das große Interesse erwog, welches er für die reizende junge Gräfin an den Tag legte, so mußte man auf den Gedanken kommen, er beschäftige sich trotz seiner sechsundfunfzig Jahre doch lieber noch mit dem blühenden Leben als mit dem kaltem Tode, und der Sarg als Reisebegleiter sei nur ein Erzeugniß der weichlichen Empfindungen, die ihn oft zu beherrschen pflegten. — Auch konnte er jetzt nicht verbergen, wie ärgerlich er darüber war, daß der Aufenthalt des Ritters Süderland im Hause des Grafen von Isselstein seinen kaiserlichen Pathenplänen mit Maria in die Quere gekommen sei. Voll von diesem Aerger und Verdruß setzte er sich auch zu Pferde, um, nur von einem Diener begleitet, der kleinen traurigen Schwärmerin die heilende Locke des heiligen Stephan selbst auf das kranke Herzchen zu legen.

Der bekümmerte Vater führte den verdrießlichen Kaiser an das Bett des kranken Ritters. Ein rührender Anblick bot sich ihnen dar. An dem Bette kniete Maria in tiefes Gebet versunken, die Hände still gefaltet, den feuchten Blick nach oben gerichtet.

„Mein Kind," redete sie der Graf an, „des Kaisers Majestät ist gekommen, deine Huldigung anzunehmen."

Die Jungfrau erhob sich und verneigte sich stumm und demüthig vor dem Reichsoberhaupte.

„Ich will Euch mit nach Wien nehmen, liebe Pathe," sagte Maximilian mit der ihm eigenthümlichen Leutseligkeit, die ihm stets zu Gebot stand, wenn er wollte. „Ich werde die beiden Könige dorthin einladen und die Vermählungsfeste dort feiern. Eure Gegenwart soll mir aber diese Feste verschönern."

„Verzeiht mir, mein gnädigster Kaiser und Herr," erwiederte Maria mit fester Stimme, „wenn ich Euerm Befehl nicht nachkommen kann. Aber ein Höherer und Mächtigerer als Ihr hat mir anders befohlen, und diesem empfangenen Befehle muß ich mich fügen."

Der Kaiser und der Vater sahen sich ob dieser seltsamen Rede verwundert an. „Und was ist das für ein Befehl, dem Ihr zu gehorchen gewillt seid?" fragte der Erstere.

„Unser Herr und Heiland hat mir seine unbefleckte schmerzensreiche Mutter, die heilige Jungfrau Maria, als Botin zugesandt und mir wissen lassen, daß ich durch unablässiges Gebet die Seele dieses kranken Mannes vom ewigen Verderben zu retten und ihr das Licht des ewigen Heils gewinnen kann. In Demuth erkenne ich die hohe Gnade, die mir durch solche Sendung zu Theil geworden ist, und betrachte sie als heiligen Befehl, dem alles Irdische nachstehen muß. Es ist meine Pflicht den Kranken zu warten und zu pflegen, und wenn er genest, wie ich hoffe, ihn zum Glauben an Christi erlösendes Blut zu bekehren. Hat es der hochgelobte Gott aber anders über ihn be-

schlossen, so bin ich für seine Seele verantwortlich und muß sie durch Gebet und gottseligen Wandel aus dem Fegfeuer erlösen und den himmlischen Freuden zuführen."

Obgleich diese Worte keineswegs nach des Kaisers Sinn geredet waren, so machten sie doch einen starken Eindruck auf ihn. So weltlich auch Maximilian gesinnt war, so hatte er doch ein tiefes und gläubiges Gefühl für die Eindrücke der Religion, ja er war sogar von allen abergläubischen Vorurtheilen seiner Zeit in Bezug auf das Uebersinnliche befangen.

„Ihr könnt und mögt immerhin dem Himmel dienen, und Euer frommes Gebet wird sicherlich der Seele dieses kranken Mannes förderlich sein," sagte er etwas verstimmt, „aber Ihr dürft auch nicht vergessen, daß Ihr der Welt angehört und ein minnesehnsüchtiger Bräutigam Euch zum Hochzeitreigen führen will."

„Kein irdischer Bräutigam soll meiner warten. Die heilige Jungfrau selbst hat mich mit ihrem Sohne verlobt. Ich bin eine Braut des Herrn. Droben aber im ewigen Lichte wird der Herr selbst meine so heiligem Dienste geweihte Seele der geretteten und dem Himmel gewonnenen Seele dieses Mannes vermählen. Also hat es mir die Mutter Gottes selbst gelobt."

„So wißt Ihr, wer dieser Mann ist, und kennt seine Schicksale?" rief der Kaiser von einem unangenehmen Gedanken ergriffen.

„Ich weiß es, ich kenne sie. Er hat mir in stiller

Nacht alles vertraut. Er hat seine Hand in die meinige gelegt, damit ich ihn zu Christi Heerde führe, und die Himmelskönigin hat unsern Bund gesegnet."

Der Unmuth des Kaisers stieg; doch war er Meister der Verstellung, um ihm jetzt nicht Worte zu geben. „Ich hab' Euch ein heiliges Geschenk mitgebracht," sagte er ablenkend; das Euch werth sein wird. Es ist eine wunderthätige Reliquie. Kommt in das Gemach Eurer Frau Mutter, wo ich sie an Euerer Brust befestigen werde."

Er ging mit dem Grafen, ohne sich besonders um den Kranken bekümmert zu haben, der still vor sich hingelegen, als nähme er an dem, was um ihn vorging, keinen Theil und höre die Rede nicht.

„Ich werde Euch meinen Leibarzt heute noch herüberschicken," sagte der Kaiser zum Grafen, „und er wird erklären, daß der Kranke sofort in einer Sänfte nach Wien gebracht werde, damit er ihn in steter Aufsicht habe. Will Maria nicht von ihm lassen, gut, so begleitet sie ihn dahin. Dort wird es uns besser gelingen, als hier, sie wieder für das Leben zu gewinnen. — Jetzt aber will ich mit dem Ritter reden." Sobald Maria das Krankenzimmer verlassen hatte, verfügte sich der Kaiser dahin und verschloß die Thür. Die Diener hörten wohl zuweilen Laute eines heftigen Gesprächs, aber selbst Martin, der sich aufs Lauern gelegt hatte, schien nichts verstanden zu haben; wenigstens leugnete er es. Als der Kaiser heraustrat und sich in die Frauengemächer verfügte, war er sehr aufgeregt

und versank während der übrigen Zeit des Tags in ein tiefes Nachdenken. Nachdem er der schönen Schwärmerin die heilige Locke umgehängt, verließ er, vom Grafen begleitet, in großer Verstimmung das Schloß. Am Abend langte der Leibarzt an und fand den Zustand des Kranken weit weniger bedenklich, als er nach des Kaisers Bericht gefürchtet hatte. Kaum hatte der gelehrte Medicus von fern angedeutet, daß es sich nothwendig machen werde, den kranken Ritter in Wien zu haben, als dieser mit leidenschaftlicher Hast ausrief: „Ja, das ist auch mein Wunsch. Ich möchte das Schloß lieber heute noch als morgen verlassen, um dem wackern Grafen und seinen Hausgliedern nicht länger zur Last zu sein. Ich getraue mir mein Pferd zu besteigen und die kurze Reise zu machen."

„Nicht also!" versetzte der Arzt, froh, statt auf Widerstand zu stoßen, solche entgegenkommende Bereitwilligkeit zu finden. „Ich werde Euch vielmehr einen kaiserlichen Wagen senden, der Euch morgen in der Frühe nach Wien bringen soll." — Als der Arzt sich wieder entfernt hatte, trat Maria ein. Ihr Wesen war ernst und gemessen. Süderland sah ihr an, daß sie einen großen Schmerz überwunden hatte, und eine wehmüthige Freude kam deshalb über ihn. Sie gemahnte ihn wie eine Heilige, die die irdische Schwachheit überwunden und auf deren Zügen der Himmel seinen Siegesglanz widerstrahlen läßt. Ihr Auge leuchtete in frommer überirdischer Begeistrung.

„Ihr werdet uns verlassen,“ sagte sie mit weichen Tönen, durch welche die Wehmuth als letzter Nachhall des irdischen Schmerzes hindurch zitterte, „und ich ehre Eure Großmuth, mit welcher Ihr dem lieblosen Befehl des Kaisers entgegenkommt. Auch ich werde mich nicht widersetzen. Wenn ich Euch auch nicht mehr mit meinen Händen warten kann, meiner Seele können sie nicht wehren, Euch zu dienen, für Euch zu leben und zu beten.“

„Ich danke dir mein süßes frommes Kind. Deine Liebe hat mich schon gesund gemacht. In kurzer Zeit werde ich wieder so viel Kräfte gewonnen haben, um Wien wieder verlassen zu können.“

„Und wohin werdet Ihr gehen?“

„Weit über die Meere in die fernen Indien. Dort trägt sich die Last meines Unglücks leichter als hier.“

„Und warum nicht lieber in Euer Vaterland, zu Euerm Volke? Dort würdet Ihr glücklich sein.“

„Maria, ich habe kein Vaterland; ich gehöre keinem Volke an. Ein heimathloser Wandrer durchzieh' ich die Erde, und wie mein Schatten folgt mir mein dunkles Schicksal. Ueberall bin ich fremd auf der Welt, und die Sehnsucht nach dem Besitz eines Herzens, das mein sei und mich liebte, muß sich ungestillt verbluten.“

„Und wenn ich dir nun folgte, Johannes, wie dein Geschick? Wenn ich dein Geschick versöhnte durch mein dir dargebrachtes Herz?“

„Um Gott nein, Maria! Ich darf dein Opfer nicht

annehmen. Wir müssen uns auf ewig trennen. Es wäre grausam von mir deine Schritte an die meinigen zu fesseln und deinen Frieden auf ewig zu zerstören. Denn ich würde so schwach oder so stark sein, für dich nach einer Krone zu greifen, die mir gehört, und dich mit dem Glanze einer Königin zu umgeben. Ich würde dich in das leidenschaftliche Gewirre eines wilden Völkerkampfes reißen. Ich würde für dich ein Vaterland, ein Volk gewinnen wollen und würde dich vor meinen Blicken untergehen sehen, oder noch schrecklicher: du würdest eines Tags mein blutendes Haupt zu deinen Füßen rollen sehen, das Haupt eines überwältigten Empörers. Denn der Gipfel meines Elends ist, daß von meinem Volke die Thatkraft gewichen! Nein, nein, wir müssen uns trennen, Maria. Ich kann deinen Eltern die Gastfreundschaft nicht lohnen, indem ich ihnen die Tochter raube."

„Als ob ich ihnen noch angehörte! Aber du hast recht. Ich begreife deine große edle Seele. Wir müssen uns auf Erden trennen. Ach! und des unaussprechlichen Jammers! Wir sind auch im Himmel getrennt ewig, ewig getrennt." Und trostlos weinend sank sie in die Kniee. „Weh mir und dir, daß es meinem Gebete nicht gelungen ist, dich zum Glauben an Jesum Christum zu bekehren! Ich werde mich todt härmen, daß ein so edler Mann auf ewig verdammt ist." Und sie richtete ihre Blicke auf ihn, in welchen sich Liebe und Zärtlichkeit, Frömmigkeit und Verzweiflung seltsam vereinigten. Der

Kranke trocknete sich den Angstschweiß von der Stirn. Er schwieg, aber er faßte des armen Mädchens Hand und hielt sie mit krampfhaftem Zittern. Er wollte sprechen, er kämpfte mit sich selbst, aber er drückte endlich beide flachen Hände vor das todtenbleiche, schmerzzuckende Gesicht und schluchzte: „Nein, ich kann dich nicht belügen! Wahr zu sein gegen dich und gegen mich selbst ist mir die heiligste Pflicht. Ich kann nicht an deinen Christus glauben, wie du es thust. Mir ist er ein edler großer Mensch, ein Prophet Gottes, aber nimmer kann ich mich überzeugen, daß er selbst Gott sei. Dieser Glaube dünkt mir ein Frevel an Gott zu sein. Ich kann nicht glauben, daß ein Mensch durch seinen Tod alle, die da glauben, er sei Gott, von ihren Sünden reinigen und von der göttlichen Strafe erlösen könne. War er Gott, was hat er dann für Verdienste um seine Anbeter, indem er für sie gestorben? Kann ein Gott sterben? Kann ein Gott Schmerzen und Leiden erdulden? War er aber ein Mensch, was kann mir sein Tod helfen? Und kann endlich ein sterbliches Wesen zugleich Gott und Mensch sein? Maria, ich kann das helle Licht meines Geistes nicht verdecken, um im Dunkeln diesen Christus anzubeten.“

Sie hatte sich das Haupt verhüllt und weinte laut. Eine lange und peinliche Pause wurde nur von ihrem Schluchzen ausgefüllt. Endlich ermannte sie sich und sagte mit leiser weicher Stimme:

„Gott mag mir gnädig verzeihen, wenn ich sündige,

aber ich kann Euch so nicht scheiden lassen, als wäret Ihr mir ein blutfremder und gleichgültiger Mann. Deshalb gewährt mir eine flehentliche Bitte. Ihr dürft mir diesen letzten Wunsch nicht versagen."

„Verlangt mein Leben, und ich gebe es freudig für Euch hin, Maria."

„Nein! Behüten will ich Euer Leben, wenn ich nicht mehr um Euch sein, nicht mehr Sorge für Euch tragen kann. Ich bitt' Euch: nehmt den Knaben Martin als Euern Leibdiener mit Euch, nehmt ihn als mein Geschenk! Ich will ihm anbefehlen, daß er Euch bewache und pflege, daß er stets um Euch sei und jeden Euerer Wünsche erlausche. Dann werd' ich wenigstens etwas ruhiger euretwegen sein und mir einbilden dürfen, ich selbst schalte und walte um Euch."

„Wird Euer Vater den Knaben entbehren können?"

„Ich habe schon mit ihm darüber gesprochen. Er wird Euch den Martin gern überlassen."

„Ihr beglückt mich mit diesem Geschenke. Ihr gebt mir einen guten Hausgeist mit auf meine einsamen und weiten Wege durch die Wüste der Welt. O wie rührt mich Eure Vorsorge! Wie bin ich Euch ewig dankbar verflichtet! Ich werde Martin halten, wie wenn er mein Sohn wäre. Sein Anblick wird mich jede Minute an die holdselige Jungfrau erinnern, deren schönes, reines Herz mir, dem unglückseligen Fremdling, eine heilige Freistätte wurde; er wird mir die Erinnerung in der Seel-

fest halten, daß es mir vergönnt war, noch eine Stunde wehmüthigen Glücks zu genießen."

Sie verließ ihn innerlich gehoben und gestärkt und doch im Zwiespalt mit ihren religiösen Ueberzeugungen. Sie mußte den Mann lieben und achten, den ihr kirchlicher Glaube als ewig verloren und verdammt bejammerte. Aber in ihrer reinen Seele stand der Vorsatz fest, nicht im Gebet für seine Erleuchtung und Bekehrung zu ermatten. Voll großer Gefühle suchte sie Martin auf, um den Knaben mit seiner neuen Bestimmung bekannt zu machen. „Begleite ihn, wie sein Schatten," sagte sie bittend, „sei ihm ein treuer Diener und Gefährte! Suche jedes Trübsal von ihm abzuwenden! Schirme ihn mit deinem eignen Leibe! Lege dich auf die Schwelle seines Schlafgemachs nieder! Erfreue ihn, womit du kannst!" Der Knabe empfing pfiffig lächelnd ihre Befehle und eine volle Börse, ihre Ersparnisse, und versprach dafür Alles, was sie wollte. Er war froh, seine eignen Wünsche so schnell erfüllt und sich dafür auch noch so reichlich belohnt zu sehen.

Am frühen Morgen des folgenden Tags langte der Wagen an; der Ritter dankte mit wenigen, aber innigen Worten seinen Pflegern und verließ das Schloß. Der Graf dankte im Stillen seinem Schutzheiligen, daß die Sache so leicht verlaufen war, und die guten Eltern dachten nun wieder ernstlich an die nah bevorstehende Vermählung ihres Kindes.

Sechszehntes Kapitel.

Der Kaiser ordnete, kaum in Wien angekommen, Gesandte an die beiden Könige ab, welche sie zu ihm nach Wien zu kommen einladen sollten. Zu König Wladislav schickte er den Erzbischof von Bremen, den Markgrafen Casimir von Brandenburg, den Ritter Wilhelm von Toggenburg und den gelehrten Kanzler Doctor Cuspianus. Sie fanden den König auf dem Schlosse Kittsee an der Donau. Zu König Sigismund wurden gesandt Herzog Wilhelm von Bayern, Christoph Rauber, Bischof zu Laibach, Balthasar Merklin, Probst zu Waldkirchen und der Ritter Johann Marx, welche ihn zu Haimburg antrafen.

Am folgenden 15. Juli zog der Kaiser mit seinem herrlichen Gefolge von Wien aus, den Königen entgegen und kam in einer eigens hierzu gebauten, prachtvollen Sänfte bis nach der Festung und dem Markte Trautmannsdorf, wo er übernachtete. Von hier sandte er dem König Wladislav eine der seinigen gleiche neue mit Purpursammt überzogene Sänfte zum Geschenk. Nicht weit

von Trautmannsdorf auf einer am Bergwalde, die Haard genannt, gelegenen Wiese hatte Maximilian einen Baum errichten lassen, um damit den Ort der Zusammenkunft zu bezeichnen.

Am Morgen des 16. Juli erhob sich der prächtige Kaiserzug gegen jenen Hügel. Voran zog der Hauptmann zu Neustadt, Melchior von Maßmünster, im ganzen Küraß auf einem getigerten Pferde und führte zweihundert mit Harnischen und rothen Rennröcklein angethane Reisigen; ihnen folgten des Kaisers Hofgesinde nebst vielen Bürgern und Kaufleuten aus den Reichsstädten, welche sich, um dieses Fest mit anzusehen, dem Haufen beigesellt hatten, prächtig herausgeputzt und mit goldnen Ketten behangen. Hiernächst ritten des Cardinals von Gurk und des Herzogs Ulrich zu Würtemberg Hofleute, an achthundert Pferde. Diesen folgten dreizehn Edelknaben, in schwarzen Sammt gekleidet, auf schönen hohen Rossen, und wiederum auf diese sechs Ehrenholde in ihren Persevanten-Kleidern mit zwölf Trompetern und dem Heerpauker. Hierauf ritten die geistlichen Fürsten, die Erzbischöfe und Bischöfe von Bremen, Regensburg, Passau und Seckau mit den Herzögen Ludwig aus Bayern und Albrecht von Meklenburg. Jetzt erschienen, dem Kaiser nach Gebrauch voran, die kaiserlichen Thürhüter mit weißen Stäbchen in den Händen. Maximilian ließ sich in seiner mit rothem Sammt überzogenen, mit schwarzen Sammt ausgeschlagenen Sänfte tragen, in welche Farben auch die nebenher gehenden

Knaben und Pferdeknechte gekleidet waren. Maximilian war im halben kaiserlichen Ornat mit dem Purpurmantel und Hermelin. Zu beiden Seiten der Sänfte begleiteten ihn viele Grafen und Herren von Adel aus den kaiserlichen Erblanden zu Fuß. Der Cardinal von Gurk in der Mitte der Gesandten von Spanien und England folgte dem Kaiser. Hernach ritten, gleichfalls in schwarzen Sammt gekleidet, der Oberhofmeister Wilhelm von Rappoltstein, der Kanzler Cyprian von Serentin, der Schatzmeister Jakob Villinger, der östreichische Kanzler Johann Schneidpeck, Jakob Fugger, Balthasar Merklin, Probst zu Feldkirch, Marquart von Stein, Domprobst zu Bamberg, die Brüder Melchior und Ulrich Pfizing, Pröbste zu Nürnberg und andere kaiserliche Räthe und der ganze Hofstaat, alle in prachtvollen seidnen Kleidern und mit goldnen Ketten behangen.

Den Nachzug hatte der reisige Zeug mit seinen Trompetern und Heerpaukern. Vor demselben ritt der kaiserliche Hofmarschall Leonhard Rauber in einem lichten Küraß und Waffenrock von güldnem Stück auf einem geligerten und geharnischten Roß. Im folgte ein Haufe in lichtem Harnisch und schwarzer Kleidung. Dann Markgraf Casimir von Brandenburg gleichfalls auf einem geligerten Pferde, in Güldenstück und Scharlach gekleidet, neben ihm Graf Berchthold von Henneberg. Ihnen nach Markgraf Casimirs auserlesene Reiterei in rother Kleidung mit güldenen Ketten, köstlichen Helmkleinoden und anderm Schmuck

geziert, sammt dem übrigen fränkischen Adel mit weißen Standarten. Hierauf die Grafen, jeder in seiner Livrei, als Graf Georg von Montfort, Graf Georg von Schaumburg, Graf Hoyer von Mannsfeld, ein Graf von Westerburg und Graf Johann von Hardeck, welcher sammt seinem Pferde von Gold, Perlen und Edelsteinen über und über glänzte. Ihnen folgte der oberöstreichische Adel, achthundert Reiter stark. Der ganze Nachzug bestand in achtzehnhundert Berittenen, welche mit ihren großen Federbüschen, goldnen Ketten, köstlichem Schmuck von Perlen und Edelsteinen, prächtigen Kleidern und Fahnen überaus lustig anzusehen waren.

Den Zug der beiden Königsbrüder eröffnete eine große Menge Husaren mit zweigetheilten roth und weißen Fähnlein. Dann ein Haufe Moskowiter in blauer Kleidung mit hohen weißen Hüten und mit Bögen bewaffnet. Ein Haufe Tartaren. Wieder ein Trupp ungarischer Husaren; die Trompeter und Heerpauker beider Könige, deutsch gekleidet. Nun die ungarischen und böhmischen Adelsherrn mit höchster Pracht. Hiernächst ritt der kleine Prinz Ludwig, gekrönter König von Ungarn und Böhmen, im rothen golddurchwirkten Scharlach mit gepüfftem Haar und einem schwarzsammtnem Baret, auf einem schönen und köstlich gezierten Rosse, begleitet von vielen ungarischen und böhmischen Herren zu Fuß. Ihm folgte seine Schwester, die Prinzessin Anna im güldnen Stück, mit güldner Kette, Armgeschmeide und Edelsteinen herrlich geschmückt, auf

einem breiten, vergoldeten und mit Bildern übermalten Wagen sitzend, der von acht weißen Rossen gezogen wurde. Nebenher gingen abermals viele Herren von Adel. Nach ihr ritt König Sigismund in rothem Scharlach mit einem seidnen Hut bedeckt und von einer Menge polnischer Herren zu Fuß begleitet. Endlich kam König Wladislav in seiner neuen Sänfte und um ihn eine große Anzahl ungarischer Prälaten und Magnaten. Darauf folgten der Cardinal von Gran, die Erzbischöfe und Bischöfe Gregorius von Colocza, Georg zu Fünfkirchen, Ladislaus zu Waitzen und Michael zu Bosnia, die polnischen Bischöfe, Reichsräthe, Palatine, Woiwoden und andre Herren.

Als beide Heere dem aufgerichteten Baume nah gekommen, blieben sie in ihrer Ordnung stehen, die kaiserliche Vor= und Nachhut rückte aber auf den Hügel und stellte sich gegen Sonnenaufgang, so daß die Sonne sich tausendfältig in ihren blanken Harnischen spiegelte. Die Ungarn erschraken bei der Masse des Volks und einige Magnaten ritten eilig zu den beiden Königen und stellten vor: zu Frieden, Bündniß und Heirath brauche man so viel Eisen nicht. Es sei bedenklich, daß beide Könige und die königlichen Kinder sich dem mit so furchtbarer Macht herangezogenen Kaiser blindlings anvertrauen wollten. Sie hielten für rathsam, sich einen Weg zum Rückzug offen zu halten. König Sigismund verwarf aber im guten Vertrauen auf den Kaiser diesen Vorschlag, und so zogen sie ebenfalls bis zum Hügel.

Sobald der Kaiser den Baum erreicht hatte, ließ er die Decke von seiner Sänfte nehmen. Sogleich naheten ihm die beiden Könige und die königlichen Kinder. Und weil Wladislav nicht gut auf seinen Beinen stehen konnte, so war vorher schon ausgemacht, daß kein königlicher Fuß in Bewegung gesetzt werden sollte. Die beiden Sänften wurden dicht aneinander gestellt, Sigismund und Ludwig hielten zu Pferd auf der einen, der Wagen Anna's auf der andern Seite. Maximilian reichte ihnen nach einander die Hand und sprach den lateinischen Osterfestspruch: „Dies ist der Tag, den der Herr gemacht hat; lasset uns seiner freuen und fröhlich sein!“ Sigismund erwiederte ebenfalls lateinisch: „Nun wolle Gott, das diese unsre Zusammenkunft der ganzen Christenheit nützlich und heilsam sein möge!“ — Und weil Wladislav für sich selbst nichts zu sprechen wußte, so wiederholte er mit Weinen diese Worte seines Bruders. Drauf unterhielt sich der Kaiser mit den beiden ungarischen Königskindern, und sie blieben ihm keine Antwort schuldig und wußten mehr zu sprechen als ihr Vater. —

Die Unterhaltung der Könige dauerte an anderthalb Stunden. Dann wurde im nahen Walde eine kleine Jagd abgehalten und ein Hirsch gefangen. Hierauf begann das Banket an Tafeln, die am Waldrande errichtet waren. Alles Volk aber lagerte sich um zu essen und zu trinken. Die Könige thaten auf die neue Freundschaft und Eheverbindung manchen guten Trunk, und ihre Heere stimmten

jubelnd ein. Als der Tag sich zu neigen begann, ließ der Kaiser den Königen und ihrer Begleitung das Nachtlager in den benachbarten Städtchen, Flecken, Schlössern und Dörfern anweisen. Er selbst übernachtete mit den Seinigen in Laxenburg. Der Tag war bis zu Ende hell und freundlich gewesen.

Der folgende Morgen brachte Regen, der den ganzen Tag anhielt, wodurch die Freude des Einzugs in Wien gestört wurde. Was nicht zum Zuge selbst gehörte, eilte Rennens nach Wien, um in die Herberge zu kommen. — Es zogen aber den Königen aus der Stadt 1500 Bürger und Bürgersöhne, alle in Roth gekleidet, eine Viertelmeile entgegen. Diesen folgten die 600 Mann Fußvolk vom Reich mit fliegenden Fahnen. Bis an das Thor gingen entgegen alle Ordenspersonen, welche alles Heilthum der Stadt Wien mit sich trugen. Hinter ihnen zogen die Schulknaben in großer Menge, jeder mit einem Fähnlein einher. Hierauf die ganze Priesterschaft der Stadt Wien, die Professoren und Studenten der Universität und endlich die Handwerkszünfte mit ihren Fahnen, deren an sechszig gezählt wurden.

Der Einzug dauerte über zwei Stunden, und waren über viertausend Pferde. Doch verdarb der anhaltende Regen alle Freude. In der Stadt angelangt, verfügten sich die königlichen Personen in die St. Stephanskirche, an deren Haupteingang sie der Bischof Georg von Wien inmitten seiner Priester empfing und über sie den Segen

sprach, worauf die kaiserliche Kapelle das Te Deum anstimmte. Den König Wladislav und dessen Kinder nahm der Kaiser mit sich auf die Burg; dem König Sigismund wurde das sogenannte Hasenhaus zur Herberge angewiesen. Der folgende Tag war Ruhetag; der Kaiser beschenkte seine Gäste mit köstlichem Güldenstück und lud sie auf den andern Morgen zur öffentlichen Versammlung ein. Um acht Uhr dieses Tags, des 19. Juli, kamen die gekrönten Häupter, die königlichen Kinder, ihre Fürsten, Räthe, Erzbischöfe und Bischöfe, zusammen an hundert Köpfe, in dem dazu bestimmten Saale zusammen, in welchem drei Throne errichtet waren. Den mittlern nahm der Kaiser ein; zu seiner Rechten saß der Ungar-, zu seiner Linken der Polenkönig.

Maximilian erhob seine Stimme und hielt eine kräftige Rede, welche fast eine Stunde dauerte. Zuerst gab er Gott die Ehre, daß er die Herzen zu solcher freundlichen Begängniß gelenkt. Dann dankte er beiden Königen, daß sie mit so langer Geduld seine Ankunft, deren Verzögerung er mit Gründen entschuldigte, erwartet und nun seiner Einladung nach Wien Folge geleistet hätten. Hierneben wünschte er, daß diese Zusammenkunft zur Erweiterung der Ehre Gottes, zu Heil und Wohlfahrt der Christenheit und zur Unterdrückung des Erbfeinds des christlichen Namens gereichen und ausschlagen möge. Hierauf gab er der Versammlung zu vernehmen, wie es seit Anbeginn seiner Regierung sein höchstes Verlangen ge-

wesen, ein mächtiges Heer wider den Erzfeind der Christenheit ins Feld zu führen und die herrlichen christlichen Länder, welche die Türken in ihre Gewalt bekommen, wieder zu erobern. Wiewohl er nun solches zeither stets mit Mund und Herzen gewünscht, auch dessen öfter gegen die Reichsstände erwähnt, so habe er doch wegen der Kriege, zu welchen er durch die Könige von Frankreich, die Herzoge von Geldern und Venedig und andre seine und des Reichs Feinde genöthigt worden, zur Vollziehung dieses seines Vorhabens niemals gelingen können. Nun gab er sieben Wege an, wie die Türken zu besiegen seien, und verbreitete sich über die Mittel, durch welche die Zwietracht in der Christenheit aufgehoben und die Potentaten mit einander vereinigt werden könnten. Endlich ermahnte er beide Könige, daß sie, in ihre Länder zurückgekehrt, nach solchen Mitteln und Wegen trachten wollten, damit ein längst erwünschter Kriegszug einmal ins Werk gesetzt werden möchte, wozu er Leib und Gut und Alles, was der höchste Gott ihm verliehen, getreulich dranzusetzen erbötig und gesonnen sei.

Die ganze Versammlung war tief ergriffen, Manche bis zu Thränen gerührt. Der Cardinal von Gran, als päpstlicher Legat, nahm das Wort und dankte dem Kaiser im Namen beider Könige und der ganzen Christenheit für Sr. Majestät guten und allergnädigsten Willen mit dem Erbieten, daß beide gegenwärtige Könige nebst andern hohen Potentaten der Christenheit sich dies-

falls, wie christlichen Königen wohl anstehe, verhalten wollten.

Hierauf ging die Versammlung zur Tafel. Abends war Tanz, bei welchem die Prinzessin Maria von Spanien zuerst aus ihrem Losament im Palast des Grafen von Cilli von ihrem Hofmeister und Hofstaat begleitet, von vielen Grafen und Herren auf die Burg eingeholt, den Gästen vorgestellt wurde. Sie ließ dieselben vom Probst von Waldkirch in einer Rede bewillkommnen, welche Peter von Premislav auf König Sigismunds Befehl beantwortete. Dann nahm die liebliche Maria zwischen den beiden ungarischen Königskindern Platz, und der Tanz begann.

Die beiden folgenden Tage wurden mit Berathschlagungen über die bevorstehende Handlung ausgefüllt; der Adel übte sich in ritterlichen Spielen.

Der Tag Mariä Magdalenä, der 22. Juli, wurde zur Vermählung der königlichen Kinder bestimmt.

Um neun Uhr zogen die Könige nach der Stephanskirche; diese war mit niederländischen Tapezereien köstlich verhängt und die Gestühle mit güldenem Stück ausgeschlagen. Der Kaiser und die Könige nahmen ihre Stellen zur rechten Seite des Chors; nächst ihnen stand Prinz Ludwig. Darauf folgten in der Ordnung mehre Reichsfürsten, Gesandte und die vornehmsten ungarischen, polnischen und böhmischen Herren. Auf dem Gestühle mitten im Chor nahmen die beiden Prinzessinnen ihren Sitz, und

neben ihnen standen abermals Fürsten und Grafen und vornehme Frauen und Fräulein. Zur Linken des Chors hatten die geistlichen Fürsten ihren Platz nebst ihren Prälaten und Pröbsten. Der Bischof von Wien hielt das Hochamt, und die kaiserliche Hofkapelle musicirte. Dann hielt der Kaplan des Cardinals von Gurk, Richard von Perusia, eine Rede. — Der Kaiser erhob sich. Er trug eine rothsammtne Schaube, und das güldne Vließ hing um seinen Hals. An seinem rothsammtnen Baret strahlte ein großer Diamant. Sein ganzer Anzug war auf eine Million Goldes geschätzt. Gemessnen Schritts verfügte er sich in die Sakristei; die hohen Reichswürdenträger folgten ihm. Hier ließ er sich den ganzen kaiserlichen Ornat anlegen und die Krone aufsetzen. Die Fürsten trugen ihm Reichsapfel, Scepter und Schwert vor, und also trat der Kaiser des heiligen römischen Reichs deutscher Nation in seiner Majestät wieder in den Chor und auf das mittlere Gestühle. Ein ungarischer und ein böhmischer Großer führten ihm die Prinzessin Anna zu, und der Cardinal von Gran vermählte sie dem Kaiser als Stellvertreter eines seiner Enkelsöhne. Nach Auswechslung der Trauringe, redete der Kaiser die Prinzessin also an: „Im Namen unsrer beiden abwesenden Enkel haben wir Ew Liebden jetzt das Wort der Vermählung gegeben, so daß Ihr an einen derselben von heute an vermählt und ehelich versprochen sein sollt; und weil mein Enkel Karl die Königreiche Castilien und Aragonien, ingleichen sein Bruder

Ferdinand das Königreich Neapel zu erben und zu erwarten hat, so erklären und ernennen wir hiermit Ew. Liebden zur Königin und wollen Euch zu einer solchen gekrönt haben." — Mit diesen Worten setzte er ihr eine goldne Krone auf das Haupt.

Auf diese Vermählung folgte sofort die zweite. Prinz Ludwig trat mit der Infantin Maria auf das Gestühle, und beide wurden vom Cardinal ehelich eingesegnet. Der Bräutigam war neun, die Braut beinah zehn Jahr alt.

Nach vollendeter Ceremonie, als Alle zu ihren Plätzen zurückgekehrt waren, überreichten die Reichs= und Hofmarschälle dem Kaiser, den beiden Königen und dem Prinzen Ludwig jedem ein Schwert, womit sie mehr als zweihundert Herren aus fast allen europäischen Nationen zu Rittern schlugen; doch hatte diese Würde damals schon ihre eigentliche Bedeutung verloren. Endlich sprach der Cardinal von Gran den Segen, worauf alle Trompeter eine Fanfare bliеßen, bis die Hofkapelle den ambrosianischen Lobgesang anstimmte, in welchen alles Volk singend einfiel.

Um 1 Uhr war die feierliche Handlung vorüber, welcher das Haus Oestreich die Kronen von Ungarn und Böhmen verdankt. Die spanischen Königreiche sind ihm verloren gegangen; Neapel gehorcht keinem Oestreicher mehr, Navarra hat einen andern Herrn, die Niederlande sind nicht mehr östreichisch; in Amerika hat das Kaiserhaus nichts mehr zu befehlen; Ungarn und Böhmen sind ihm geblieben bis auf den heutigen Tag.

Nachmittags war ein großes Renn- und Stechspiel auf dem Neuen Markt, welchem männiglich zuströmte.

Abends hielten der Erbschenk und Geheimster Rath des Kaisers, Freiherr Siegmund von Dietrichstein und Fräulein Barbara, Tochter des Freiherrn Georg zu Rottal, Obristen Hofmeisters der Infantin Maria, Beilager auf der Burg, und der Kaiser richtete die Hochzeit aus, weil Bräutigam und Brautvater bei ihm in hoher Gnade standen. Der Bräutigam ward vom Kaiser und dem König Wladislav zur Trauung geführt. Ein glänzendes Hochzeitmahl und ein Tanz beschlossen die Festlichkeiten des Tags.

Siebenzehntes Kapitel.

Mit dem Erbschenken von Dietrichstein und dem Fräulein zu Rottal hatte nach des Kaisers Willen und Absicht noch ein zweites Brautpaar ehelich verbunden werden sollen. Dies war der Kämmerer Graf von Schönborn und die Gräfin Maria von Isselstein. Aber der Kaiser sowohl, als sein Kämmerer und der Graf Isselstein, welcher sich in der nächsten Umgebung des Kaisers befand, beobachteten ein geheimnißvolles Stillschweigen darüber. Die Gräfin von Isselstein war mit ihrer Tochter zwar auch nach Wien gekommen, um den Festlichkeiten beizuwohnen; man hatte aber beide nur bei der Zusammenkunft des Kaisers und der Könige gesehen, und sie wurden an den folgenden Tagen im Gedränge und der Bewegung der Festlichkeiten nicht vermißt.

Maria lag krank in ihrer Wohnung, und ihre Mutter war ihre Wärterin. Maria war krank am gebrochnen Herzen. So lange der Ritter auf der Burg ihres Vaters gewesen war, hatte sie sich stark gefühlt. Die An=

spanung ihrer Seelenkräfte hatte sie nicht dazu kommen lassen, über sich selbst nachzudenken und ihren schmerzlichen Gefühlen Raum zu geben. Mitten im Festgewühle erlosch aber die Abspannung, und sie brach zusammen, wie eine vom Sturm geknickte Blume. Ihre Mutter wurde von unsäglicher Angst erfaßt, daß sie auch dieses letzte und geliebteste Kind verlieren möchte; sie saß still weinend an Marias Lager. Und das blutende Herz des Kindes erschloß sich dem blutenden Herzen der Mutter, und diese wurde die Freundin der Tochter. Maria verschwieg ihr nichts; sie entdeckte ihr das überwältigende Geheimniß, welches der Ritter im Fieber in ihre Brust niedergelegt hatte, und welches zu tragen sie zu schwach war; sie enthüllte ihr den ungeheuern aus diesem Geheimniß hervorgewachsenen Schmerz. Die liebende, zagende Mutter begriff, daß die Gewalt der in der Seele ihres Kindes aufgeglühten Liebe im Kampfe mit diesem von außen hereingestürzten Riesenschmerze das schwache Gefäß zertrümmern müsse. Aber aus der erhaltenen Mittheilung schöpfte sie Hoffnung. Ach was ergreift nicht ein Mutterherz zur Rettung eines Kindes!

„Verzage nicht, mein Kind!“ tröstete sie. „Du wirst die Gattin des Ritters werden, und es wird dir gelingen, seine Seele zu retten und dem Himmel zuzuführen. Ich selbst werde den Kaiser dafür zu gewinnen wissen.“

„O Mutter! Mutter! Er ist krank an Leib und

Seele, und ich kann nicht an seinem Bette beten, kann ihn nicht warten und pflegen. Wenn er stürbe und führe zur Hölle, trüge ich nicht die Schuld? Würde nicht Gott einst seine Seele von mir fordern? Ist nicht die Mutter Gottes selbst mir erschienen und hat mir seine Rettung befohlen?"

„Mein Kind, wir wollen uns dem hochwürdigen Bischof von Wien anvertrauen. Er wird dich absolviren. Oder hast du zu einem andern Priester Vertrauen? Die vornehmsten geistlichen Fürsten mit ihren Diaconen sind hier versammelt. Wir wollen reiche Opfer auf den Altar der heiligen Mutter Kirche niederlegen. Wir wollen dir Ablaß erkaufen. Und genügt dir das nicht, und meinst du, daß St. Peters Nachfolger, das Oberhaupt der Kirche, allein dir den rechten Frieden wieder gewähren könnte, so wollen wir nach Rom wallfahrten und eine Messe stiften in der St. Peterskirche."

„Ja Mutter, nach Rom wollen wir pilgern!" rief Maria, von dem Gedanken ergriffen, in fieberhaft freudiger Bewegung. Aber nicht ohne den armen Ritter. Wir müssen ihn bereden, daß er uns begleite. Dort wollen wir ihn in den Tempel der Christenheit führen, zu dem alle gläubigen Völker des Abendlandes wallen, und am Hauptaltare wollen wir zu seinen Seiten knien, und den Hochgebenedeiten um seine Erlösung anflehen. Und gieb Acht, Mutter! Es wird ein Wunder geschehen, daß er an Christum glaube. Komm, Mutter, komm!"

Und die hochbegeisterte Schwärmerin sprang auf vom Lager.

„Wohin willst du, mein Kind?“ fragte die ängstliche Frau.

„Kannst du fragen, wohin? Giebt es auf der weiten Erde noch einen zweiten Platz, wohin ich gehen möchte und könnte? An sein Bett wollen wir. Ich will den edeln Mann pflegen, ich will dort für ihn beten, daß er gesunde. Dorthin gehör' ich, und ich sterbe vor Sehnsucht, wenn du mich nicht zu ihm führst. Dorthin ruft mich der Engel des Herrn, damit das hohe Wunder seines dreimalheiligen Namens offenbar werde an dem Ungläubigen.“

„Wir wissen nicht, wo seine Herberge ist, und es ist Nacht, mein Kind. Dein Vater ist bei Hofe. Wir können sie jetzt nicht erfragen. Auch bist du selbst krank und mußt erst wieder genesen.“

„Ich bin gesund und stark. Wir dürfen nicht zaudern; wir müssen nach Rom pilgern, zum ewigen Gnadenborn.“

„Warte nur bis morgen. — Auch hab' ich für diesen Spätabend eine weise Frau bestellt, die dein Gebreste versprechen wird. Du kennst sie, die alte Zigeunerin, die schon in Flandern uns zuweilen besuchte und auch hier oft auf unserm Schlosse gewesen ist und mit ihrer geheimen Kunst uns manchen guten Dienst geleistet hat. Sie ist mir heute in der Stadt begegnet, und sie hat mir ihre Hülfe, um die ich sie ansprach, zugesagt. Sie

wird uns gewiß auch guten Rath geben; denn sie weiß viel aus Erfahrung und geheimer Wissenschaft. Auch kommt vielleicht morgen Martin zu uns und sagt uns an, wo sein neuer Herr herbergt."

Mit solchen begütigenden und tröstenden Worten beruhigte die Mutter die schwärmerische Aufregung Marias. Während sie noch sprachen, meldete die Zofe die weise Frau und führte auf Befehl der Gräfin ein altes gebücktes Mütterchen herein. Sie warf das Nebeltuch ab und begrüßte die Frauen. Es war Karracha, die Zigeuneraltmutter.

Die Alte setzte sich an Marias Bett und ließ sich die Hand der kranken Jungfrau reichen.

„Du leidest Herzenspein, mein Kind," sprach sie und heftete ihre klugen Augen auf die Linien der Hand. „Ein hoher Herr ist Euch in keuscher Minneglut ergeben, aber ein großes Hinderniß liegt zwischen ihm und Euch. — Gebt mir eine Schale voll reinen Wassers, damit ich Euch die Brust befeuchte und das Leid aus dem Herzen wasche."

Die Gräfin gab ihr das Verlangte und erzählte dabei vom Ritter Süderland. Karracha fragte schlau und vorsichtig. Mutter und Tochter berichteten eifrig, was die Alte zu wissen wünschte. Die Zigeunerin horchte immer gespannter, doch äußerlich gleichgültig. Dann, als die Waschung mit Zaubersegen vorüber war, nahm sie Marias Hand wieder.

„Eine Krone schwebt über seinem Haupte," fuhr sie

lauernd fort, und wenn das Recht auf Erden herrschte, würde er der König eines mächtigen Volks sein. Und Euch, schöne Maria, würde er als seiner geliebten Herrin die Krone zu Füßen legen."

Ueberrascht von diesen Worten, beichtete Maria mehr, und was sie nicht enthüllte, fügte ihre Mutter hinzu.

Mitten in dieser Unterhaltung stürmten rasche Schritte zur Thüre herein, und beim Scheine der Lampe erkannten Mutter und Tochter den Knaben Martin.

„Martin! Martin, kommst du endlich!" rief ihm Maria in hastiger Freude zu und streckte die Arme nach ihm aus. „Erzähle schnell, ist dein Herr wieder gesund, und warum bist du nicht eher gekommen, es mir zu melden?"

„Ach, gnädige Gräfin, ich kann Euch nicht so erfreuliche Kunde sagen," versetzte der Knabe mit betrübten Mienen. „Mein armer, unglücklicher Herr war kränker als je und nahe daran seinen Geist aufzugeben. Ich konnte ihn unmöglich verlassen, und erst heute hat sich's wieder mit ihm gebessert."

„Ach, Mutter, es ahnete mir!" seufzte Maria. „Im Traume ist er mir erschienen."

„Ja, auch hat er fort und fort von Euch gesprochen und Eure Hülfe angerufen."

„Ich komme! ich komme! Doch sage, wo ist Eure Herberge?"

„Im Kloster der Väter Bernhardiner, deren Pflege

er vom Kaiser besonders empfohlen worden ist. Der Leibarzt hat ihn täglich mehrmals besucht, und die Mönche sind eifrig bemüht gewesen, alle Vorschriften desselben zu erfüllen. Aber er wollte von keiner Hand Arzneien annehmen, als von der meinigen, und so oft ich zu ihm trat, flüsterte er den Namen Maria, gleichsam als sähe er Euch selbst vor sich."

Maria weinte und lachte vor Wonne, sie faltete die Hände, um zu beten und brachte doch nur den Namen des geliebten Mannes über die Lippen.

Die Zigeunerin rüstete sich mit auffallender Hast zum Aufbruch.

„Du willst gehen?" fragte die Gräfin verwundert. „Und du versprachst mir doch diese Nacht bei meiner Tochter zu wachen und deinen Zaubersegen öfter über ihr zu sprechen?"

„Seht Ihr nicht, daß er schon gewirkt hat?" versetzte Karracha. „Meine Gegenwart ist nicht mehr nöthig. Doch will ich morgen wieder nach ihr sehen. Aber sie wird morgen gesund sein, wie der Vogel in der Luft." — Und mit dem reichen Geschenke der Gräfin ging sie von dannen. Auf der Straße förderte sie ihre Schritte, als habe sie die Last der Jahre von sich geworfen und eile auf den Flügeln der Jugend dahin. So gelangte sie in eine entfernte Vorstadt und trat in den Hof eines alten großen Hauses. Ein winkliges Hintergebäude nahm sie endlich auf, und aus einem düstern Gaden schallten ihr die muntern Töne des Cymbals entgegen.

Toni tanzte mit Sonaca.

„Pepindorio!“ herrschte ihm seine Großmutter zu, „laß jetzt Tanz und Spiel. Ich habe einen köstlichern Fang gemacht, als wir jemals in den Fuggerschen Bergwerken gethan. Aber noch bin ich meiner Sache nicht ganz gewiß. Wir müssen uns sogleich und ohne Verzug überzeugen.“

„Was ist's, Altmutter?“ riefen die Zigeuner und umstanden die Alte in Haufen.

„Wenn mich nicht Alles trügt, so hab' ich den Cidi *) entdeckt, den wir seit Jahren vergeblich gesucht. Schnell, Pepindorio,“ wandte sie sich zu ihrem ältesten Sohne, „wirf deinen Mantel um und gehe in das Kloster der Bernhardiner. Dort liegt ein Ritter krank, Namens Süderland. Gieb dich für einen Arzt aus, der ihn schnell vom Gebreste befreien will. Und ich wette all mein kremnitzer Gold gegen einen Heller, du wirst den Mann erkennen, der uns zu reichen und angesehenen Leuten machen soll.“

Eine allgemeine freudige Bewegung entstand in der spärlich erhellten Spelunke.

„So wird uns,“ fuhr Karracha fort, „die Hochzeit der Könige mehr einbringen, als dem Kaiser Maximilian. Und wenn er es ist, den wir gesucht haben, so müssen wir morgen einen Eilboten nach Brüssel an Suleima schicken und ihr die Freudenbotschaft mittheilen.“

---

*) Herr, Gebieter.

Antonio hatte sich entfernt und kehrte bald in stattlicher Kleidung zurück. Niemand hätte den Zigeuner wieder in ihm erkannt. Ein Bursch folgte ihm als Diener und beide verließen die Herberge, um sich nach dem bezeichneten Kloster zu begeben.

Sonaca sprang zu Karracha hin, zog eine prächtige Nadel aus ihrem glänzend schwarzen Haar und rief: „Sieh, Altmutter, dies Kleinod hat mir heute, als ich auf dem Neuen Markt tanzte, ein schmucker, junger Herr geschenkt, ein stattlicher Bub in schwarzer Sammtschaube."

„Ei, ei!" schmunzelte die Alte, „das ist ja ein werthvoller Stein und mit Perlen eingefaßt! Fürwahr, diese Nadel ist einer so schönen Prinzessin, wie du bist, würdig. Schau, schau, noch bist du nicht vierzehn Jahre alt und schon so reich von einem jungen Herrn beschenkt worden. Das ist ein guter Anfang. Möge die Fortsetzung eben so kostbar sein!"

„Und weißt du, wer ihn zu mir führte, den stolzen Burschen? Der feine Herr Raimund Fugger, auf dessen Hochzeit in Kremnitz ich getanzt. Er klopfte mich auf die Wange und sagte lächelnd: „Ei, Sonaca, bist du schön geworden, seit ich dich nicht gesehen. — Und diesen Abend wollen sie beide zu uns kommen, um sich wahrsagen zu lassen."

„Ich verstehe. Ich will ihm schon sagen, was er zu wissen wünscht. Pepindorio mach dich aus dem Wege!"

„Wozu?" fragte der Bursche trotzig. „Ich fürchte

mich nicht vor dem Fugger. Und wenn Ihr glaubt, Ihr wollt die Sonaca verhandeln und mich erst bei Seite schieben, daß ich Euch den Handel nicht störe, so sag' ich Euch: es wird nichts daraus. Ich werde auch ein Wort mit reden."

„Schweig, Fratz!" fuhr die Altmutter den ungeberdigen Schwätzer an. „Du wirst uns nicht neue Gesetze geben wollen. Will das Ei klüger sein als die Henne?"

„Der Sonaca willen bin ich Euch gefolgt," fuhr Toni noch erbitterter fort, „sonst wär' ich im Goldberge geblieben. Und ich werde nicht dulden, daß sie eines Andern Eigenthum wird." Und mit glühenden Blicken, in denen sich Trotz und Eifersucht mischten, verschlang er die zierliche Gestalt.

„Spannt den Rangen in den spanischen Bock!" herrschte die zornige Alte einigen Männern zu, „damit er Respekt lerne vor denen, die ihm zu befehlen haben."

Der Bursche wurde ergriffen, so wüthend er auch um sich schlug und biß, und so fürchterliche Drohungen er ausstieß.

„Dem müssen wir den starren Sinn brechen," sagte Karracha zu Zaroya, „sonst wächst er uns über die Hörner und läßt uns nach seiner Pfeife tanzen." — Toni wurde abgeführt und in schimpfliche Bande gelegt.

Die Strafvollstrecker waren noch nicht mit der Execution fertig, als zwei Männer in Mänteln in den Gaden truten und die bunte Gesellschaft mit stolzer Nachlässigkeit

grüßten. Sie warfen die Hüllen ab und brachten einige Bündel zum Vorschein, die ihnen ein Diener bis vor die Thür nachgetragen hatte. Die beiden Besucher der Zigeunerspelunke waren Raimund Fugger und Vivian de la Chaux, der Page und Gespiele des Erzherzogs Karl. Er war mit der niederländischen Gesandtschaft nach Wien gekommen. Mit dem Ungestüm tollen Leichtsinns riß er die Bündel von einander und nahm aus dem einen einen prächtigen Sammtstoff und einen eben so köstlichen Seidenstoff für Frauenkleider. Aus dem andern aber blickten dickbäuchige Weinflaschen und eine Blechbüchse mit Leckereien.

„Sieh, holde Prinzessin!“ lachte Vivian und schlang den Arm um Sonaca's zierliche Hüfte. „Der Kaiser hat sich von den Fuggern ganze Kisten voll Sammt- und Seidengewebe kommen lassen und heute Kleider unter alle vornehme Frauen ausgetheilt. Und dich, armes Kind, hat er vergessen. Aber ich habe an dich gedacht und auch an deine Mutter. Hier habt Ihr auch jede ein Kleid. Sie sind beide aus den kaiserlichen Kisten. Und hier ist auch vom besten Ungarwein von der kaiserlichen Tafel und Zuckerbrod aus der Hofküche. Schenkt ein! Trinkt und eßt und laßt die Cymbal zum Tanze erklingen! Wir wollen fröhlicher sein, als an dem langweiligen Hofe, wo ich gähnen muß, wenn ich den König von Ungarn und Böhmen nur ansehe.“

Raimund Fugger nahm die Altmutter bei Seite, drückte ihr mehre schwere Goldstücke in die Hand und sagte ihr

leise: „Dafür verlang' ich zweierlei. Erstlich Euere und Euerer Leute Verschwiegenheit. Ich will nicht, daß meine junge Frau, noch meine übrigen Anverwandten erfahren, daß ich Euch diesen Besuch gemacht." —

„Nicht sie, nicht Andre. Niemand auf der Welt!" versetzte Karracha. „O Herr, ihr kennt die Zigeuner nicht! Die größten Geheimnisse liegen bei uns begraben. Ihr dürft Berge auf uns bauen. Vertraut Euch mir an in jeder Sache, und Ihr werdet mich erprobt finden." —

„Dann sorgt für einen guten Imbiß; denn wir wollen mit Euch zu Nacht speisen. Wir sind des Hoflebens müd und satt und wollen auch einmal eine fröhliche Nacht haben."

„Es soll Alles nach Euerm Befehl geschehen."

Bald erklangen die wilden Töne des Cymbals mit dem jauchzenden Gesange der Fiedel vermischt, und dazwischen die Becher. Vivian wirbelte mit Sonaca im lustigen Tanze, Raimund schwenkte die schöne Mutter, und eh' eine Stunde verging, hatten es Zaroya's reizende Augen ihm angethan. Zigeunerbursche und Mädchen dreheten sich in steigender Lust, und Karracha schaffte am knisternden Küchenfeuer.

Mitten in dieser brausenden Bewegung trat plötzlich Antonio Cebes oder Pepindorio, der Vater, heimkehrend aus dem Bernhardinerkloster, ein und begrüßte die lustigen Gäste mit spanischer Grandezza. Raimund Fugger zog ein bestürztes, verlegenes Gesicht über diese unerwartete

Erscheinung. Cebes hatte es kaum bemerkt, als er sprach: „Meine Herren, ich bin der spanische Arzt, Don Antonio Maldonato, maurischer Abkunft und im Besitz tiefer geheimer Wissenschaft. Ich halte mich hier zu diesen meinen Landsleuten, die gleich mir viel köstliche Arcana kennen. Vorzüglich berathe ich mich mit der Altmutter, welche in der Heilkunst fast noch mehr leistet, als ich selbst. Ich komme eben von einem gefährlichen Kranken, über dessen Gebreste und über die anzuwendenden Mittel ich mich mit ihr besprechen will.“

„Ihr könnt auf seine Verschwiegenheit so fest rechnen, wie auf die unsrige,“ versicherte Karracha, welche gekommen war, das Nachtbrod aufzutragen.

„Und wenn Ihr erlaubt, will ich an Euerm Mahl theilnehmen. Laßt Euch in Eurer Lust nicht stören.“ Und zur Altmutter gewendet, sagte er mit bedeutsamen Kopfnicken: „Es ist mit unserm Kranken so, wie Ihr gesagt habt, und ich habe die nöthigen Mittel verordnet.“

„Wir können von Eurer Kunst keinen Gebrauch machen, Don Antonio,“ lachte Vivian. „Denn obgleich wir beide in der That bedenklich krank sind, so kann die Heilung doch nur aus derselben Quelle strömen, aus welcher die Krankheit geflossen ist. Ich halte meinen Arzt im Arme; doch verlangt mich nicht so schnell wieder nach vollständiger Gesundheit. Er soll sich viel Zeit zur Kur nehmen.“

„Oft thut auch meine Hülfe unerwartet schnell noth,“ erinnerte Antonio.

„Ihr könnt Eure Kunst am Ungarnkönige versuchen. Dem fehlt's im Kopf und in den Beinen. Auch Kaiser Max würde nicht grimmig sein, wenn Ihr seinen Sarg, den er mit sich schleppt, in ein Brautbett verwandeltet. — Aber die Alten vermögen Euere besten Tränkchen nicht wieder jung zu machen. Wir aber sind jung und wollen das Leben genießen. Schenk' ein, Sonaca, lieblichster Mundschenk, lachende Hebe und ihr, Spielleute, spielt auf!" In dem Augenblick, als er die kleine Sylphide von neuem umschlingen wollte und sie seiner stürmischen Bewerbung entschlüpfte, stürzte Toni, der, von den Tönen der Lust bis zur höchsten Wuth aufgestachelt, sich mit äußerster Kraftanstrengung seiner Bande zu entledigen gewußt hatte, als ein Rasender herein, sein blankes Messer hochschwingend. Ein ängstliches Geschrei erhob sich ringsum, eh es aber möglich war, den tollen Eifersüchtigen zu fassen, hatte er sich schon auf Vivian geworfen uud ihm ein paar Stiche versetzt. Im nächsten Augenblick lag er aber auch schon am Boden, von der Hand seines Vaters niedergerissen, und zwanzig Männerarme hielten ihn fest und schnürten den Wuthheulenden in starke Stricke. Raimund und Antonio entkleideten den blutenden Vivian schnell, und Karracha und ihr Sohn untersuchten die Wunden, die zu ihrer Beruhigung nicht gefährlich waren.

„Seht, seht, wie schnell Ihr der ärztlichen Hülfe bedürft!" erinnerte Antonio, als er den Junker verband. Dieser aber hielt auf dem Lager, wohin er gebracht worden

war, Sonaca's Hand fest und flüsterte ihr zu: „In deinen Armen, süßes Kind, sterb' ich auch gern."

Antonio und Karracha wachten an seinem Lager. Sonaca war neben ihm eingeschlafen, und Raimund hatte sich endlich entfernt, um ihn vor Tagesanbruch in einer Sänfte abzuholen.

In der Abenddämmerung desselben Tages standen zwei Männergestalten vor der Pforte des Bernhardinerklosters. Ein forschendes Auge hätte aber leicht wahrnehmen können, daß ihnen das männliche Gebahren und der männliche Muth mangele. Auch saßen ihnen die Kleider wunderlich genug, und in ihren Gesichtern hatte ein Scheermesser nichts zu thun. — Als die Glocke erschallt war, flüsterte Maria ihrer Mutter — denn diese beiden waren es — mit bebender Stimme zu und legte die zitternde Hand auf den Arm derselben: „Ach, Mütterlein, mir will das Herz zerspringen vor Angst und Bangigkeit."

„Beruhige dich, mein Kind! Gleich wirst du ihn sehen, nach dem dein Herz verlangt."

Der Bruder Pförtner öffnete.

„Wir wollen zu dem kranken Ritter Süderland." —

„Die Brüder Cistercienser haben ihn diesen Morgen abgeholt, um ihn in ihren Orden aufzunehmen und die Pforte hat sich für immer hinter ihm geschlossen."

Maria sank mit einem leisen Schrei in die Arme der Gräfin. Von der Burg aber ertönten Festschüsse und bezahlter Jubel zu Ehren der vermählten Königskinder.

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Fremd

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Storch, Ludwig,

Karl von Spanien Roman in drei Theilen

Bd.: 1

Leipzig 1848

P.o.germ. 1426 ed-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10312291-7